Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

1054ter bis 1057ter Band.

Enthält:

Die sieben Todsünden.

IV.

Vier Bändchen.

Jeder Band kostet **6** Kreuzer oder **2** Neugroschen.

Stuttgart.

Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.

1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. F. Mayer.

Sämmtliche Werke

von

Eugene Sue.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die sieben Todsünden,

von

Eugène Sue.

Vierte Abtheilung.

Die Unkeuschheit.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Vier Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der **Franckh'**schen Buchhandlung.
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Kapitel.

Das Palais des Elysée-Bourbon (das ehemalige Wohnhaus der Marquise von Pompadour) mitten im Faubourg Saint-Honoré gelegen, war in den letzten Zeiten bekanntlich das Hotel-garni der fremden katholischen, protestantischen oder muselmännischen königlichen Hoheiten, und zwar von den Prinzen des deutschen Bundes an bis auf Ibrahim Pascha.

Am Ende des Monats Juli in einem der vergangenen Jahre, gegen eilf Uhr Morgens, waren mehrere junge Secretaires und adelige Herren vom Gefolge S. K. H. des Erzherzogs **Leopold Maximilian**, der seit sechs Wochen das Elysée bewohnte, in einem von den Dienstzimmern des Palais versammelt.

„Die Revue auf dem Marsfeld zu Ehren S. K. H. dauert lange," sagte der Eine. „Die Audienz des Prinzen wird diesen Morgen übermäßig voll sein."

„Es ist wahr," sprach ein Anderer, „es warten schon fünf bis sechs Personen seit einer halben Stunde."

„Und bei seiner strengen militärischen Pünktlichkeit wird der Erzherzog diese gezwungene Unordnung sehr bedauern."

In diesem Augenblick öffnete sich eine von den Thüren; ein junger Mann von höchstens zwanzig Jahren, zum Hause gehörig, trat ein, durchschritt den Salon und ging

in ein anstoßendes Zimmer, nachdem er zuvor mit einer Mischung von Wohlwollen und Schüchternheit die von uns erwähnten Personen gegrüßt, die bei seinem Anblick aufgestanden waren und ihm so eine Art von Ehrerbietung bezeigten, welche sein Alter und seine Stellung nicht zu heischen schienen.

Sobald er verschwunden, sagte einer von den Herren auf den jungen Mann anspielend, der durch den Salon geschritten war:

„Armer Graf Franz . . . immer so schüchtern . . . ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren, das aus dem Kloster käme, hätte mehr Dreistigkeit als er."

„Wer sollte, wenn man ihn so jungfräulich sieht, glauben, daß er drei Jahre lang den Krieg im Kaukasus mit seltener Tapferkeit mitgemacht."

„Und daß er in Wien ein sehr erbittertes Duell gehabt hat, aus dem er muthig und glänzend hervorgegangen ist."

„Ich, meine Herren, denke mir, Graf Franz mußte immer ganz unschuldig die Augen niederschlagen, wenn er an die Tscherkessen seine Säbelhiebe austheilte."

„Ich glaube übrigens, daß S. K. H. gar wohl mit der Treuherzigkeit . . ."

„Teufel . . . keine Indiscretion, mein Lieber."

„Lassen Sie mich doch ausreden . . . Ich sage, der Erzherzog sei sehr wohl mit der beharrlichen Treuherzigkeit seines . . . Pathen zufrieden."

„Ah! gut! Und ich denke, wie Sie, daß S. K. H. nicht ohne eine gewisse Furcht den schönen Jungen den Versuchungen des teuflischen Paris ausgesetzt sah. Doch was haben Sie zu lächeln, mein Lieber?"

„Nichts."

„Glauben Sie, der Graf Franz habe trotz seiner scheinbaren Unschuld ein Liebschäftchen gehabt?"

„Ueberlegen Sie doch, meine Herren, was Alles Schönes ein Lächeln bedeuten kann, denn ich nehme Sie zu Zeugen, daß ich mich auf ein Lächeln beschränkt habe."

„Denken Sie im Ernst, mein Lieber, der Graf Franz? . ."

„Ich denke nichts, ich sage nichts, ich werde stumm sein, wie ein Diplomat, der ein Interesse hat, zu schweigen, oder wie ein junger Officier von der Noblegarde wenn er zum ersten Mal unter die Inspection S. K. H. kommt."

„Der Erzherzog hat allerdings einen von den Blicken, welche den Kühnsten imponiren. Doch um auf den Grafen Franz zurückzukommen . . ."

Dieses Gespräch wurde durch einen Collegen der im Dienstzimmer versammelten Personen unterbrochen.

Der Eintretende machte den Grafen Franz vergessen und mehrere Stimmen fragten ihn gleichzeitig:

„Nun, Ihr Wunder?"

„Die ausgezeichnete Werkstätte im Faubourg Saint-Marceau?"

„War es wenigstens der Mühe werth, sie zu sehen?"

„Für mich, meine Herren," antwortete der Eintretende, „für mich, der ich mich sehr für den Maschinenbau interessire, war dieser Morgen sehr werthvoll, und ich erkläre Herrn Charles Dutertre, den Eigenthümer dieser Werkstätte, für einen der geschicktesten und unterrichtetsten Mechaniker, die ich kenne . . . dabei gibt es wenige so zuvorkommende Menschen; ich gedenke auch Seine kaiserliche Hoheit zu veranlassen, diese Werkstätte zu besuchen."

„Schön, mein Lieber, man kann Sie nicht beschuldigen, Sie verlieren Ihre Zeit mit Nichtswürdigkeiten: ich mache minder hohe Ansprüche, und mein Hauptanspruch ist sogar noch im Zustand einer Hoffnung . . ."

„Und diese Hoffnung . . ."

„Ist, bei dem berühmten Doctor Gasterini zum Mittagessen eingeladen zu werden."

„Bei dem erhabensten, tiefsten Gourmand Europas."

„Man sagt in der That, sein Tisch sei ein Muster vom Paradies . . . der Gourmands."

„Ich weiß leider nicht, ob es bei mir mit diesem Paradies sein wird, wie bei dem andern; doch ich hoffe ..."

„Ich, meines Theils, gestehe meine Schwäche ... Von Allem, was ich in Paris gesehen, was mich am meisten entzückt ... bezaubert ... geblendet ... ich möchte sogar sagen, unterrichtet hat, ist ..."

„Ist?"

„Nun wohl! es ist ... (und sollte diese Blasphemie unsere schamhafte und stolze Germonia erröthen machen), es ist ..."

„Vollenden Sie!!!"

„Der Ball Mabille."

Der Schrei, die Ausrufungen, veranlaßt durch dieses offenherzige Geständniß, dauerten noch fort, als einer von den Secretaires des Erzherzogs, zwei Briefe in der Hand haltend, eintrat und den Anwesenden zurief:

„Meine Herren! ganz frische Nachrichten aus Bologna und Venedig ..."

„Bravo, mein lieber Ulrich ... und was für Nachrichten?"

„Die interessantesten und außerordentlichsten der Welt."

„Wahrhaftig?"

„Erzählen Sie uns das geschwinde."

„Bologna zuerst und dann Venedig waren einige Tage lang in einer unglaublichen Aufregung ... in Folge nicht minder unglaublicher Ereignisse."

„Eine Revolution?"

„Eine Bewegung des jungen Italien?"

„Oder wohl eine neue Verordnung des befreienden Papstes?"

„Nein, meine Herren, es handelt sich um eine Frau."

„Um eine Frau?"

„Ja, wenn es nicht gar der Teufel ist, und ich wäre geneigt, dies zu glauben."

„Ulrich, Sie spannen uns auf die Folter, erklären Sie sich doch."

„Sie erinnern sich, meine Herren, in Deutschland im

vorigen Jahre von jener jungen mexicanischen Wittwe, der Marquise von **Miranda** sprechen gehört zu haben?"

„Gewiß! .. es ist diejenige, welche unser Dichter Moser-Hartmann in so herrlichen und leidenschaftlichen Versen unter dem Namen die moderne **Aphrodite** besungen hat."

„Ah! welch ein spaßhafter Irrthum!" sagte Einer von den Redenden, in ein lautes Gelächter ausbrechend, „Moser-Hartmann, der vorzugsweise religiöse und spiritualistische Dichter ... der keusche Dichter, so rein und so kalt wie der unbefleckte Schnee besingt Aphrodite in glühenden Versen! Ich habe allerdings diese herrlichen Verse citiren hören, doch sie sind offenbar von einem andern Hartmann."

„Und ich versichere Sie, und Ulrich wird es bestätigen, daß dieses Gedicht, das man mit Recht auf die Höhe der schönsten Oden von Sappho stellt, von Moser-Hartmann ist."

„Nichts kann wahrer sein," sprach Ulrich, „ich habe Moser-Hartmann selbst seine des Alterthums würdigen Verse recitiren hören."

„Dann glaube ich Ihnen; doch wie läßt sich diese plötzliche, unbegreifliche Veränderung erklären?"

„Ei! mein Gott! diese Veränderung, die ein mit einem schätzenswerthen Talent begabten, aber correcten und kalten Menschen in einen Mann von Genie, voll Begeisterung und Macht verwandelt hat, diese Veränderung ist durch die Frau, die der Dichter besungen, durch die Marquise von Miranda bewirkt worden."

„Moser-Hartmann so verändert ... ich hätte dies für unmöglich gehalten."

„Bah! .." rief Ulrich ... „die Marquise hat wohl Anderes zu Stande gebracht ... und man schreibt mir hiereinen von ihren besten Streichen von Bologna. Es war dort ein gewisser Cardinal-Legat, der Schrecken und Abscheu der Gegend."

„Damit meinen Sie Orsini, einen eben so verabscheuenswerthen, als verabscheuten Menschen . . ."

„Und er hat auch das Aeußere seines Amtes; ich habe ihn in der Lombardei gesehen . . . welch ein leichenartiges Gesicht . . . wie unheimlich sieht es aus! Stets habe ich mir so den Typus eines Inquisitors vorgestellt."

„Nun wohl! die Marquise führte ihn auf den Ball des Casino in Bologna, maskirt und verkleidet als Panduren."

„Der Cardinal-Legat als Pandur!" rief man einstimmig. „Ah! Ulrich, das ist ein blaues Mährchen."

„Wenn Ihr diesen Brief gelesen und gesehen habt, von wem er unterzeichnet ist, so werdet Ihr nicht mehr zweifeln, Ihr Ungläubigen," erwiederte Ulrich. „Ja, die Marquise ließ sich von dem so verkleideten Orsini begleiten; dann, mitten auf dem Ball, riß sie ihm die Maske vom Gesicht und sagte mit lauter Stimme: „Gute Nacht, Cardinal Orsini!" und wie eine Tolle lachend verschwand sie und überließ den Legaten dem Gezische der gegen ihn aufgebrachten Menge. Er wäre Gefahr gelaufen ohne die bewaffnete Macht, die ihn beschützte; am andern Tag erhob sich Bologna, um die Zurückberufung von Orsini zu verlangen, der nach zwei Tagen großer Aufregung die Stadt nächtiger Weile zu verlassen genöthigt war. Zum Zeichen der Freudigkeit wurden am Abend alle Häuser beleuchtet: auf mehreren Transparenten sah man, wie man mir schreibt, zwei verschlungene M, die Chiffre der Marquise."

„Und sie, was ist aus ihr geworden?"

„Man hat sie nicht wiedergesehen; sie war nach Venedig abgereist," erwiederte Ulrich und zeigte dabei einen zweiten Brief; „hier war es, wie man mir schreibt, etwas ganz Anderes."

„Welch eine Frau! welch eine Frau!"

„Wie ist sie denn?"

„Sie haben sie gesehen?"

„Nein.“

„Ich auch nicht.“

„Ich auch nicht.“

„Man sagt, sie sei sehr groß und sehr schlank.“

„Mir sagte man, sie sei von einer mehr als mittleren Taille.“

„Mit Sicherheit läßt sich annehmen, daß sie brunett ist, denn Moser-Hartmann spricht von ihren schwarzen Augen und ihren schwarzen Augbrauen.“

„Ich kann nur sagen,“ entgegnete Ulrich, „daß man in diesem Brief aus Venedig, von wo die Marquise kürzlich nach Frankreich abgereist ist, die seltsame Frau ziemlich poetisch: das blonde Gestirn nennt, was auf den Gedanken bringen müßte, sie sei blond.“

„Aber was hat sie in Venedig gemacht? was ist dort vorgefallen?“

„Meiner Treue!“ antwortete Ulrich, „das ist ein Abenteuer, das zugleich mit den Sitten des heroischen Alterthums und mit denen des Mittelalters in Italien im Einklang steht.“

Zum Unglück für die Neugierde der Zuhörer verkündigte das Rasseln einer Trommel die Rückkehr des Erzherzogs Leopold, und jede Person vom Hause des Prinzen kehrte an ihren Posten zurück; man hielt sich bereit, die kaiserliche Hoheit zu empfangen.

Die Schildwache des Elisée-Bourbon, als sie von fern rasch mehrere Wagen mit der Livrée des Königs von Frankreich herbeikommen sah, hatte wirklich: In's Gewehr! gerufen; die Soldaten von der Wache hatten sich, den Officier an der Spitze, in Linie aufgestellt, und in dem Augenblick, wo diese Wagen nach einander in den Hof des Elysée einfuhren, schlug der Tambour den Feldmarsch und die Truppe präsentirte das Gewehr.

Der erste von den Wagen hielt vor dem Palais an; die Bedienten in großer rother Livrée öffneten den Schlag, und S. K. H. der Erzherzog Maximilian Leopold ging langsam die Stufen der Freitreppe hin-

auf, während er sich mit einem Obersten, dem Ordonnanzofficier unterhielt, der ihn zu begleiten beauftragt war; einige Schritte vom Prinzen kamen seine Adjutanten in glänzenden fremden Uniformen auch in königlichen Wagen, aus denen sie ebenfalls vor der Freitreppe ausstiegen.

Ungefähr neun und dreißig Jahre alt, war der Prinz ein Mann von sehr hohem, kräftigem Wuchs; er trug mit martialischer Steifheit die große *Feldmarschalls*-Uniform: einen weißen Frack mit goldenen Epauletten, Hosen von scharlachrothem Tuch, von denen das glänzende Schwarz seiner Stallmeisterstiefel abstach, welche ein wenig bestaubt waren, denn er hatte einer ihm zu Ehren befohlenen Revue von Truppen beigewohnt; der große rothe Cordon, das Halsband vom goldenem Vließ und fünf bis sechs Sterne von verschiedenen Orden schmückten seine Brust; seine Haare waren hellblond, wie sein langer militärisch aufgestülpter Schnurrbart, der noch mehr den Ausdruck seiner Züge verschärfte, die sich ganz besonders durch die Breite seines Kinns und das Hervorragen der Nase auszeichneten; das durchdringende blaue, halb durch das Augenlid bedeckte Auge lag unter einer sehr hoch aufgerichteten Braue; der Prinz sah auch immer aus, als schaute er sehr von oben herab; dieser strenge, hochmüthige Blick gab im Verein mit einer gebieterischen Haltung und einem unbeugsamen Tragen des Kopfes dem Ganzen der Person des Erzherzogs einen merkwürdigen Ausdruck von stolzer, eisiger Autorität.

Der Prinz war ungefähr seit einer Viertelstunde nach dem Elysée zurückgekehrt, als der Wagen eines französischen Ministers und der eines Botschafters einer Großmacht im Norden vor der Freitreppe anhielten und der Staatsmann und der Diplomat hintereinander in das Palais eintraten.

Beinahe in demselben Augenblick kam eine von den Hauptpersonen dieser Geschichte zu Fuß im Hofe des Elysée-Bourbon an.

Herr *Pascal* (so hieß unser Held) schien ungefähr

dreißig Jahre alt zu sein; er war von mittlerem Wuchse, sehr braun, und trug einen ziemlich langen Bart so hart und schwarz wie seine Augenbrauen, unter denen zwei kleine, graue, sehr klare, sehr feine und sehr durchdringende Augen glänzten; er ging leicht gebückt, nicht in Folge einer Abweichung des Wuchses, sondern aus einer Art von Nachläßigkeit; da er überdies die Gewohnheit hatte, seinen Kopf beinahe immer nieder und seine beiden Hände in seine Hosentaschen gesteckt zu halten, so hatten seine breiten Schultern nothwendig ein sehr gerundetes Aussehen; seine Züge machten sich besonders durch einen Ausdruck sardonischer Härte bemerkbar, womit sich jene überzeugten und auf ihre Allmacht eitlen Menschen eigenthümliche Miene unerbittlicher Sicherheit verband; eine schmale schwarze Halsbinde, wie man sagt, à la Colin geknüpft, eine lange Weste vom schottischen Trilch, ein leichter Sommerpaletot von weißlicher Farbe, ein grauer, abgetragener Hut und eine weite Hose von Nankin, in deren Taschen Herr Pascal seine Hände getaucht hielt, das war seine Kleidung, welche, von zweifelhafter Reinlichkeit, ganz mit der großen Hitze der Jahreszeit und mit der gewöhnlichen Zwanglosigkeit unseres Mannes im Einklang stand.

Als Herr Pascal vor der Thüre des Portier vorüberging, wurde er von diesem Beamten der Loge angerufen, der ihn mit lauter Stimme aus seinem Lehnstuhl heraus fragte:

„He! Herr... wohin gehen Sie?"

Mochte nun Herr Pascal den Schweizer nicht hören, oder wollte er sich nicht die Mühe geben, ihm zu antworten, er ging ohne anzuhalten weiter nach der Freitreppe.

Nun verließ der Schweizer gezwungen seinen Lehnstuhl, lief dem stummen Besuch nach und sagte ungeduldig zu ihm:

„Mein Herr, ich frage Sie noch einmal, wohin gehen Sie? man antwortet doch wenigstens!"

Herr Pascal blieb stehen, maß den Portier verächt-

lich, zuckte die Achseln und erwiederte, während er auf die Freitreppe zuschritt:

„Ich gehe... zum Erzherzog."

Der Herr Schweizer kannte seine Leute, er konnte sich nicht denken, dieser Mann im Sommerpaletot und mit der Halsbinde à la Colin habe wirklich eine Audienz beim Prinzen und wage es, bei ihm in einer so unverschämt vernachläßigten Kleidung zu erscheinen, denn alle Personen, welche die Ehre hatten, im Palast empfangen zu werden, waren gewöhnlich schwarz gekleidet; der Herr Schweizer hielt ihn auch für einen ungezogenen oder verwirrten Lieferanten, folgte ihm und sagte mit lauter Stimme:

„Mein Herr, die Kaufleute, die S. K. H. kommen läßt, dürfen sich nicht der großen Treppe bedienen... dort, rechts, ist die Thüre für Lieferanten und Gesinde, dort müssen Sie hinein."

Herr Pascal liebte die unnützen Worte nicht, er zuckte abermals die Achseln und ging weiter nach der Freitreppe, ohne dem Schweizer zu antworten.

Außer sich über dieses Stillschweigen und diese Halsstarrigkeit ergriff der Schweizer Herrn Pascal nun am Arm und rief die Stimme erhebend:

„Ich sage Ihnen noch einmal, mein Herr, hier dürfen Sie nicht eintreten."

„Was soll das heißen, Bursche?" rief Herr Pascal mit einer Mischung von Erstaunen und Zorn, als käme ihm das Attentat des Schweizers eben so vermessen, als unbegreiflich vor, „weißt Du, mit wem Du sprichst?"

Es lag in diesen Worten, in ihrem Ton ein Ausdruck so drohender Autorität, daß der arme Schweizer, einer Augenblick erschrocken, stammelte:

„Mein Herr... ich... ich... weiß nicht..."

Die große Thüre des Vorhauses wurde nun ungestüm geöffnet; einer von den Adjutanten des Prinzen, der von einem Fenster des Dienstzimmers aus den Streit zwischen dem Schweizer und dem Besuche sich hatte er-

heben sehen, stieg hastig die Stufen der Freitreppe herab, ging voll Eifer auf Herrn Pascal zu, sprach ihn in vortrefflichem Französisch an und sagte mit sehr warmem Tone:

„Ah! mein Herr, S. K. H. wird dieses Mißverständniß sicherlich sehr bedauern. Wollen Sie mir die Ehre erweisen, mir zu folgen; ich werde Sie sogleich einführen. Ich habe so eben in dieser Hinsicht die Befehle S. K. H. erhalten.“

Herr Pascal nickte mit dem Kopf in der Manier einer Einwilligung, folgte dem Adjutanten, und ließ den Schweizer verblüfft und trostlos über seine Ungeschicklichkeit.

Als Herr Pascal und sein Führer in den Wartesaal gekommen waren, wo sich andere Adjutanten fanden, sagte der junge Officier:

„Die Audienz S. K. H. ist diesen Morgen überfüllt, denn die Revue hat den Herrn Erzherzog länger, als er dachte, zurückgehalten; da er Sie aber so wenig, als möglich, warten zu lassen wünschte, so hat er mir befohlen, Sie, sobald Sie erscheinen würden, in ein an sein Cabinet anstoßendes Zimmer zu führen. S. K. H. wird sogleich nach der Conferenz, die sie in diesem Augenblick mit dem Herrn Minister der auswärtigen Angelegenheiten hat, zu Ihnen kommen.“

Herr Pascal machte abermals ein Zeichen der Einwilligung, folgte dem Adjutanten durch einen ziemlich dunklen Gang und kam in einen Salon, der die Aussicht auf den herrlichen Garten des Elysée hatte.

In dem Augenblick, wo er sich entfernen wollte, bemerkte der Adjutant, der bis dahin durch den ärgerlichen Streit zwischen dem Schweizer und Herrn Pascal zerstreut gewesen war, den nachläßigen Anzug des letzteren. Gewöhnt an die strengen Förmlichkeiten der Etiquette, war dem jungen Höfling die unehrerbietige Kleidung desjenigen, welchen er eingeführt, ungemein anstößig; er schwankte, zwischen der Furcht, einen Mann, wie Herr Pascal, zu mißstimmen, und dem Verlangen, gegen die

Unschicklichkeit seines Anzugs als eine Beleidigung für die Würde des Prinzen zu protestiren, der für Alles unerbittlich war, was die seinem Range schuldigen Rücksichten betraf: aber die erste Furcht gewann die Oberhand, und der Adjutant, der überdies bedachte, es sei zu spät, unsern Mann aufzufordern, daß er sich ehrerbietiger kleide, sagte, indem er wegging:

„Sobald der Minister der auswärtigen Angelegenheiten das Cabinet S. K. H. verlassen hat, werde ich ihm melden, daß Sie zu ihren Befehlen sind."

Die letzten Worte: Daß Sie zu ihren Befehlen sind, schienen schlecht in den Ohren von Herrn Pascal zu klingen; ein sardonisches Lächeln verzog seine Lippen; bald aber machte er es sich, als ob er, wie man zu sagen pflegt, zu Hause wäre, öffnete, da er ohne Zweifel die Temperatur des Zimmers zu hoch fand, und eines von den Fenstern, lehnte sich mit dem Ellenbogen auf das Gesimse, und schaute, mit dem Hut auf dem Kopf, in den Garten hinaus.

Zweites Kapitel.

Jedermann kennt den Garten des Elysee, einen reizenden, mit den schönsten Bäumen der Welt bepflanzten kleinen Park, dessen frische Rasen von einem englischen Bach befeuchtet werden; eine Allee in Terrassenform, mit hundertjährigen Ulmen besetzt. begrenzt diesen Park auf der Seite der Avenue von Marigny, eine ähnliche parallel laufende Allee begrenzt ihn auf der entgegengesetzten Seite; eine sehr niedrige Mauer trennt ihn von den benachbarten Garten.

Die zuletzt genannte Allee mündete in geringer Entfernung von dem Fenster des Salon aus, in welchem sich Herr Pascal aufhielt; bald wurde seine Aufmerksamkeit aus mehreren Gründen lebhaft erregt.

Der junge Mann, der durch das Zimmer der Secretaires und Hofleute gegangen und wegen seiner Schüchternheit der Gegenstand mehrerer Bemerkungen gewesen war, schritt langsam in der schattigen Allee auf und ab. Er war schlank und zierlich gewachsen; von Zeit zu Zeit stand er stille, senkte den Kopf, blieb einen Augenblick unbeweglich und setzte dann seinen Spaziergang wieder fort; wenn er das Ende der Allee erreicht hatte, näherte er sich beinahe verstohlen der Grenzmauer des anliegenden Gartens, und da an dieser Stelle die Mauer kaum vier Fuß hoch war, so stützte er sich darauf und schien in ein Nachdenken oder in eine Erwartung versunken.

Bis dahin hatte der Spaziergänger Herrn Pascal den Rücken zugewendet und dieser fragte sich neugierig, was der junge Mann, dessen Züge er noch nicht hatte unterscheiden können, betrachten oder erwarten möchte; als er aber, da er ohne Zweifel nicht gesehen, was er mit dem Blick zu suchen schien, sich umdrehte und gegen das Palais zurückkehrte, wandte er Herrn Pascal das Gesicht zu.

Der Graf Franz von Neuberg galt, wie gesagt, für einen Pathen des Erzherzogs, der ihn zärtlich liebte. Nach Hofgerüchten fehlte es S. K. H., die aus ihrer Ehe mit einer Prinzessin von Sachsen Teschen keine Kinder gehabt hatte, nicht an Gründen, Franz von Neuberg, die geheime Frucht einer ersten Liebe, väterlich zu behandeln.

Zur Zeit dieser Erzählung kaum zwanzig Jahre alt, bot Franz den vollendeten Typus der melancholischen Schönheit des Norden; mitten auf seiner weißen, reinen Stirne wie die eines Mädchens gescheitelt, umrahmten seine langen weißen Haare ein vollkommen regelmäßiges Gesicht; in seinen großen, himmelblauen Augen mit dem

sanften, träumerischen Blick schien sich die Reinheit seiner Seele zu spiegeln; mit seinem seidenen Flaum das Kinn und die Oberlippe leicht schattirend, gab ein entstehender Bart diesem reizenden Gesicht einen männlichen Ausdruck.

Je näher er zu dem Palais kam, desto mehr fesselte Franz die Aufmerksamkeit von Herrn Pascal, der ihn mit einem gewissen bewundernden Erstaunen anschaute, denn es war kaum möglich, die seltene Vollkommenheit der Züge von Franz nicht zu bemerken; als er nahe beim Fenster war, begegnete er dem starren, beharrlichen Blick von Herrn Pascal; er schien ebenso verlegen, als ärgerlich, erröthete, schlug die Augen nieder, wandte sich rasch um und setzte seinen Spaziergang fort, wobei er seine Schritte bis zur Mitte der Allee ein wenig beschleunigte; hier fing er wieder an langsam zu gehen, und ohne Zweifel beengt durch den Gedanken, ein Fremder beobachte alle seine Bewegungen, wagte er es Anfangs kaum, sich den Grenzen des benachbarten Gartens zu nähern; plötzlich aber jede Befangenheit vergeßend, lief er nach der Mauer beim Anblick eines kleinen Strohhuts, der jenseits der Mauer erschien und mit seinem mit der frischesten rosa Seide gefütterten Schild das köstlichste fünfzehnjährige Gesicht, das man träumen kann, umgab.

„Fräulein Antonine," sagte Franz rasch und mit leiser Stimme, „man beobachtet uns."

„Diesen Abend," flüsterte eine sanfte Stimme.

Und der kleine Strohhut verschwand wie durch einen Zauber: ohne Zweifel war das Mädchen behende von einer Bank herabgesprungen, auf die es jenseits der Mauer gestiegen.

Aber, wahrscheinlich zur Entschädigung für diesen raschen Rückzug, fiel eine schöne Rose zu den Füßen von Franz, der sie sogleich aufhob und sich nicht erwehren konnte, die Blume glühend an seine Lippen zu drücken; dann verbarg er sie in seiner Weste und verschwand in einem Gebüsch, statt seinen Spaziergang in der langen Allee fortzusetzen.

Trotz der Raschheit dieser Scene und obgleich der Strohhut augenblicklich wieder verschwunden war, hatte doch Herr Pascal die bezaubernden Züge des Mädchens vollkommen unterschieden und Franz die zu seinen Füßen gefallene Rose leidenschaftlich küssen sehen.

Das harte, sardonische Gesicht von Herrn Pascal wurde seltsam düster; man las darin einen heftigen Zorn gemischt mit Eifersucht, Schmerz und Haß; seine Physiognomie, welche beinahe furchtbar geworden war, verrieth einige Augenblicke den Mann, der, gewohnt, Alles sich vor seiner Person beugen zu sehen, fähig ist zu Gefühlen und Handlungen von teuflischer Bosheit, wenn ein unvorhergesehenes Hinderniß seinem eisernen Willen entgegentritt.

„Sie! sie! in diesem Garten beim Elisée," sagte er mit einer gedrängten Wuth zu sich selbst, „was wollte sie hier? . . Ich dreifacher Thor, der ich bin, sie wollte mit diesem schwächlichen, blonden jungen Menschen coquettiren. . . . Vielleicht bewohnt sie das mittlere Haus. Elend Gottes! erfahren, und zwar auf diese Art erfahren, wo sie wohnt, nachdem ich vergebens Alles gethan habe, um sie zu entdecken, seitdem mir dieses verdammte Gesichtchen in die Augen gestochen und mich verrückt gemacht hat, mich, der ich mich für todt hielt für diese plötzlichen, wüthenden Launen, gegen die das, was man die heftigsten Leidenschaften des Herzens nennt, Eis ist, denn, weil ich dieses Mädchen nur dreimal begegnet habe, fühle ich mich, wie in meinen schönsten Tagen, zu Allem fähig, um sie zu besitzen . . . zu dieser Stunde besonders, wo mich die Eifersucht aufstachelt und verzehrt. Elend Gottes! das ist albern, einfältig, doch ich leide."

Und während er diese Worte sprach, drückte das Gesicht von Herrn Pascal in der That einen feindseligen, wilden Schmerz aus; dann, indem er seine Faust nach der Seite ausstreckte, wo der kleine Strohhut erschienen war, murmelte er mit einem Ton unbeschreiblicher Wuth:

„Du sollst mir das bezahlen, Mädchen . . . und wirst mir gehören, was es mich auch kosten mag.“

Und auf das Gesimse gelehnt, war Herr Pascal, der seine erzürnten Blicke nicht von der Stelle abwenden konnte, wo er hatte Franz ein Wort mit dem Mädchen wechseln sehen, noch in diese düstere Betrachtung versunken, als eine von den Thüren des Salon sachte geöffnet wurde und der Erzherzog eintrat.

Der Prinz glaubte sich so sicher demjenigen gegenüber zu finden, von welchem er sich erwartet wußte, daß er seinen gewöhnlich eisig hochmüthigen Zügen zum Voraus den möglichst freundlichen Ausdruck gegeben hatte; er trat auch ein Lächeln auf den Lippen in den Salon ein.

Aber Herr Pascal, der, halb zum Fenster hinausgeneigt, die Thüre nicht hatte öffnen hören und die Gegenwart des Prinzen nicht vermuthete, wandte ihm fortwährend den Rücken zu und blieb auf die Fensterlehne gestützt.

Ein Physiognomiker, der Zeuge dieser Scene gewesen wäre, hätte auf eine interessante Weise die Reaction der Gefühle des Prinzen auf seinem Gesichte studiren können.

Beim Anblick von Herrn Pascal, der, zum Fenster hinaus geneigt und in seinen Sommerpaletot gekleidet, seinen Hut unschicklicher Weise beständig auf dem Kopf behielt, blieb der Erzherzog plötzlich stehen; sein entlehntes Lächeln verschwand von seinen Lippen und, sich noch stolzer als gewöhnlich auf seinen Hüften zurückwerfend, ersteifte er in seiner großen Uniform, wurde purpurroth vor Zorn, faltete die Stirne, und seine Augen schleuderten einen Blitz der Entrüstung. Bald aber beschwichtigte ohne Zweifel wieder die Ueberlegung diesen innern Sturm . . . die Züge nahmen rasch einen Ausdruck bitterer, schmerzlicher Resignation an, und er neigte das Haupt, als hätte er sich unter dem Gewicht einer unseligen Nothwendigkeit gebeugt.

Der Prinz unterdrückte einen Seufzer des empörten Stolzes, warf einen Blick rachgieriger Verachtung auf Herrn Pascal, nahm, wenn man so sagen darf, sein

Lächeln da wieder auf, wo er es gelassen hatte, und ging auf das Fenster zu, wobei er ziemlich stark hustete, um auf seine Gegenwart aufmerksam zu machen und sich so die letzte Demüthigung, die Schulter unseres Mannes berühren zu müssen, zu ersparen.

Bei den sonoren hm! hm! der kaiserlichen Hoheit wandte sich Herr Pascal rasch um; auf den düsteren Ausdruck seiner Züge folgte eine Art von grausamer, höhnischer Befriedigung, als hätte ihm die Gelegenheit ein Opfer zugeführt, an dem er sich für seine Qualen und seinen gedrängten Zorn rächen könnte.

Herr Pascal ging auf den Prinzen zu und begrüßte ihn mit einer ungezwungenen Miene, wobei er seinen Hut in einer Hand hielt, während er die andere in die Hosentasche steckte.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Hoheit," sagte er, „ich wußte wahrlich nicht, daß Sie da waren."

„Ich bin davon überzeugt, Herr Pascal," antwortete der Prinz mit schlecht verhehltem Stolz.

Dann fügte er bei:

„Wollen Sie mir in mein Cabinet folgen, ich habe Ihnen einige officielle Stücke mitzutheilen."

Und er wandte sich nach seinem Cabinet, während Herr Pascal mit anscheinender Ruhe, denn dieser Mann hatte, wenn es nöthig war, eine seltene Selbstbeherrschung zu ihm sprach:

„Hoheit . . . werden Sie mir eine Frage erlauben?"

„Reden Sie, mein Herr," erwiederte der Prinz, indem er stehen blieb und sich ziemlich erstaunt umwandte.

„Hoheit, wer ist der junge Mensch von höchstens zwanzig Jahren mit langen blonden Haaren, den ich vorhin in jener Allee, die man von diesem Fenster aus erblickt, habe spazierengehen sehen?"

„Sie meinen ohne Zweifel den Grafen Franz von Neuberg, meinen Pathen?"

„Ah! dieser junge Mensch ist Ihr Pathe, Hoheit?.."

ich mache Ihnen mein aufrichtiges Kompliment, man kann keinen hübscheren Jungen sehen."

„Nicht wahr?" sagte der Prinz, der für dieses Lob selbst aus dem Munde von Herrn Pascal, sehr empfänglich war, „er hat ein reizendes Gesicht!"

„Das habe ich so eben mit Muße bemerkt."

„Und der Graf Franz hat noch etwas Besseres, als ein reizendes Gesicht," fügte der Prinz bei; „er besitzt seltene Tugenden des Herzens und große Tapferkeit."

„Ich bin entzückt, Hoheit, daß Sie einen so vollendeten Pathen haben . . . ist er schon lange in Paris?"

„Er ist mit mir angekommen."

„Und er wird ohne Zweifel mit Ihnen abreisen, Hoheit, denn es muß für Sie peinlich sein, sich von einem so liebenswürdigen jungen Mann zu trennen?"

„In der That, mein Herr, ich hoffe den Grafen Franz mit mir nach Deutschland zu nehmen."

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung für meine unbescheidene Neugierde, doch Ihr Pathe gehört zu den Personen, für die man sich unwillkührlich interessirt . . . Nun bin ich ganz zu Ihrer Verfügung."

„Wollen Sie mir also folgen, mein Herr."

Pascal machte mit dem Kopf ein Zeichen der Einwilligung und kam, parallel mit dem Erzherzog gehend mit diesem vor die Thüre seines Cabinets; hier blieb er mit einer Geberde der Ehrfurcht, die nur eine Frechheit mehr war, stehen, verbeugte sich leicht und sagte zu dem Prinzen, als hätte dieser voranzugehen zögern können:

„Nach Ihnen, Hoheit, nach Ihnen."

Der Prinz fühlte die Ungezogenheit, verschluckte sie und trat in sein Cabinet, während er Pascal durch ein Zeichen bedeutete, er möge ihm folgen.

Obgleich wenig an das Ceremoniel der Höfe gewöhnt, hatte dieser doch zu viel Geist, zu viel Scharfsinn, um nicht die Bedeutung seiner Worte und Handlungen zu fühlen; er war sich nicht nur seiner Unverschämtheit bewußt, die noch durch einen neuen, zurückgehaltenen

Aerger gesteigert wurde, sondern er berechnete, er studirte diese Unverschämtheit, und gerade bei diesem Verhältniß hatte er in seinem Innern die Frage erwogen, ob er die kaiserliche Hoheit nicht einfach mein Herr nennen sollte; aber in einem Raffinement kluger Frechheit dachte er, durch die ceremoniöse Benennung Hoheit würden seine Vertraulichkeiten für den Prinzen noch verletzender werden, indem sie mit einem Anschein von Etiquette contrastirten.

Wir werden übrigens auf die Auseinandersetzung des Charakters von Herrn Pascal zurückkommen, eines Charakters, der minder excentrisch war, als er von Anfang erscheinen dürfte. Wir wollen nur bemerken, daß dieser Mann, geboren in einer niedrigen, precären Lage und Anfangs genöthigt, seinen Unterhalt durch schwere körperliche Arbeit zu verdienen, zehn Jahre von seinem Leben die härtesten Demüthigungen, die drückendsten Herrschaften, die verletzendste Verachtung ausgehalten und verschluckt hatte; so hatte sich feindseliger, unversöhnlicher Groll in seiner Seele aufgehäuft, und am Tag, wo er selbst mächtig war, überließ er sich ohne Bedenken, ohne Gewissensbiße der wilden Wollust der Repressalien, wobei er sich wenig darum bekümmerte, ob er an Unschuldigen Rache nahm.

In Ermangelung eines bedeutenden Geistes besaß der Erzherzog Menschenkenntniß, die er sich durch langjährige Verwaltung eines hohen Amtes in der militärischen Hierarchie seines Landes erworben hatte; bei seiner zweiten Zusammenkunft mit Herrn Pascal (der wir beiwohnen,) begriff er auch das Gewicht der studirten Unverschämtheit dieses Menschen, und als er ihn, beinahe ohne die Einladung hiezu abzuwarten, sich vertraulich in das Fauteuil setzen sah, das kurz zuvor ein erster Minister, den er voll Achtung und Ehrfurcht gefunden, inne gehabt hatte, fühlte der Prinz sein Herz abermals grausam sich zusammenschnüren.

Der durchdringende Blick von Herrn Pascal erfaßte

diesen Eindruck auf der Stirne des Erzherzogs, und er sagte mit einer triumphirenden Verachtung zu sich selbst:

„Das ist ein auf den Stufen eines Thrones geborener Fürst, mindestens ein Vetter von allen Königen Europas, ein Generalissimus einer Armee von hundert tausend Mann; hier steht er im ganzen Glanze seiner Schlachtuniform, geschmückt mit allen Insignien der Ehre und des Kriegs; diese Hoheit, dieser Mensch verachtet mich im Stolz seiner Abstammung von souverainem Geschlecht. Er haßt mich, weil er meiner bedarf, und weil er wohl weiß, daß er sich erniedrigen muß . . . und dennoch, trotz seines Hasses, trotz seiner Verachtung habe ich diesen Menschen in meiner Gewalt, und ich will ihn das gehörig fühlen lassen, denn heute schwimmt mein Herz in Galle."

Drittes Kapitel.

Nachdem sich Herr Pascal dem Prinzen gegenüber in einem vergoldeten Fauteuil niedergelassen hatte, bemächtigte er sich eines Papiermessers von Perlmutter, das er unter seiner Hand fand, ließ dieses unabläßig Evolutionen machen und sagte zum Erzherzog:

„Hoheit, wenn es Ihnen gefällig ist, wollen wir von den Geschäften sprechen . . . denn ich muß zu einer bestimmten Stunde im Faubourg Saint-Marceau bei einem meiner Freunde, einem Manufacturisten, sein."

„Ich bemerke Ihnen," antwortete der Prinz, der sich nur mit Mühe bezwang, „ich bemerke Ihnen, daß ich alle Audienzen, die ich heute geben sollte, auf morgen ver-

schoben habe, um Ihnen meine ganze Zeit widmen zu können."

„Das ist zu liebenswürdig von Ihnen, Hoheit, doch kommen wir zur Sache."

Der Prinz nahm vom Tisch ein langes Blatt Ministerpapier, übergab es Pascal und sprach:

„Diese Note wird Ihnen beweisen, daß alle bei der Abtretung, die man mir vorschlägt, betheiligten Parteien, mich nicht nur förmlich bevollmächtigen, sie anzunehmen, sondern auch mich kräftig dazu auffordern und mich sogar vor allen Eventualitäten meiner Annahme schützen."

Ohne sich aus seinem Fauteuil zu rühren, streckte Herr Pascal seine Hand von einer Seite des Tisches zur andern aus, um die Note in Empfang zu nehmen, und erwiederte:

„Es war ohne diese Gewährschaft durchaus nichts zu thun."

Und er fing an langsam zu lesen, während er am Ende des Perlmuttermessers nagte, das er durchaus nicht aus der Hand ließ.

Der Prinz heftete einen unruhigen, durchdringenden Blick auf Herrn Pascal und suchte an dem Ausdruck seiner Züge zu errathen, ob er in der Note die Garantien finde, die er darin suchen mußte.

Nach einigen Augenblicken unterbrach sich Herr Pascal im Lesen und murmelte zwischen den Zähnen mit einer ärgerlichen Miene und als ob er mit sich selbst spräche:

„Ho ... ho! da ist ein Artikel, der mir durchaus nicht zusagt, durchaus nicht ... ganz und gar nicht ..."

„Erklären Sie sich, mein Herr," rief der Prinz mit einer gewissen Bangigkeit.

„Doch," fuhr weiter lesend Herr Pascal fort, ohne dem Erzherzog zu antworten und indem er sich beständig stellte, als spräche er mit sich selbst, „dieser Artikel ist durch den Art. 8 verbessert ... ja ... und im Ganzen ist das ziemlich gut ... es ist sogar sehr gut."

Die Stirne des Prinzen heiterte sich auf, denn sehr

beunruhigt über die wichtigen Interessen, über welche Herr Pascal notbwendig zu entscheiden hatte, vergaß er die Unverschämtheit und die berechnete Bosheit dieses Menschen, der einen herben Genuß darin fand, daß er sein Opfer langsam alle Unannehmlichkeiten der Furcht und der Hoffnung durchmachen ließ.

Nach einigen Augenblicken ein neues Bangen beim Prinzen. Herr Pascal rief:

„Unmöglich! ... das ist unmöglich ... Für mich würde Alles durch den ersten Supplementarartikel aufgehoben. Das ist ein Hohn."

„Aber, mein Herr," rief der Prinz, „sprechen Sie klar!"

„Verzeihen Sie, Hoheit, in diesem Augenblick lese ich für mich ... Sogleich, wenn Sie wollen, werde ich für uns Beide lesen."

Der Erzherzog senkte den Kopf, erröthete vor Entrüstung, schien entmuthigt und legte seine Stirne in eine von seinen Händen.

Herr Pascal warf, während er zu lesen fortfuhr, verstohlen einen Blick auf den Prinzen und sagte nach einigen Augenblicken mit einem immer mehr zufriedenen Ton:

„Das ist wenigstens eine Garantie ... eine sichere ... unbestreitbare."

Und als der Prinz wieder Hoffnung zu fassen schien, fügte er laut bei:

„Leider ist diese Garantie getrennt von ..."

Er vollendete nicht und las stillschweigend weiter.

Nein, ein Bittsteller in tiefer Bedrängniß, der einen hochmüthigen und zerstreuten Protector anflehte ... ein verzweifelter Entlehner, der sich demüthig an einen aufgeblasenen und wunderlichen Leiher wandte, ein Angeklagter, der seine Begnadignng oder seine Verurtheilung in dem Blicke seines Richters suchte, fühlte nicht die Qualen, die der Prinz fühlte, während Herr Pascal die Note las, von der er Kenntniß nehmen mußte und die er bald auf den Tisch legte.

„Nun, mein Herr," fragte der Prinz, seine Ungeduld überwindend, „was entscheiden Sie?"

„Hoheit, wollten Sie wohl die Güte haben, mir Feder und Papier zu leihen?"

Der Prinz schob ein Tintenfaß, Feder und Papier vor Herrn Pastal. Dieser fing eine lange Reihe von Ziffern an, wobei er bald die Augen zur Decke aufschlug, als rechnete er im Kopf, bald mit halber Stimme unvollständige Sätze murmelte, wie:

„Nein ... ich irrte mich, denn ... doch ich vergaß das ... Es ist klar ... Die Wage stünde gleich, wenn ..."

Nach einem langen Warten von Seiten des Prinzen legte Herr Pascal die Feder auf den Tisch, tauchte seine beiden Hände wieder in seine Hosentaschen, warf den Kopf zurück und schloß die Augen, als wollte er im Geiste eine letzte Berechnung machen ... bald aber erhob er sich wieder und sagte mit kurzem, einschneidendem Ton zum Prinzen:

„Unmöglich, Hoheit."

„Wie, mein Herr!" rief der Prinz ganz bestürzt, „Sie versicherten mich bei unserer ersten Unterredung, die Operation sei ausführbar."

„Ausführbar, Hoheit, aber nicht ausgeführt."

„Doch diese Note, mein Herr, diese Note nebst den Garantien, die ich Ihnen geboten habe?"

„Was diese Note anbietet, vervollständigt, ich weiß es, die für eine solche Operation unerläßlichen Sicherheiten."

„Was veranlaßt dann Ihre Weigerung?"

„Besondere Gründe."

„Ich frage Sie aber noch einmal, biete ich Ihnen nicht alle wünschenswerthen Garantien?"

„Ja, Hoheit..., Ich sage Ihnen sogar, daß ich die Operation nicht nur als ausführbar, sondern sogar als sicher und vortheilhaft für denjenigen betrachte, der sie versuchen wollte. So bezweifle ich nicht, daß Sie finden..."

„Ei! mein Herr," rief der Prinz, Pascal unterbre-

chend, „Sie wissen wohl, daß in diesem Augenblick finanzieller Krise und aus andern Gründen, die Sie so genau kennen als ich, Sie der Einzige sind, der diese Operation unternehmen kann."

„Der Vorzug, den mir Eure Kaiserliche Hoheit gönnt, ehrt mich und schmeichelt mir unendlich," erwiederte Herr Pascal mit einem Ausdruck ironischer Dankbarkeit, „ich bedaure es auch doppelt, nicht entsprechen zu können."

Der Prinz fühlte den Spott und sagte, indem er sich den Anschein gab, als nähme er es übel, sein Wohlwollen mißkannt zu sehen:

„Sie sind ungerecht, mein Herr. Zum Beweis, daß mir daran lag, diese Sache mit Ihnen zu unterhandeln, dient, daß ich die Vorschläge, die mir das Haus Durand machen wollte, gar nicht angehört habe."

„Ich bin beinahe sicher, daß das eine Lüge ist," dachte Herr Pascal; „doch gleichviel, ich werde mir Licht hierüber verschaffen; überdies beunruhigt mich dieses Haus und beengt mich zuweilen. Zum Glück habe ich durch den Schelm Marcelange ein Mittel, dieser Unannehmlichkeit für die Zukunft zu begegnen."

Der Prinz fuhr mit leutseligem Tone fort:

„Ein weiterer Beweis, daß ich diese Sache unmittelbar, persönlich mit Ihnen, Herr Pascal, zu unterhandeln beabsichtigen, findet sich darin, daß ich keine Mittelsperson zwischen uns haben wollte, indem ich fest überzeugt war, wir würden uns verständigen, wir müßten uns verständigen... Ja," sprach der Prinz mit einem immer mehr einschmeichelnden Ton, „ich hoffte diese gerechte Huldigung ihren so allgemein anerkannten finanziellen Fähigkeiten..."

„Ah! Hoheit..."

„Ihrem eben so ehrenwerthen, als geehrten Charakter dargebracht..."

„Hoheit, Sie sind in der That allzu gütig."

„Ich hoffte, mein lieber Herr Pascal, wenn ich käme und Ihnen was vorschlüge? eine Operation, deren Vortheile und Solidität Sie selbst anerkennen, so würden

Sie empfänglich sein, ich sage das ohne Umschweife, Sie würden empfänglich sein für meinen Schritt, denn er geschah nicht weniger zum Finanzmann, als zum Privatmann. Ich hoffte endlich Ihnen, außer den pecuniären Vortheilen, ganz besondere Beweise meiner Hochachtung und Dankbarkeit zusichern zu können."

„Hoheit..."

„Ich wiederhole, mein lieber Herr Pascal, meiner Dankbarkeit, weil Sie, während Sie eine vortreffliche Operation machen, mir einen ausgezeichneten Dienst leisten, denn Sie glauben nicht, was für meine theuersten Familieninteressen die Folgen des Anlehens sein können, um das ich Sie ersuche."

„Hoheit, ich wußte nicht..."

„Und wenn ich von Familieninteressen spreche," unterbrach der Prinz Herrn Pascal, den er mehr und mehr für sich zu gewinnen hoffte, „wenn ich von Familieninteressen spreche, so ist das noch nicht genug: eine hohe Staatsfrage ist mit der Abtretung des Herzogthums verknüpft, das man mir anbietet und das ich ohne Ihre allmächtige finanzielle Hülfe nicht erwerben kann: so werden Sie, während Sie mir einen persönlichen Dienst leisten, noch meiner Nation außerordentlich nützlich sein, und Sie wissen, mein lieber Herr Pascal, wie die großen Reiche Staatsdienste belohnen..."

„Entschuldigen Sie meine Unwissenheit, doch ich weiß durchaus nichts hievon."

Der Prinz lächelte, schwieg einen Augenblick und fuhr dann mit einem Ausdruck, den er für unwiderstehlich hielt, fort:

„Mein lieber Herr Pascal, kennen Sie den berühmten Banquier Torlonia?"

„Ich kenne ihn dem Namen nach, Hoheit."

„Wissen Sie, daß er Fürst des heiligen Reichs ist?"

„Fürst des heiligen Reichs!" wiederholte Herr Pascal erstaunt.

„Ich habe meinen Mann," dachte der Prinz, und er sprach weiter:

„Wissen Sie, daß der Banquier Torlonia Großkreuz der beneidetsten Orden ist?"

„Wäre es möglich, Hoheit?"

„Es ist nicht nur möglich, sondern es ist wahr, mein lieber Herr Pascal. Ich sehe aber nicht ein, warum man für Sie nicht thun sollte, was man für Herrn Torlonia gethan hat."

„Wie beliebt, Hoheit?"

„Ich sage," wiederholte der Prinz, indem er einen besondern Nachdruck auf seine Worte legte, „ich sage, ich sehe nicht ein, warum ein glänzender Titel, hohe Würden Sie nicht ebenfalls belohnen sollten."

„Mich, Hoheit?"

„Sie."

„Ich, Monseigneur, sollte Fürst Pascal werden?"

„Warum nicht?"

„Ah! ah! Eure Hoheit spottet ihres armen Dieners?"

„Nie hat irgend Jemand an meinen Versprechungen gezweifelt, mein Herr, und es ist beinahe eine Beleidigung für mich, wenn Sie glauben, ich spotte Ihrer."

„Dann, Hoheit, würde ich selbst, und zwar sehr stark und sehr laut, und immer über mich spotten, wenn ich so dumm wäre, es mir einfallen zu lassen, mich als Fürst, oder Herzog oder Marquis im Adelsfasching von Europa verkleiden zu wollen! Sie sehen, Hoheit, ich bin nur ein armer Teufel von einem Plebejer (mein Vater war Colporteur und ich mußte mir meinen Unterhalt durch meiner Hände Arbeit verdienen); ich war im Stande, indem ich meine kleinen Geschäfte machte, einige Sous zurückzulegen, und ich habe nichts für mich, als meinen gesunden Menschenverstand; aber dieser gesunde Menschenverstand wird mich stets abhalten, mich als Marquis de la Janotière (ein hübsches Mährchen von Voltaire, das man lesen muß) aufzuputzen, und dies zum

großen Gespötte der boshaften Menschen, die sich damit belustigen, daß sie die armen Leute zu Marquis oder Prinzen machen."

Der Herzog erwartete entfernt nicht diese Weigerung und diesen bittern Ausfall, doch er blieb in seiner Fassung und erwiederte mit innigem Tone:

„Herr Pascal, ich liebe diese rauhe Offenherzigkeit. Es gibt, Gott sei Dank, andere Mittel, Ihnen meine Dankbarkeit und eines Tages... meine Freundschaft zu beweisen."

„Ihre Freundschaft mir, Hoheit?"

„Weil ich weiß, was sie werth ist," fügte der Erzherzog mit imposanter Würde bei, „versicherte ich Sie meiner Freundschaft... mein..."

„Ihre Freundschaft mir," unterbrach Herr Pascal den Prinzen, „Ihre Freundschaft mir, der ich, wie die Boshaften sagen, ein kleines Vermögen durch gewagte Mittel verhundertfacht habe, obschon ich weiß wie eine Taube aus diesen verleumderischen Anschuldigungen hervorgegangen bin."

„Weil Sie, wie Sie sagen, rein aus diesen gehässigen Verleumdungen, mit denen man alle diejenigen, welche sich durch ihre Arbeit und ihr Verdienst emporschwingen, hervorgegangen sind, würde ich Sie meiner herzlichen Dankbarkeit versichern, wenn Sie mir den wichtigen Dienst leisten wollten, den ich von Ihnen erwarte."

„Hoheit, ich bin im höchsten Maße gerührt, ich fühle mich unendlich geschmeichelt durch Ihre Güte... aber leider sind Geschäfte Geschäfte," erwiederte Herr Pascal aufstehend, „und dieses Geschäft sagt mir nicht zu, so schwer es mir auch fällt, auf die Freundschaft zu verzichten, deren Versicherung Eure Kaiserliche Hoheit mir gnädigst anbieten wollte."

Bei dieser Antwort von einer bitteren, demüthigenden Ironie, war der Prinz auf dem Punkt, loszubrechen; aber er bedachte, wie schmählich und unnütz ein solches Auf-

brausen wäre, hielt an sich und fuhr, da er einen letzten Versuch machen wollte, mit innigem Tone fort:

„Herr Pascal, man soll also sagen, ich habe Sie vergebens ersucht, gebeten, angefleht?"

Mit einer schmerzlichen Aufrichtigkeit betont, schienen die Worte: ersucht, gebeten, angefleht, in den Augen des Prinzen Eindruck auf Herrn Pascal zu machen, und sie machten auch Eindruck; bis dahin war der Erzherzog für ihn noch nicht tief genug herabgestiegen; als er aber diese kaiserliche Person nach so harten Weigerungen sich bis zur Bitte, bis zu einem demüthigen Flehen erniedrigen sah, da fühlte Herr Pascal einen von den herben Genüssen, der ihm nun doppelt mundete.

Als der Prinz sah, daß er schwieg, glaubte er, er wäre erschüttert, und fügte lebhaft bei:

„Ah! mein lieber Herr Pascal, nicht vergebens habe ich an die Großmuth Ihres Herzens appellirt."

„In der That, Hoheit," erwiederte der Henker, der, da er die Operation als gut erkannte, diese im Grunde zu machen geneigt war, aber dabei Nutzen und Vergnügen finden wollte, „in der That, Sie haben eine Manier, die Dinge zu sagen... Die Geschäfte, ich wiederhole es, müßten nur Geschäfte sein, und nun lasse ich mich unwillkührlich beim Gefühl fassen... ich bin von einer Schwäche..."

„Sie willigen ein," rief der Prinz strahlend, und im ersten Augenblick der Freude ergriff er voll Herzlichkeit die Hände des Finanzmanns.

„Sie willigen ein, mein würdiger und guter Herr Pascal!"

„Wie soll ich Ihnen widerstehen, Hoheit?"

„Endlich!" rief der Herzog mit einer tiefen Freude athmend, als wäre er nur von einem grausamen Alp befreit. „Endlich!!"

„Nur werde ich eine kleine Bedingung stellen," fuhr Herr Pascal fort.

„Oh! daran ist nichts gelegen; welche es auch sein mag, ich unterschreibe zum Voraus."

„Sie machen sich vielleicht zu mehr anheischig, als Sie denken, Hoheit."

„Was wollen Sie damit sagen?" rief der Prinz mit einer leichten Unruhe, „welche Bedingung meinen Sie?"

„In drei Tagen von heute an werde ich Sie damit bekannt machen, Hoheit."

„Wie!" sagte der Prinz erstaunt und niedergeschlagen, „wie? abermals Zögerungen? Sie geben mir Ihr Wort nicht definitiv?"

„In drei Tagen werde ich es Ihnen geben, wenn Sie meine Bedingung annehmen."

„Aber diese Bedingung, nennen Sie mir dieselbe sogleich."

„Unmöglich, Hoheit."

„Mein lieber Herr Pascal..."

„Hoheit," erwiederte der Andere mit kurzem, spöttischem Ton, „ich habe nicht die Gewohnheit, mich zweimal hinter einander in einer Sitzung rühren zu lassen. Es ist die Stunde meiner Zusammenkunft im Faubourg Saint Marceau; ich habe die Ehre, Eurer Kaiserlichen Hoheit meinen Respect zu bezeigen."

Herr Pascal ließ den Prinzen voll Aerger und Angst und war schon nahe an der Thüre, als er sich noch einmal umdrehte und zum Erzherzog sagte:

„Es ist heute Montag, am Donnerstag um elf Uhr werde ich also die Ehre haben, Eure Kaiserliche Hoheit wiederzusehen, um ihr meine kleine Bedingung vorzulegen."

„Gut, mein Herr, am Donnerstag."

Herr Pascal machte eine tiefe Verbeugung und ging hinaus.

Als er das Dienstzimmer durchschritt, wo sich die Adjutanten aufhielten, standen alle ehrerbietig auf, da sie die Wichtigkeit der Person kannten, die der Prinz empfangen hatte. Herr Pascal nickte diesen Officieren mit einer Protectorsmiene zu und verließ den Palast, wie er

eingetreten war, seine beiden Hände in den Hosentaschen, wobei er sich das Vergnügen machte (dieser Mann vergaß nichts), einen Augenblick vor der Loge des Schweizers stehen zu bleiben.

„Nun! Herr Bursche, werdet Ihr mich ein andermal wiedererkennen?"

Ganz verblüfft machte der Beamte der Loge eine tiefe Verbeugung und stammelte:

„Oh! ich werde den Herrn nun erkennen. Ich flehe den Herrn an, mich entschuldigen zu wollen."

„Er fleht mich an," sagte Herr Pascal mit einem bitteren, höhnischen Lächeln zu sich selbst, „sie wissen nichts, als zu flehen, von der Kaiserlichen Hoheit bis zum Portier."

Als Herr Pascal das Elisée verließ, versank er wieder in seine grausame Beklommenheit in Beziehung auf die hübsche junge Person, deren geheimes Einverständniß mit dem Grafen Franz von Neuberg er wahrgenommen hatte. Da er wissen wollte, ob sie in dem an den Palast stoßenden Hause wohnte, so gedachte er Erkundigung hierüber einzuziehen, doch er überlegte sich, daß er hiedurch vielleicht seine Pläne gefährdete, und beschloß, ohne eine Unvorsichtigkeit zu begehen, zu dem Ziel zu gelangen, das er sich vorsetzte, und den Abend abzuwarten.

Er erblickte nun einen Fiacre, der rasch vorüber fuhr, hieß durch ein Zeichen den Kutscher warten, stieg in den Wagen und sagte:

„Faubourg Saint Marceau Nro. 18 zu einer großen Werkstätte, deren Kamin man auf der Straße sieht."

„Die Werkstätte von Herrn Dutertre? Ich weiß es, Herr, ich weiß es. Jedermann kennt das."

Der Fiacre entfernte sich.

Viertes Kapitel.

Herr Pascal hatte, wie gesagt, einen Theil seines Lebens in einer mehr als untergeordneten Lage und die verletzendste Verachtung mit einer Geduld voll Groll und Haß verschluckend zugebracht.

Der Sohn eines Colporteur, der sich einige Sparpfennige durch Entbehrungen, wie durch unerlaubten oder zweifelhaften Handel gesammelt, hatte er als Ausläufer bei einem Wucherer in der Provinz begonnen, dem Herr Pascal Vater die Sorge, sein Geld umzutreiben, überließ.

Die ersten Jahre unseres Helden verliefen daher in einem eben so harten, als demüthigenden Dienstbotenverhältniß; nichtsdestoweniger, da er mit viel Verstand, mit großer Feinheit begabt war, und da seine seltene Willenshartnäckigkeit erforderlichen Falls sich zu beugen, unter dem Aeußern einer einschmeichelnden Niedrigkeit zu verschwinden wußte, eine Verstellung, welche nothwendig in dem Zustande der Servilität, in der er lebte, erzeugt wurde, lernte Pascal, ohne daß es sein Herr wußte, beinahe allein lesen, schreiben und rechnen; die Fähigkeit für die Zahlen und die finanziellen Berechnungen entwickelte sich bei ihm von freien Stücken auf eine wunderbare Weise; ihren Werth ahnend, fragte er sich, ob er, dieselbe verbergend, daraus für sich einen Vortheil ziehen und eine gefährliche Waffe gegen seinen Herrn, den er haßte, machen könnte.

Nach reiflicher Ueberlegung glaubte Pascal, es sei in seinem Interesse, die Kenntnisse, die er sich insgeheim erworben hatte, zu offenbaren; betroffen von den Fähigkeiten seines Dieners, machte ihn der Wucherer zu seinem Buchhalter, weil er ihm am Wohlfeilsten arbeitete, erhöhte

ein wenig seinen geringen Lohn und fuhr fort, ihn mit einer rohen Verachtung zu behandeln, indem er ihn sogar mehr als zuvor mit Plackereien zu überhäufen suchte, um ihn nicht ahnen zu lassen, welchen Werth er auf seine neuen Dienste lege.

Glühend, unermüdlich bei der Arbeit, ungeduldig, seine finanziellen Kenntnisse zu vermehren, ertrug Pascal fortwährend unempfindlich die Verletzungen, die man ihm anthat, und verdoppelte seine Servilität in demselben Maß, in welchem sein Herr Verachtung und Härte verdoppelte.

Nachdem er einige Jahre so hingebracht hatte, fühlte er sich stark genug, um die Provinz zu verlassen und einen seiner würdigeren Schauplatz zu suchen. Er war im Namen seines Herrn in eine Geschäftscorrespondenz mit einen Banquer in Paris getreten, dem er seine Dienste anbot; dieser war längst im Stande gewesen, Pascal zu schätzen: er nahm seinen Antrag an, und Pascal verließ sein Städtchen zum großen Bedauern seines ersten Herrn, der ihn, jedoch zu spät, dadurch zurückzuhalten versuchte, daß er ihm einen Antheil an seinen Geschäften geben wollte.

Der neue Patron unseres Mannes war Chef von einem von jenen reichen, moralisch verwerflichen, aber (und das ist nicht selten), in commercieller Hinsicht betrachtet, tadellosen Häusern, denn wenn sich diese Häuser mit Operationen abgeben, welche an den Betrug grenzen, wenn sie sich ungestraft mit listigen Bankerotten gemästet haben, so erweisen sie, wie man zu sagen pflegt, ihrer Unterschrift Ehre, eine Unterschrift, welche doch in den Augen vieler redlicher Leute entehrt ist.

Inbrünstige Adepten des schönen Axiomes, das unsere ganze Zeit *) zusammenfaßt: Bereichert Euch!!! sitzen sie stolz in der Kammer, nehmen heldenmüthig

---

*) Sue erinnert hier daran, daß er diese Erzählung vor der Februar-Revolution geschrieben habe.

den Spottnamen Ehrenwerthe an und trachten nach dem Ministerium ... Warum nicht?

Der so sehr gerühmte Luxus der ehemaligen Finanzpächter war nur eine Erbärmlichkeit gegen die Pracht von Herrn Thomas Rousselet.

In dieses Haus von einem unverschämten und tollen Reichthum verpflanzt, erlitt er Demüthigungen, welche noch viel bitterer und schmerzlicher waren, als die bei seinem guten alten Spitzbuben von einem Wucherer, der ihn wie einen niedrigen Lohndiener behandelte, aber mit ihm einen häufigen und beinahe vertraulichen Geschäftsumgang pflegte.

Man würde vergebens in dem aufgeblasensten Adelsstolz, in der lächerlichsten aristokratischen Eitelkeit etwas suchen, was sich mit der herrschsüchtigen und niederbeugenden Verachtung vergleichen ließe, mit der Herr und Madame Rousselet ihre Untergeordneten behandelten, die sie in einer unermeßlichen Entfernung von sich hielten. In ihre düsteren Bureaux eingepfercht, von wo aus sie die Herrlichkeiten des Hotel Rousselet glänzen sehen durften, kannten die Angestellten dieses Hauses nur in der Manier einer Feensage oder einer fabelhaften Legende die phantastischen Wunder dieses Speisesaals und dieser Salons, aus denen sie gebieterisch kraft der Würde von Madame Rousselet, einer eben so hochmüthigen, eben so vornehmen Dame, als es nur immer die erste Kammerfrau der Prinzessin von Rohan oder von Lothringen sein mochte, ausgeschlossen waren.

Obgleich von einer neuen Art, waren diese Demüthigungen nicht minder furchtbar blutig für Pascal; er fühlte hier mehr, als irgendwo sonst, seine Nichtigkeit, seine Abhängigkeit, und das Joch des reichen Banquier verwundete ihn viel tiefer, als das des Wucherers; aber seinem System getreu, verbarg unser Mann seine Wunden, lächelte bei den Streichen, küßte den gefirnißten Stiefel, der ihm zuweilen zu seiner Belustigung einen Tritt gab, verdoppelte er seine Arbeit, seine Studien, und lernte endlich

in der Praxis dieses Hauses, was er als die wahre Wissenschaft der Geschäfte betrachtete, mit einem Wort:

„Mit so wenig als möglich Geld so viel als möglich Geld durch alle möglichen Mittel gewinnen, sich dabei aber streng vor der Zuchtpolizei und den Assisen schützen."

Die Grenze war weit, wie man sieht, und man konnte sich darin ganz bequem bewegen.

So vergingen fünf bis sechs Jahre; der Geist weicht erschrocken zurück, wenn man bedenkt, was sich an Groll, Haß, Zorn, Galle, Gift in dieser kalt rachgierigen Seele aufhäufen mußte, welche außen stets ruhig war wie die schwarze Oberfläche eines kothigen Sumpfes.

Eines Tages erfuhr Herr Pascal den Tod seines Vaters.

Die Ersparnisse des Colporteur hatten, beträchtlich vermehrt durch geschickte Wuchermanipulationen, eine hohe Summe erreicht; einmal Herr dieser Summe und sicher seiner Thätigkeit, seiner Kühnheit und seiner seltenen Geschicklichkeit im Handeln oder vielmehr im Nehmen, schwur sich Pascal bei seiner Ehre, zu einem großen Vermögen zu gelangen, und müßte er, um dies schneller zu erreichen (man muß wohl etwas wagen), im Falle der Noth ein wenig von dem schmalen und geraden Weg der Gesetzlichkeit abgehen.

Unser Mann hielt sich seinen Schwur. Er verließ das Haus Rousselet; unterstützt von der Geschicklichkeit, vom Zufall, vom Betrug, vom Glück, von der List und der Redlichkeit der Zeit, gewann er beträchtliche Summen und bezahlte mit baarem Geld die Freundschaft eines Ministers, der ihn mit zarter Fürsorge von den Vorkommnissen unterrichtete und Pascal in den Stand setzte, mit Sicherheit das Schwarz und Roth der Börse zu spielen und damit beinahe zwei Millionen einzustecken; kurze Zeit nachher ließ ihn ein sehr verwegener, zugleich aber äußerst verständiger englischer Geschäftsunterhändler die Möglichkeit erschauen, ungeheure Vortheile zu realisiren, wenn er sich mit Kühnheit in die, damals in Eng=

land ganz neuen, Eisenbahn-Operationen werfen würde. Pascal begab sich nach London, wußte bald ein leidenschaftliches Speculiren, das sich bis zu unerhörten Verhältnissen steigerte, zu benützen, setzte sein ganzes Vermögen auf diesen Wurf, realisirte zu rechter Zeit und kam nach Frankreich mit fünfzehn Millionen zurück. Eben so klug, eben so kalt, als er verwegen gewesen, und überdies mit großen finanziellen Fähigkeiten ausgerüstet, war er immer nur darauf bedacht, dieses unverhoffte Vermögen beständig zu vermehren; es gelang ihm, indem er jede Gelegenheit mit einer seltenen Gewandtheit benützte, wobei er indessen gut und bequem lebte und um jeden Preis seine zahlreichen sinnlichen Launen befriedigte, ohne jedoch einem äußeren oder inneren Luxus zu fröhnen, denn er speiste, zum Beispiel, in der Schenke. Auf diese Art verbrauchte er kaum den fünften Theil von seinen Einkünften, die, jedes Jahr zum Kapital geschlagen, unabläßig sein Vermögen vermehrten, das noch durch geschickte Operationen wuchs.

Dann kam, wie gesagt, für Pascal der große, furchtbare Tag der Repressalien.

Diese durch so viele Jahre der Erniedrigung und des Hasses verhärtete Seele wurde unversöhnlich und fand tausendfach die grausame Wollust, die Andern das Gewicht des silbernen Joches, das er so lange getragen, fühlen zu lassen.

Das, worunter er gelitten hatte, war die Abhängigkeit, die Knechtschaft, die völlige Vernichtung des Ichs, unter der er, gezwungen, ohne Murren die Rohheiten, die Verachtung seiner Patrone zu ertragen, so lange gehalten worden war.

Er fand ein Vergnügen daran, diese harte Abhängigkeit nun Andern aufzuerlegen: Diesen, indem er ihre natürliche Servilität ausbeutete, Jenen, indem er sie einer unbeugsamen Nothwendigkeit unterwarf, wodurch er in sich die Allmacht des Geldes in diesem käuflichen

Jahrhundert symbolisirte, denn er hielt in einer beinahe unbeschränkten Abhängigkeit von sich alle mögliche Menschen, von dem kleinen Handelsmann, den er Geschäfte für sich machen ließ, bis zu dem Prinzen von königlichem Geblüt, der sich vor ihm demüthigte, um ein Anlehen zu erhalten.

Diesen furchtbaren Despotismus, den der Mensch, der borgt, über den Menschen, den seine augenblicklichen Bedürfnisse zum Entlehnen nöthigen, ausüben kann, übte Herr Pascal aus, und er genoß ihn mit Raffinemens von unglaublicher Barbarei.

Man hat von der Gewalt Satans über die Seelen gesprochen. Einen Satan angenommen, konnte Herr Pascal eben so viele Seelen und mehr verderben und martern, als Satan.

Einmal von ihm abhängig, durch einen Credit, durch ein Anlehen, durch ein Commandite, was übrigens mit einer vollkommenen Gutherzigkeit bewilligt und zuweilen mit einem hinterlistigen Anschein von Großmuth angeboten wurde (stets jedoch auf solide moralische oder materielle Garantien), gehörte man nicht mehr sich, man hatte seine Seele an Satan Pascal verkauft.

Solche Händel betrieb er mit einer höllischen Geschicklichkeit.

Kam ein Augenblick einer Handelskrise, und die Kapitalien wurden entweder unfindbar oder das Interesse so ungeheuer, daß sich sehr zahlungsfähige und dabei sehr redliche Kaufleute in einer ungeheuren Verlegenheit sahen, so bewilligte oder bot Herr Pascal, völlig unterrichtet und sicher, für seine Vorschüsse durch Waaren oder durch das Nutzungsmaterial gedeckt zu sein, oft am Vorabend eines Bankerotts seine Dienste zu einem für die Umstände äußerst mäßigen, aber für ihn schon lucrativen Interesse an; nur stellte er bei einem solchen Anlehen die ausdrückliche Bedingung der Zurückbezahlung nach seinem Willen, wobei er rasch beifügte: er würde von diesem Rechte keinen Gebrauch machen, denn es liege in seinem Vortheil,

es nicht zu benützen, da ihm das dargeliehene Geld offenbar Gewinn bringe; sein großes Vermögen sei ihm überdies eine Gewährschaft, daß für ihn das baldige Wiedereingehen von fünfzig oder hundert tausend Thaler kein Bedürfniß sein werde; aber aus Gewohnheit, aus Bizarrerie, wenn man wolle, fügte er bei, halte er darauf, nur unter der Bedingung einer Zurückbezahlung nach seinem Willen zu borgen.

Die Alternative war grausam für die Unglücklichen, welche Satan Pascal versuchte; auf der einen Seite der Untergang einer bis dahin gedeihlichen Industrie; auf der andern machten eine unerwartete und so wenig onerose Hülfe, daß sie beinahe für einen edelmüthigen Dienst gelten konnte, die Unmöglichkeit, anderswo Kapitalien selbst gegen zu Grunde richtende Zinse zu finden, und dann das Vertrauen, das Herr Pascal einzuflössen wußte, die Versuchung sehr mächtig; sie wurde vollendet durch die einschmeichelnde Gutherzigkeit des Erzmillionärs, der, wie er sagte, so eifersüchtig war, als finanzielle Providenz arbeitsamen und redlichen Leuten zu Hülfe zu kommen.

Mit einem Wort, Alles trug dazu bei, diese Unklugen zu betäuben, und sie nahmen an.

Pascal besaß sie von da an.

Einmal unter der Gewalt einer beträchtlichen Heimbezahlung, die sie jeden Augenblick wieder in die verzweifelte Lage werfen konnte, aus der sie hervorgegangen waren, hatten sie nur noch ein Ziel, Herrn Pascal zu gefallen, nur noch eine Furcht, Herrn Pascal zu mißfallen, der so als Gebieter über ihr Schicksal verfügte.

Oft machte unser Satan nicht von Anfang von seiner Gewalt Gebrauch, und in einem Raffinement höhnischer Bosheit begann er damit, daß er den guten Mann, den Wohlthäter spielte, denn mit einer ironischen Befriedigung gefiel er sich unter den Segnungen, mit denen man ihn überhäufte, und so ließ er lange Zeit seine Opfer sich an ihren Irrthum gewöhnen; dann erhob er sich allmälig, je nach seiner augenblicklichen Laune, wobei

er indessen nie drohend, roh oder aufbrausend, sondern im Gegentheil mit einer süßlichen Falschheit zu Werke ging, welche gerade des Contrastes wegen furchtbar wurde.

So kam er, zum Beispiel, zu einem von seinen Vasallen, als dieser gerade mit seiner Frau und seinen Kindern ausgehen wollte, um sich zu einem längst vorbereiteten Familienfest zu begeben.

„Ich werde ohne Umstände mit Ihnen zu Mittag speisen, meine guten Freunde," sagte Satan.

„Mein Gott, Herr Pascal, wie sehr bedauern wir es! Es ist heute der Namenstag meiner Mutter, und wir gehen, um bei ihr zu Mittag zu speisen, es ist ein Jahrestag, den wir zu feiern nie verfehlen."

„Ah! das ist sehr ärgerlich, ich hoffte meinen Abend bei Ihnen zuzubringen."

„Und für uns, das dürfen Sie uns glauben, Herr Pascal, ist es nicht minder ärgerlich."

„Bah!.. Sie werden mir wohl Ihr Familienfest opfern! Im Ganzen wird Ihre Mutter nicht daran sterben, daß sie nicht gefeiert wird."

„Oh! mein guter Herr Pascal, das ist unmöglich; es wäre das erste Mal seit unserer Verheirathung, daß wir bei dieser kleinen Familienfeierlichkeit fehlten."

„Ah! Sie werden das wohl für mich thun?"

„Aber, Herr Pascal..."

„Ich sage Ihnen, daß Sie das für Ihren guten Herrn Pascal thun werden, nicht wahr?"

„Wir würden es von Herzen gern thun, aber..."

„Wie!.. Sie schlagen mir das ab, beim Ersten, um was ich Sie bitte..."

Und Herr Pascal legte einen solchen Nachdruck auf das Wort mir, daß die ganze Familie plötzlich bebte; sie fühlte, wie man zu sagen pflegt, ihren Herrn, und während sie die seltsame Laune des Kapitalisten nicht begriff, unterwarf sie sich derselben traurig, um den furchtbaren Mann, von dem sie abhing, nicht zu mißstimmen. Man fügte sich also und improvisirte ein Mit=

tagsmahl. Man suchte zu lächeln, freudig auszusehen und das Familienfest, auf das man verzichtete, nicht zu bedauern; bald aber fing eine unbestimmte Furcht an die Herzen zusammenzuschnüren; das Mittagessen wurde immer trauriger, gezwungener; Herr Pascal erstaunte auf eine süßliche Weise über diese Befangenheit und sagte seufzend:

„Ah! ich bin Ihnen in den Weg gekommen; Sie grollen mir, leider sehe ich das."

„Oh! Herr Pascal," riefen die Unglücklichen, immer ängstlicher, „wie können Sie einen solchen Gedanken haben!"

„Ich täusche mich nicht, ich sehe es, ich fühle es, denn mein Herz sagt es mir. Ei! mein Gott! was ist das! Man hat immer sehr Unrecht, die Freundschaften auf die Probe zu stellen, selbst bei kleinen Dingen, denn sie dienen zuweilen dazu, die großen zu ermessen. Und ich zählte auf Sie als auf wahre und gute Freunde! .. Vielleicht abermals eine Täuschung!"

Und Satan Pascal fuhr mit der Hand über die Augen, stand vom Tisch auf, ging mit betrübter Miene aus dem Hause weg, und ließ diese Unglücklichen in der furchtbarsten Angst zurück, denn wenn er nicht mehr an ihre Freundschaft glaubt, wenn er sie für undankbar hält, so kann er sie dadurch, daß er sein so edelmüthig dargebotenes Geld zurückverlangt, jeden Augenblick wieder in den Abgrund stürzen. Die Erkenntlichkeit, die er von ihnen forderte, konnte ihnen allein seine beständige Unterstützung sichern.

Wir haben diese Umstände, welche kindisch erscheinen dürften, indeß ihr Resultat so grausam ist, weiter ausgeführt, weil wir gleichsam die erste Leiter der Martern, welche Herr Pascal seine Opfer ausstehen ließ, zeigen wollten.

Man denke sich hienach alle Stufen der Folter, denen er sie preiszugeben im Stande war, wenn eine an und für sich unbedeutende Sache, wie ein verfehltes Familienfest, seiner raffinirten Barbarei so viel Nahrung bot.

Es war ein Ungeheuer.

Leider gibt es in jeder Epoche Neros; aber wer wollte sagen, Pascal hätte je einen solchen Grad von Verdorbenheit ohne schädliche Beispiele, ohne den furchtbaren Groll erreicht, den er seit langer Zeit in seiner durch die entartendste Abhängigkeit gereizten Seele aufgehäuft?

Das Wort Repressalien entschuldigt die Grausamkeit dieses Menschen nicht; es erklärt nur dieselbe. Der Mensch wird beinahe nie ohne Ursache boshaft... Das Böse hat immer seinen Erzeuger im Bösen.

. . . .

Nachdem wir Herrn Pascal so geschildert, gehen wir ihm ungefähr eine Stunde zu Herrn Charles Dutertre voran.

Fünftes Kapitel.

Die Werkstätte von Herrn Dutertre, bestimmt für die Fabrikation von Maschinen für die Eisenbahnen, nahm einen ungeheuern Raum im Faubourg Saint Marceau ein, und die beständig rauchenden hohen Kamine machten sie schon von fern kenntlich.

Herr Dutertre und seine Familie bewohnten einen durch einen großen Garten von den Fabrikgebäuden getrennten kleinen Pavillon.

In dem Augenblick, wo wir den Leser in diese bescheidene Wohnung einführen, war hier ein festliches Aussehen bemerkbar; man schien sich mit gastlichen Vorbereitungen zu beschäftigen; eine junge und thätige Magd deckte vollends den Tisch mitten in dem kleinen Speisezimmer, dessen Fenster nach dem Garten ging und das

in der Nähe einer ziemlich beschränkten Küche lag, die vom Ruheplatz nur durch eine Glasthüre mit matten Scheiben getrennt war; eine alte Köchin mit geschäftiger Miene ging in diesem culinarischen Laboratorium hin und her, dem Appetit erregende Dünste entströmten, die sich zuweilen bis in das Speisezimmer verbreiteten.

Im Salon, der mit Meubles von Nußbaumholz, überzogen mit Utrechter Sammet, ausgestattet und mit Vorhängen von weißem Zitz verziert war, traf man andere Vorbereitungen: zwei Vasen von weißem Porzellan, die den Kamin schmückten, hatte man mit frischen Blumen gefüllt; zwischen diesen zwei Vasen und an der Stelle der Pendeluhr erblickte man unter einer Glasglocke eine Locomotive in Miniatur, ein wahres Meisterwerk der Mechanik und der Schlosserarbeit; auf dem schwarzen Sockel dieses Kleinods von Eisen, Messing und Stahl sah man die Worte eingravirt:

Herrn Charles Dutertre

Seine dankbaren Arbeiter.

Teniers oder Gerard Dow hätten ein reizendes Bild aus einer Gruppe nun in diesem Salon versammelter Figuren gemacht.

Ein blinder Greis mit einem ehrwürdigen und melancholischen Gesicht, umrahmt von langen weißen Haaren, welche auf seine Schultern herabfielen, saß in einem Lehnstuhl und hatte zwei Kinder auf seinem Schooß: einen kleinen Knaben von drei Jahren und ein Mädchen von fünf Jahren, zwei Engel an Anmuth und Liebreiz.

Der Knabe, braun und rosenfarbig, mit großen schwarzen, sammetartigen Augen, warf von Zeit zu Zeit einen Blick der Zufriedenheit auf seine hübsche Blouse von hellblauem Kasimir und auf seine frischen weißen Beinkleider; besonders aber schien er sich an der Betrachtung von gewissen weißen, carmesinroth gestreiften und von saffianledernen Schuhen mit Mäschchen umgebenen seidenen Strümpfen zu ergötzen.

Das Mädchen, zum Andenken an eine innige Freundin seiner Mutter, die des Kindes Pathin gewesen war, Madeleine genannt, das Mädchen, sagen wir, blond und rosenfarbig, hatte reizende blaue Augen und trug ein hübsches weißes Kleid; seine Schultern und seine Arme waren entblößt, seine Beine nur halb bedeckt von zierlichen schottischen Strümpfen. Wie viel Grübchen es auf diesen Schultern, auf diesen Armen, auf diesen fleischigen Wangen von einer so frischen, so atlaßartigen Carnation gab, hätte nur eine Mutter dadurch, daß sie diese Grübchen oft küßte, berechnen können, und die Mutter von diesen zwei reizenden Kindern mußte es wissen.

Stehend und auf die Lehne des Stuhles gestützt, in dem der blinde Greis saß, horchte Madame Dutertre mit dem Ernst, den eine Mutter immer unter solchen Umständen beobachtet, auf das Gezwitscher der zwei Vögel, die der Großvater auf seinem Schooß hielt, und die ihn ohne Zweifel von etwas sehr Interessantem unterhielten, denn sie sprachen Beide zugleich in jenem kindischen Jargon, den die Mütter mit einem seltenen Scharfsinn zu übersetzen wissen.

Madame Sophie Dutertre war höchstens fünfundzwanzig Jahre alt; obgleich sie leicht von den Pocken bezeichnet war, obgleich man regelmäßigere und viel schönere Züge, als die ihrigen, finden konnte, ließ sich doch nicht eine anmuthiger offene und anziehendere Physiognomie, ein freundlicheres und feineres Lächeln denken; es war das Ideal des Liebreizes und des Wohlwollens. Herrliche Haare, Perlzähne, eine blendende Haut, ein zierlicher Wuchs vollendeten dieses liebliche Gesammtwesen, und wenn sie ihre durchsichtigen, glänzenden, großen braunen Augen zu ihrem Mann aufschlug, der auf der andern Seite des Lehnstuhls vom blinden Greis stand, so gaben die Liebe und die Mütterlichkeit diesem schönen Blick einen zugleich rührenden und leidenschaftlichen Ausdruck, denn die Heirath von Sophie und Charles Dutertre war eine Liebesheirath gewesen.

Der einzige Vorwurf ... ist es ein Vorwurf, den man an Sophie Dutertre hätte richten können, denn sie hatte nur Coquetterie für die Kleidung ihrer Kinder? war ihr völlig ungeeigneter, gleichsam unverständiger Anzug. Ein schlecht ausgewähltes und schlecht gemachtes Stoffkleid entstellte ihren Wuchs; ihr kleiner Fuß war nicht tadellos beschuht, und ihre herrlichen braunen Haare hätten mit mehr Geschmack und Sorgfalt geordnet sein können.

Offenherzigkeit und Entschlossenheit, Verstand und Herzensgüte, das war der Charakter der Züge von Herrn Dutertre, der damals ungefähr achtundzwanzig Jahre zählte; sein lebhaftes, feuriges Auge, seine kräftige, aber schlanke Gestalt bezeichneten eine thätige, energische Natur. Ehemaliger Civilingenieur, ein Mann von erhabenem Wissen und großer Ausdauer, ebenso fähig, mit der Feder die schwierigsten Probleme zu lösen, als, mit der Feile, auf der Drehbank, mit dem Hammer zu arbeiten, vernünftig befehlend, weil er selbst auszuführen wußte, die Handarbeit erhebend, ehrend, indem er sie selbst zuweilen, sei es zum Beispiel, sei es als Ermuthigung ausübte, redlich bis zum Scrupel, vertrauensvoll bis zur Verwegenheit, väterlich, fest und gerecht gegen seine zahlreichen Arbeiter, verliebt in seine Schöpfungen von Eisen, Kupfer oder Stahl, hatte er sein Leben bis dahin zwischen den drei größten Glückseligkeiten des Menschen, — der Liebe, — der Familie, — der Arbeit getheilt.

Charles Dutertre hatte nur einen Kummer: die Blindheit seines Vaters, und auch dieses Gebrechen war der Vorwand zu so zarter, aufopfernder Hingebung, zu so vielseitiger, aufmerksamer Pflege, daß Dutertre und seine Frau sich zu trösten suchten, indem sie sagten, es sei ihnen wenigstens vergönnt, dem Greise ihre Zärtlichkeit doppelt zu beweisen. Trotz der festlichen Vorbereitungen, hatte Charles Dutertre die Sorge, sich zu rasiren, auf den andern Tag verschoben und sein Arbeiterkleid, eine da und dort durch die Unfälle der Schmiede ge-

schwärzte, verbrannte oder befleckte Blouse von grauer Leinwand anbehalten. Seine edle, hohe Stirne, seine zugleich weißen und nervigen Hände waren durch den Rauch der Werkstätte etwas geschwärzt. Er vergaß in seiner arbeitsamen und unablässigen Thätigkeit oder in den Augenblicken stärkender Ruhe, die darauf folgten, jene Sorgfalt für sein Aeußeres, auf die gewisse Männer, und zwar mit Recht, nie verzichten.

Dies waren die in dem bescheidenen Salon der Fabrik versammelten Personen.

Die zwei Kinder schwatzten fortwährend, beide zugleich, und suchten sich dem Großvater begreiflich zu machen; er gab sich mit dem besten Willen der Welt dazu her und fragte sie, sanft lächelnd:

„Was sagst Du denn, mein kleiner August, und Du, meine kleine Madeleine?"

„Will die Frau Dolmetscherin die Güte haben, uns dieses artige Gezwitscher zu übersetzen?" sprach Charles Dutertre heiter zu seiner Frau.

„Wie, Charles, Du verstehst nicht?"

„Durchaus nicht."

„Sie auch nicht?" fragte die junge Frau den Greis.

„Ich glaubte Anfangs etwas wie Sonntag und Kleid zu hören," antwortete lächelnd der Greis, „aber das verwickelte sich nachher dergestalt, daß ich auf das Verstehen oder vielmehr auf das Errathen verzichtete."

„Es war indessen ungefähr das; oh! nur die Mütter und die Großväter verstehen die kleinen Kinder," sagte Sophie mit triumphirender Miene.

Dann sich an die zwei Kinder wendend:

„Nicht wahr, Ihr lieben Kleinen, Ihr sagt zu Eurem Großvater: „„Es ist heute Sonntag, da wir unsre schönen neuen Kleider anhaben?"""

Madeleine, die Blonde, machte ihre großen blauen Augen weit auf und beugte ihr Lockenköpfchen mit einer bejahenden Miene.

„Du bist der Champollion der Mütter!" rief Char-

les Dutertre, während der Greis zu den zwei Kindern sagte:

„Nein, es ist heute nicht Sonntag, wohl aber ein Festtag.“

Hier war Sophie abermals genöthigt, ins Mittel zu treten und zu übersetzen:

„Sie fragen, warum dieses Fest stattfinde, mein guter Vater.“

„Weil wir einen Freund sehen werden,“ erwiederte der Greis mit einem etwas erzwungenen Lächeln, „und wenn ein Freund kommt, ist es immer ein Fest, meine Kinder.“

„Oh! und wie steht es mit der Börse?“ sagte Dutertre zu seiner Frau.

„Dort, mein Herr,“ antwortete Sophie heiter, indem sie mit der Geberde auf dem Tisch ein Schächtelchen von Pappendeckel umgeben von einem rosenfarbigen Band bezeichnete, „glauben Sie, ich habe unsern guten Herrn Pascal, unsern würdigen Wohlthäter, mehr als Sie vergessen?“

Der Großvater wandte sich nun an die kleine Madeleine, küßte sie auf die Stirne und sprach:

„Man erwartet Herrn Pascal... Du weißt, Herrn Pascal?“

Madeleine machte abermals ihre Augen weit auf; ihr Gesicht nahm einen beinahe furchtsamen Ausdruck an; sie schüttelte traurig ihr Lockenköpfchen und sagte:

„Er ist böse!“

„Herr Pascal!“ rief Sophie.

„Oh!... ja... sehr böse,“ antwortete Madeleine.

„Aber, meine kleine Madeleine,“ fragte die junge Mutter, „warum denkst Du denn, Herr Pascal sei böse?“

„Ah! Sophie,“ sprach Herr Charles Dutertre lächelnd, „wirst Du Dich nicht bei diesen Kindereien über unsern würdigen Freund aufhalten?“

Seltsamer Weise nahm das Gesicht des Greises einen unbestimmten Ausdruck von Besorgniß an, und, glaubte

er nun an die Sicherheit des Instinkts oder des Scharfsinns vom Kinde, oder gehorchte er einem andern Gedanken, weit entfernt, wie sein Sohn, über die Worte von Madeleine zu scherzen, neigte er sich zu dieser herab und sprach:

„Sage, mein Kind, warum ist Herr Pascal böse?"

Das blonde Mädchen schüttelte den Kopf und antwortete nur:

„Weiß es nicht... Aber sicherlich ist er böse..."

Sophie, welche hinsichtlich des seltsamen Scharfsinns der Kinder ein wenig wie der Großvater dachte, konnte sich eines leichten Bebens nicht erwehren, denn es gibt geheime Rapports zwischen der Mutter und den Geschöpfen ihres Bluts; eine unerklärliche Ahnung, gegen die Sophie jedoch mit allen ihren Kräften kämpfte, denn sie fand sie unsinnig, nicht zu rechtfertigen, sagte ihr, der Instinct ihrer kleinen Tochter täusche diese in Beziehung auf Herrn Pascal vielleicht nicht, obgleich bis dahin die junge Mutter nicht den geringsten Verdacht gegen diesen Mann gehabt hatte, sondern im Gegentheil Herrn Pascal nach seinen Handlungen als einen Mann von edelmüthigem Charakter beurtheilte.

Charles Dutertre, der nicht vermuthete, welche Eindrücke auf seine Frau und auf seinen Vater hervorgebracht worden waren, sagte lächelnd:

„Nun will ich diesem Großvater und dieser Mutter, welche sich so gut auf den Jargon und auf die Gefühle der Kinder zu verstehen behaupten, eine Lection geben. Unser vortrefflicher Freund hat eine rauhe Außenseite, dichte Augenbrauen, ein braunes Gesicht, eine barsche Sprache... es ist mit einem Wort eine Art von *wohlthätigem Murrkopf*. Mehr braucht es für ihn nicht, um den Titel *böse* kraft der Autorität des Urtheils dieses blonden Mädchens zu verdienen.

In diesem Augenblick trat die junge Magd ein und sagte zu Sophie:

„Madame ... Fräulein Hubert ist mit ihrer Dienerin da ... und ...“

„Antonine? ... welch ein Glück!“ rief Sophie, indem sie rasch aufstand, um dem Mädchen entgegenzugehen.

„Madame,“ fügte geheimnißvoll die Magd bei, „Agathe fragt, ob Herr Pascal die Erbsen mit Zucker oder mit Speck liebe?“

„Charles!“ sagte Sophie heiter zu ihrem Manne, „das ist ernst, was denkst Du davon?“

„Man muß eine Platte Erbsen mit Zucker und eine mit Speck machen,“ antwortete Charles mit nachdenkender Miene.

„Nur die Mathematiker vermögen solche Räthsel zu lösen,“ sprach Sophie; dann nahm sie ihre beiden Kinder bei der Hand und fügte bei:

„Ich will Antonine sehen lassen, wie sie schön geworden und gewachsen sind.“

„Aber ich hoffe, Du wirst Fräulein Hubert bitten, heraufzukommen,“ sagte Charles; „wenn nicht, so hole ich sie.“

„Ich werde die Kinder zu ihrer Wärterin bringen und komme dann mit Antonine herauf.“

„Charles,“ sagte der Greis aufstehend, nachdem die junge Frau verschwunden war, „ich bitte, gib mir Deinen Arm.“

„Gern, mein Vater, doch Herr Pascal muß bald kommen.“

„Und es ist Dir daran gelegen, daß ich da bin, mein Freund?“

„Sie wissen, mein Vater, welche Achtung unser Freund für Sie hegt, und wie glücklich es ihn macht, sie Ihnen darzuthun.“

Nachdem er einen Augenblick geschwiegen, sprach der Greis:

„Weißt Du, daß seitdem Du ihn weggejagt, Dein ehemaliger Kassier Marcelange Herrn Pascal oft besucht hat?“

„Das ist das erste Wort, das ich hievon höre.“

„Kommt Dir das nicht sonderbar vor?“

„In der That...“

„Höre mich... Charles... ich...“

„Verzeihen Sie, mein Vater,“ erwiederte Dutertre den Greis unterbrechend, „es fällt mir nun ein... nichts kann natürlicher sein, ich habe unsern Freund nicht gesehen, seitdem ich Marcelange weggeschickt; dieser weiß nichts von meiner Freundschaft für Herrn Pascal und hat ihn vielleicht besucht, um ihn zu bitten, er möge bei mir vermitteln.“

„Es läßt sich so erklären,“ sagte der Greis nachdenkend... „Doch...“

„Nun, mein Vater?“

„Der Eindruck bei Deinem Töchterchen ist mir vorhin sehr aufgefallen.“

„Ah! mein Vater,“ erwiederte Charles lächelnd „Sie sagen das, um meiner Frau den Hof zu machen... Leider kann sie Ihre Worte nicht hören, doch ich werde Sophie Ihre Coquetterie für sie mittheilen.“

„Charles,“ erwiederte der Greis mit feurigem Ton, „ich sage das, weil der Eindruck bei Deiner Tochter, so kindisch er auch sein mag, mir etwas Ernstes zu haben scheint, und wenn ich ihn mit gewissen Umständen zusammenstelle, die mir gerade in den Kopf kommen, wenn ich an die häufigen Zusammenkünfte von Marcelange und Herrn Pascal denke, so regt sich in mir, ich muß es gestehen, ein unbestimmtes Mißtrauen.“

„Mein Vater... mein Vater,“ sagte Charles Dutertre bewegt, „ohne es zu wollen und aus Zärtlichkeit für mich betrüben Sie mich ungemein... An Herrn Pascal zweifeln, an unserem großmüthigen Wohlthäter zweifeln? Ah! mein Vater, das ist der erste Kummer, den ich seit langer Zeit empfunden habe... Mißtrauen ohne Beweise, sich dem flüchtigen Eindruck eines Kindes unterwerfen,“ fügte Dutertre mit der Wärme seiner edelmüthigen Natur bei, „das ist ungerecht... auch...“

„Charles . . .“ sprach der Greis, verletzt durch die Heftigkeit seines Sohnes.

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie, mein guter, vortrefflicher Vater,“ rief Dutertre, indem er die Hände des Greises in die seinigen nahm, „ich bin zu lebhaft gewesen, entschuldigen Sie mich, doch einen Augenblick hat die Freundschaft lauter gesprochen, als die Achtung, die ich für Sie habe.“

„Mein armer Charles,“ erwiederte freundlich der Greis, „gebe der Himmel, daß Du gegen mich Recht hast, und ich bin, weit entfernt, mich über Deine Lebhaftigkeit zu beklagen, glücklich. Doch ich höre Jemand, komm, führe mich zurück.“

In dem Augenblick, wo Herr Dutertre die Thüre des Zimmers, in das er den Blinden zurückgeführt hatte, wieder zumachte, trat Fräulein Antonine Hubert in Begleitung von Madame Dutertre in den Salon ein.

Sechstes Kapitel.

Man verzeihe uns die Mythologie der veralteten Vergleichung, aber nie konnte Hebe, die dem heidnischen Olymp als Mundschenk diente, so viel Frische, so viel Glanz in ihrer übermenschlichen Schönheit vereinigen, als in ihrer bescheidenen irdischen Schönheit Fräulein Antonine Hubert vereinigte, deren geheimes Liebesverhältniß mit Franz Herr Pascal erspäht hatte.

Was am meisten bei diesem Mädchen entzückte, war die kaum erschlossene Schönheit von fünfzehn und einem halben Jahre, die zugleich etwas vom Kind durch die

Reinheit, durch die ungezwungene Grazie und etwas vom Mädchen hat durch die wollüstig sich entwickelnden Reize, ein bezauberndes Alter, noch voll von Mysterien und keuschen Unwissenheiten, eine reine, durchsichtige, weiße Morgendämmerung, die das erste Beben eines unschuldigen Herzens mit einer frischrothen Färbung zu nuanciren beginnt.

Das war das Alter von Antonine, und sie hatte den Reiz und alle Reize dieses Alters.

Ehe wir unsere Hebe vermenschlichen, lassen wir sie von ihrem antiken Piedestal herabsteigen, verschleiern bescheiden ihren hübschen Körper von rosa Marmor mit den so zarten, so jungfräulichen Formen und hüllen sie in ein zierliches Sommerkleid; eine schwarze seidene Mantille wird ihre Büste mit der ganzen jugendlichen Feinheit der Umrisse verbergen, während ein Strohhut, gefüttert mit einem, wie ihre Wangen, rosenfarbigen Taffet, der die Bänder ihrer hellkastanienbraunen Haare erblicken läßt, das Oval dieses reizenden Köpfchens von einer eben so frischen, eben so weißen, eben so atlaßartigen Carnation, als die der Kinder, welche das Mädchen geküßt hatte, umrahmen wird.

Als Fräulein Hubert mit Sophie in den Salon eintrat, erröthete sie leicht, denn sie hatte die Schüchternheit ihrer fünfzehn Jahre; dann durch den herzlichen Empfang von Herrn Dutertre und seiner Frau von jedem Zwang befreit, sprach sie zu dieser mit einer Art von Ehrerbietung, welche von ihrem alten Verhältniß von Kleine und Mutter herrührte, wie man in der Kostschule sagte, wo sie, trotz der Verschiedenheit des Alters, mit einander erzogen worden waren:

„Sie wissen nicht, welches Glück mich hierher führt, meine liebe Sophie?"

„Ein Glück, desto besser, meine kleine Antonine."

„Ein Brief von der heiligen Magdalena," erwiederte das Mädchen und zog ein Papier aus seiner Tasche.

„Wahrhaftig!" rief Sophie vor Freude und Erstau-

nen erröthend, indem sie ihre Hand ungeduldig nach dem Brief ausstreckte.

„Wie Fräulein Antonine,“ sagte heiter Charles Dutertre. „Sie stehen in Correspondenz mit dem Paradies?.. ich darf mich allerdings nicht darüber wundern...“

„Schweigen Sie, Herr Spötter,“ erwiederte Sophie, „spotten Sie nicht über die beste Freundin von Antonine und mir.“

„Ich werde mich wohl hüten... doch der Name heilige Magdalena!“

„Wie, Charles, habe ich Dir nicht hundertmal von meiner Freundin in der Kostschule gesprochen?.. von Fräulein Magdalena Silveyra, die, weil sie abwesend, durch Procuration Pathin von unserer lieben Kleinen war? Woran denkst Du denn?“

„Ich besitze im Gegentheil ein sehr gutes Gedächtniß,“ erwiederte Dutertre, „denn ich habe nicht vergessen, daß jene junge Mexicanerin von einer, wie Du sagtest, so seltsamen Schönheit war, daß sie eben so viel Erstaunen und Neigung, als Bewunderung einflößte.“

„Von ihr ist die Rede, mein Freund; nach mir hat Magdalena Antonine als Mütterchen gedient, wie wir in der Kostschule sagten, wo man der Sorge von jeder Großen ein Kind von zehn bis zwölf Jahren anvertraute. Als ich unsere Erziehungsanstalt verließ, vermachte ich diese theure Antonine der Liebe der heiligen Magdalena.“

„Gerade der Beiname veranlaßte meinen Irrthum,“ sagte Dutertre, „ein Beiname, der mir, ich gestehe es, sehr ehrgeizig oder sehr demüthig für eine so hübsche Person vorkommt, denn sie muß ungefähr von Deinem Alter sein.“

„Man hat Magdalena den Beinamen Heilige in der Kostschule gegeben, weil sie ihn verdiente, Herr Dutertre,“ sprach Antonine mit ihrem tiefen fünfzehnjährigen Ernst; „und während der zwei Jahre, die sie mein

Mütterchen war, nannte man sie fortwährend heilige Magdalena, wie zur Zeit von Sophie."

„Es war also eine streng Gottesfürchtige, diese heilige Magdalena?" fragte Dutertre.

„Magdalena" übte, wie beinahe alle Personen ihres Landes, eine ganz besondere Frömmigkeit. Sie hatte Christus auserkohren, und ihre Anbetung für den Heiland ging zuweilen bis zur Entzückung," erwiederte Sophie... „Uebrigens verband sie mit dieser glühenden Frömmigkeit den liebevollsten Charakter, das wärmste Herz und den heitersten, einnehmendsten Geist der Welt... Aber ich bitte Dich, Charles, laß mich ihren Brief lesen... ich bin von einer Ungeduld! Du kannst Dir denken? der erste Brief nach einer Trennung von zwei Jahren Antonine und ich, wir wollten ihr einen Groll wegen ihres langen Schweigens nachtragen, doch Du siehst, bei der ersten Erinnerung an diese böse heilige Magdalena sind wir entwaffnet!"

Und Sophie nahm den Brief, den ihr Antonine zugestellt hatte, und sagte, immer mehr bewegt, je weiter sie las:

„Theure Magdalena, stets liebevoll und zärtlich... stets geistreich und heiter, stets empfänglich für die theuren Erinnerungen an die Vergangenheit. Nachdem sie einige Tage in Marseille bei ihrer Ankunft von Venedig, woher sie kommt, ausgeruht hat, reist sie beinahe zu gleicher Zeit mit ihrem Brief von Paris ab... und sie denkt nur an das Glück, Sophie, ihre Freundin, wiederzusehen, und Antonine, ihr Töchterchen, dem sie in Eile für uns Beide schrieb; und sie unterzeichnet, wie in der Kostschule:

„Die heilige Magdalena."

„Sie ist also noch nicht verheirathet?" fragte Charles Dutertre.

„Ich weiß es nicht, mein Freund, da sie nur mit ihrem Taufnamen unterzeichnet," antwortete seine Frau.

„Wie konnte ich im Ganzen eine solche Frage machen?" rief Charles heiter; „eine Heilige sich verheirathen!"

In diesem Augenblick erschien die junge Dienerin, blieb auf der Schwelle stehen und machte Madame Dutertre ein Zeichen; doch diese erwiederte:

„Du kannst sprechen, Julie, gehört Fräulein Antonine nicht zur Familie?"

„Madame," sagte die Dienerin, „Agathe läßt fragen, ob sie, obgleich Herr Pascal nicht kommt, dennoch das Huhn an den Spieß stecken könne."

„Gewiß," antwortete Madame Dutertre, „Herr Pascal bleibt ein wenig lange aus, aber ich zweifle nicht, daß er in wenigen Augenblicken hier sein wird."

„Sie erwarten also Jemand, Sophie?" sagte Antonine, als die Dienerin sich entfernt hatte, „auf Wiedersehen," fügte das Mädchen mit einem leichten Seufzer bei, „ich kam nicht allein, um Ihnen den Brief der heiligen Magdalena zu bringen, ich wollte lange mit Ihnen plaudern und werde morgen wieder kommen, meine liebe Sophie."

„Nein, nein, meine kleine Antonine, ich gebrauche meine Autorität als ehemalige Mutter, um mein Töchterchen beim Frühstück bei uns zu behalten. Es ist eine Art von Familienfest . . . Ist nicht Dein Platz dabei bezeichnet, mein Kind?"

„Ah! Fräulein Antonine," sagte Charles, „bringen Sie uns dieses Opfer."

„Sie sind tausendfach gut, Herr Dutertre, doch wahrhaftig, ich kann es nicht annehmen . . ."

„Dann will ich die großen Verführungsmittel anwenden," sagte Charles; „mit einem Wort, Fräulein Antonine, wenn Sie uns das Vergnügen machen, zu bleiben, so werden Sie den edelmüthigen Mann sehen, der uns von freien Stücken heute vor einen Jahr zu Hülfe gekommen ist; denn es ist dieser Jahrestag dieser großmüthigen Handlung, was wir feiern."

Sophie, welche die Ahnung, die in ihr durch die Worte ihrer kleinen Tochter erregt worden war, vergessen hatte, fügte bei:

„Ja, meine liebe Antonine, in jenem Augenblick unheilvoller Krise und schmerzlicher Stockung in den Geschäften, sagte Herr Pascal zu Charles: „„Mein Herr, ich kenne Sie nicht persönlich, doch ich weiß, daß Sie eben so redlich, als verständig und arbeitsam sind. Sie brauchen fünfzigtausend Thaler, um die Bedürfnisse Ihres Geschäftes zu bestreiten, ich biete sie Ihnen als Freund an, nehmen Sie diese Summe als Freund; was die Bedingungen hinsichtlich der Interessen betrifft, so werden wir dieselben später ordnen, und zwar ebenfalls . . . als Freunde."

„In der That, das war edel gehandelt," sagte Antonine.

„Ja," sprach Herr Dutertre mit tiefer Rührung, denn er rettete, er sicherte dadurch nicht nur meine Industrie, sondern auch den Lebensunterhalt der zahlreichen Arbeiter, die ich beschäftige, die Ruhe der alten Tage meines Vaters, das Glück meiner Frau, die Zukunft meiner Kinder... Oh! bleiben Sie, bleiben Sie, Fräulein Antonine . . . Der Anblick eines so edelmüthigen Mannes ist so selten, so süß! Doch hier kommt er," sagte Herr Dutertre, als er Herrn Pascal vor dem Fenster des Salon vorübergehen sah.

„Ich bin sehr gerührt von dem, was Sophie und Sie mir mitgetheilt haben, und ich bedaure, nicht mit dem hochherzigen Mann, dem Sie so viel verdanken, beisammen sein zu können, doch das Frühstück würde mich zu weit führen . . . Mein Oheim erwartet mich, er war in der vergangenen Nacht sehr leidend; in den Augenblicken, wo bei ihm eine schmerzliche Krise eintritt, wünscht er, daß ich immer bei ihm sei, und diese Krise kann in jeder Minute wiederkommen."

Dann reichte das Mädchen Sophien die Hand und fügte bei:

„Nicht wahr, ich werde Sie bald sehen?"

„Morgen oder übermorgen, meine liebe kleine Anto-

nine, werde ich Dich besuchen, und wir plaudern dann so lange, als Du es wünschest."

Die Thüre öffnete sich, und Herr Pascal trat ein.

Antonine küßte ihre Freundin, und diese sprach zu dem Geldmann mit einer einnehmenden Herzlichkeit:

„Nicht wahr, Sie erlauben mir, Herr Pascal, daß ich das Fräulein zurückgeleite? Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich wieder zu erscheinen eilen werde."

„Ich bitte, keine Umstände, meine liebe Madame Dutertre," stammelte Herr Pascal, trotz seiner Dreistigkeit erstaunt. wie er war, abermals Antonine zu treffen, die er mit einem düsteren, glühenden Blick verfolgte, bis sie das Zimmer verlassen hatte.

Siebentes Kapitel.

Bei dem Anblick von Antonine, die er zum zweiten Mal an diesem Morgen sah, war Herr Pascal, wie gesagt, aus Erstaunen und Bewunderung von dieser so unschuldigen, so reinen Schönheit einige Augenblicke ganz verblüfft geblieben.

„Endlich sind Sie da," sagte freudig Charles Dutertre, indem er Herrn Pascal seine beiden Hände reichte, als er mit ihm allein war. „Wissen Sie, daß wir an Ihrer Pünktlichkeit zu zweifeln anfingen?.. Die ganze Woche freuten wir, meine Frau und ich, uns auf diesen Morgen, denn nach dem Geburtstag unserer Kinder ist der Tag, den wir mit der größten Glückseligkeit feiern, derjenige, von welchem sich, durch Sie, die Sicherheit ihrer Zukunft datirt. Es ist so gut, so süß, sich durch die Dankbarkeit und das Herz auf der Höhe von einem

jener edelmüthigen Werke zu fühlen, die ebenso denjenigen, welcher sie anbietet, als den, welcher sie annimmt, ehren."

Herr Pascal schien die Worte von Herrn Dutertre nicht gehört zu haben und sagte zu ihm:

„Wer ist denn das junge Mädchen, das von hier weggeht?"

„Fräulein Antonine Hubert."

„Sollte sie eine Verwandtin vom Präsidenten Hubert sein, der in neuster Zeit so krank gewesen ist?"

„Es ist seine Nichte."

„Ah!" machte Pascal nachdenkend.

„Sie wissen, daß, wenn mein Vater nicht Theil nähme, unser kleines Fest unvollständig wäre," sagte Herr Dutertre lächelnd. „Ich will ihn von Ihrer Ankunft in Kenntniß setzen, mein lieber Herr Pascal." Doch als er einen Schritt nach der Thüre des Zimmers machte, das der Greis bewohnte, hielt ihn Herr Pascal mit einer Geberde zurück und fragte:

„Wohnt der Präsident Hubert nicht . . ."

Hier zögerte er, aber Dutertre fügte bei:

„In der Rue du Faubourg Saint Honoré; der Garten stoßt an den des Elisée-Bourbon."

„Und das Mädchen wohnt schon lange bei seinem Oheim?"

Ziemlich erstaunt über das Dringen von Herrn Pascal in Beziehung auf Antonine, antwortete Dutertre:

„Vor ungefähr drei Monaten hat Herr Hubert Fräulein Antonine in Nizza abgeholt, wo sie nach dem Tode von einer ihrer Verwandtinnen geblieben war."

„Und Madame Dutertre steht in enger Verbindung mit dieser jungen Person?"

„In der Kostschule, wo sie mit einander waren, diente ihr Sophie als Mutter, und das Verhältniß zärtlicher Zuneigung dauerte zwischen ihnen fort."

„Ah!" machte Herr Pascal zum zweiten Mal, und wiederum schien er einige Augenblicke tief nachzudenken.

Dieser Mann besaß eine große und seltene Gabe,

welche viel zu Erwerbung seines ungeheuren Vermögens beigetragen hatte: wie man nach Belieben gewisse Fächer öffnet oder schließt, so konnte Herr Pascal momentan nach seinem Willen, wenn sein Geist ganz und gar von einem Gegenstand erfüllt war, sich von diesem losmachen, um zu einer Ideenordnung, der entgegengesetzt, welche er verließ, überzugehen. Nach der von ihm erlauerten Zusammenkunft von Franz und Antonine, die ihn so furchtbar aufgeregt hatte, fand er so die ganze Freiheit seines Geistes wieder, um mit dem Erzherzog über Geschäfte zu sprechen und ihn zu martern.

Eben so vertagte er, wenn man so sagen darf, nach diesem letzten Zusammentreffen mit Antonine seine leidenschaftlichen Empfindungen, seine Pläne in Beziehung auf das Mädchen und sagte, sich mit etwas ganz Anderem beschäftigend, treuherzig zu dem Gatten von Sophie:

„In Erwartung der Rückkehr Ihrer lieben Frau, mein Freund, muß ich Sie um einen kleinen Dienst bitten."

„Endlich!" rief Dutertre strahlend und sich die Hände reibend, „doch besser spät, als gar nicht."

„Sie hatten zum Kassier einen Namens Marcelange."

„Leider für mich."

„Leider?"

„Er hat hier nicht eine unehrliche Handlung begangen, denn um keinen Preis hätte ich ihm die Strafe für seinen Fehler erspart, er hat sich einen Akt der Unzartheit unter Umständen zu Schulden kommen lassen, der mir bewies, daß dieser Mensch ein Elender war . . . und ich jagte ihn fort . . ."

„Marcelange hat mir in der That gesagt, Sie haben ihn weggeschickt."

„Sie kennen ihn?" fragte Dutertre sehr erstaunt, indem er sich der Worte seines Vaters erinnerte.

„Er ist vor einigen Tagen bei mir gewesen . . . er wünschte im Haus Durand einzutreten."

„Er, bei so ehrenwerthen Leuten?"

„Warum nicht? er war bei Ihnen gut angestellt."

„Aber, wie ich Ihnen sagte, mein guter Herr Pascal, ich habe ihn weggejagt, sobald mir seine Aufführung bekannt war."

„Wohlverstanden! da er ohne Stelle ist, so brauchte der arme Junge, um im Haus Durand einzutreten, das seine Dienste anzunehmen bereit ist, einen Empfehlungsbrief von Ihnen; mit einer solchen Garantie wird er ohne das geringste Bedenken angenommen: um diesen Brief wollte ich Sie, mein lieber Herr Dutertre, ganz einfach bitten."

Nach einem Augenblick des tiefsten Erstaunens, erwiederte Herr Dutertre:

„Im Ganzen darf ich mich nicht hierüber wundern, Sie sind so gut! dieser Mensch ist voll Feinheit und Falschheit . . . er wußte wohl ihr Vertrauen zu gewinnen."

„Ich halte in der That Marcelange für sehr fein, für sehr verschmitzt; das kann Sie aber nicht abhalten, mir den Brief zu geben, von dem ich spreche."

Dutertre glaubte schlecht gehört oder sich bei Herrn Pascal schlecht begreiflich gemacht zu haben; er versetzte:

„Verzeihen Sie, ich sagte Ihnen . . ."

„Sie haben sich über einen Akt der Unzartheit von Seiten dieses Jungen zu beklagen gehabt; doch was thut das?"

„Wie, Herr Paskal, was das thut? Wissen Sie, daß die Handlung dieses Menschen in meinen Augen verdammenswerther ist, als eine Entwendung von Geldern!"

„Ich glaube Ihnen, mein braver Dutertre, ich glaube Ihnen; es gibt keinen bessern Richter in Dingen der Ehre, als Sie; der Marcelange scheint mir allerdings ein listiger Bursche zu sein, und wenn ich es Ihnen frei sagen soll, gerade deshalb ist mir Alles daran gelegen, daß er von Ihnen empfohlen wird."

„Offenherzig gesprochen, Herr Pascal, ich würde als unredlicher Mann zu handeln glauben, wenn ich den Eintritt von Marcelange in ein in jeder Rücksicht achtbares Haus begünstigte."

„Ah! thun Sie das für mich!"

„Sie sprechen nicht im Ernste so, Herr Pascal?"

„Sehr im Ernste."

„Nach dem, was ich Ihnen vorhin anvertraut habe?"

„Ei! mein Gott, ja."

„Sie! Sie! die Ehre und Rechtschaffenheit selbst!"

„Ich, die Ehre und Rechtschaffenheit in Person, bitte Sie um diesen Brief."

Dutertre schaute Herrn Pascal Anfangs erstaunt an, dann, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, sagte er in einem Ton liebevollen Vorwurfs:

„Ah! mein Herr, war es nach Ablauf eines Jahres nöthig, daß Sie mich so auf die Probe stellten?"

„Welche Probe meinen Sie?"

„Daß Sie mir eine unwürdige Handlung vorschlugen, um sich zu versichern, ob ich immer noch Ihr Vertrauen verdiente."

„Mein lieber Dutertre, ich wiederhole Ihnen, daß ich diesen Brief haben muß. Es handelt sich für mich um eine sehr zarte und sehr wichtige Angelegenheit."

Herr Pascal sprach im Ernste. Dutertre konnte nicht mehr daran zweifeln; er erinnerte sich nun der Worte seines Vaters, der Vorgefühle seines Töchterchens, und antwortete von einer unbestimmten Angst ergriffen mit gezwungenem Ton:

„Mein Herr, Sie vergessen also die schwere Verantwortlichkeit, welche auf mir lasten würde, wenn ich thäte, was Sie wünschen?"

„Ei! mein Gott, mein braver Dutertre, wenn man von seinen Freunden nur leichte Dinge forderte!"

„Sie verlangen etwas Unmögliches von mir..."

„Ah! Sie schlagen mir das also ab?"

„Herr Pascal," erwiederte Dutertre, mit einem zugleich festen und innigen Ausdruck, „ich habe Ihnen Alles zu verdanken... es gibt keinen Tag, wo mein Vater, meine Frau und ich uns nicht erinnern, daß vor einem Jahr, ohne Ihre unverhoffte Hülfe, unser Ruin und der

so vieler Leute, denen wir zu leben geben, unfehlbar war. Alles, was die Dankbarkeit an Zuneigung und Ehrfurcht einflößen kann, fühlen wir für Sie, wir sind bereit, Ihnen alle möglichen Beweise der Ergebenheit mit Freude zu liefern, aber..."

„Noch ein Wort... und Sie werden mich begreifen," entgegnete Herr Pascal, Dutertre unterbrechend. „Da ich Ihnen Alles sagen soll... ich habe ein wichtiges Interesse dabei, daß Jemand, der mir... ganz mir gehört, verstehen Sie wohl, im Hause Durand ist... Sie sehen aber ein, daß ich, indem ich diesen Marcelange durch den Brief, den Sie mir geben, und durch das, was ich von den Vorgängen in seinem Leben weiß, halte, mir aus ihm eine Kreatur, ein blindes Werkzeug mache. Dies ganz unter uns, mein lieber Dutertre... und auf Ihre unbedingte Verschwiegenheit rechnend, gehe ich sogar noch weiter und sage Ihnen, daß..."

„Ich beschwöre Sie, nicht ein Wort mehr über diesen Gegenstand, mein Herr," rief Dutertre mit wachsendem Erstaunen und Schmerz, denn bis dahin hatte er Herrn Pascal für einen Mann von der höchsten Rechtschaffenheit gehalten. „Es gibt Geheimnisse, bei denen man sich nicht ins Vertrauen ziehen läßt."

„Warum?"

„Weil sie sehr beschwerlich werden können, mein Herr."

„Wahrhaftig? die Geheimnisse eines alten Freundes können beschwerlich werden? gut, ich werde sie für mich behalten. So geben Sie mir also den Brief ohne weitere Erklärung."

„Ich wiederhole Ihnen, daß mir das unmöglich ist."

Herr Pascal preßte seine Lippen auf einander und zog unmerklich seine Augenbrauen zusammen; eben so erstaunt, als ärgerlich über die Weigerung von Dutertre, konnte er in der Treuherzigkeit seines Cynismus kaum glauben, daß ein Mensch, den er in Abhängigkeit hielt, die Frechheit haben sollte, seinem Willen entgegenzutre-

ten, oder den Muth, die Gegenwart und Zukunft einem ehrenhaften Bedenken zu opfern.

Da jedoch Herr Pascal ein wahrhaft mächtiges Interesse hatte, den Brief zu erhalten, so sprach er mit dem Ausdruck liebevollen Vorwurfs:

„Wie, Sie schlagen mir das ab, mein lieber Dutertre, mir, Ihrem Freund?"

„Ich schlage es besonders Ihnen ab, Ihnen, der Sie hinlänglich Vertrauen zu meiner strengen Redlichkeit haben, um mir, beinahe ohne mich zu kennen, eine beträchtliche Summe vorzustrecken."

„Ah! mein lieber Herr Dutertre, machen Sie mich nicht verwegener, als ich bin. Garantirte mir nicht Ihre Ehrlichkeit, Ihr Verstand, Ihr Interesse sogar, (und in jedem Fall das Material Ihrer Werkstätte) meine Kapitalien? Finde ich mich nicht immer dadurch in einer vortrefflichen Lage, daß ich mir die Befugniß vorbehalten habe, die Zurückbezahlung nach meinem Willen zu fordern, eine Befugniß, von der ich, meines Wissens, noch sehr lange keinen Gebrauch machen werde... Hiezu interessire ich mich zu viel für Sie," fügte Herr Pascal schleunigst bei, als er das Erstaunen und die Angst plötzlich in den Zügen von Dutertre hervortreten sah, „denn nehmen wir an, und das ist nur eine Annahme, nehmen wir an, daß bei dem kritischen, bedrängten Zustand, in dem sich zu dieser Stunde die Industrie abermals befindet, ich heute zu Ihnen sage: „„Herr Dutertre, ich brauche mein Geld vor Ablauf eines Monats, und ich schließe Ihnen meinen Credit.""

„Großer Gott!" rief Dutertre bestürzt, nur bei der Voraussetzung eines solchen Mißgeschicks; „ich würde Bankerott machen, das wäre mein Ruin, der Untergang meiner Industrie; ich müßte vielleicht mit meinen eigenen Händen arbeiten, wenn ich ein Geschäft fände, um den Lebensunterhalt für meinen gebrechlichen Vater, für meine Frau und meine Kinder zu verdienen."

„Wollen Sie wohl schweigen, Böser, und mir nicht

so betrübliche Gedanken unter die Augen bringen? Sie werden mir meinen ganzen Tag verderben!" rief Herr Pascal mit unwiderstehlicher Treuherzigkeit, indem er beide Hände von Dutertre in die seinigen nahm . . „heute so sprechen, und ich, der ich mir wie Sie ein Fest aus diesem Morgen machte!... Was haben Sie? Sie sehen so bleich aus."

„Verzeihen Sie, mein Herr," erwiederte Dutertre, während er sich die kalten Schweißtropfen abwischte, die ihm von der Stirne floßen, „schon bei dem Gedanken eines so unerwarteten Schlages, der, was ich Theuerstes auf der Welt habe, meine Ehre... meine Familie... meine Arbeit treffen würde... Ah! mein Herr, Sie haben Recht, entfernen wir diesen Gedanken... er ist zu gräßlich!.."

„Ei! mein Gott, das sagte ich Ihnen ja, trüben wir diesen reizenden Tag nicht... Um ein Ende zu machen... schließen wir die Geschäfte ab... leeren wir unsern Sack, wie man zu sagen pflegt, geben Sie mir den Brief, und sprechen wir nicht mehr davon."

Dutertre bebte, eine furchtbare Angst schnürte ihm das Herz zusammen, und er erwiederte:

„Eine solche Beharrlichkeit setzt mich in Erstaunen und betrübt mich, mein Herr. Ich wiederhole Ihnen, es ist mir durchaus unmöglich, zu thun, was Sie verlangen."

„Aber, Sie großes Kind! gerade meine Beharrlichkeit beweist Ihnen, welches Gewicht ich auf die Sache lege."

„Kann das sein?"

„Und warum legte ich ein so großes Gewicht darauf, mein braver Dutertre? weil Sie bei der Sache eben so sehr betheiligt sind, als ich."

„Was sagen Sie?"

„Ei! allerdings: würde meine Combination mit dem Hause Durand fehlschlagen, weil mich Ihre Weigerung verhinderte, den Schelm Marcelange nach meinem Plane zu verwenden (Sie wollen meine Geheimnisse nicht wissen, und ich bin gezwungen, sie für mich zu bewahren), so

wäre ich aus gewissen Gründen vielleicht genöthigt," fügte Herr Pascal bei, indem er die folgenden Worte langsam sprach und seinen klaren, kalten Blick auf sein Opfer heftete, „ich wäre vielleicht genöthigt, und dabei würde mir das Herz bluten, meine Kapitalien von Ihnen zurückzufordern und Ihnen den Credit zu schließen."

„Oh! mein Gott!" rief Dutertre die Hände faltend und wie ein Gespenst erbleichend.

„Sehen Sie, böser Mensch, in welche grausame Lage Sie mich versetzen würden ... Sie würden mich zu einer Handlung zwingen, die mir die Seele zerreißen müßte."

„Aber, mein Herr, so eben noch versicherten Sie mich, daß ..."

„Ei! mein Gott! es läge in meinem Interesse, sie Ihnen so lange als möglich zu lassen, diese unglücklichen Kapitalien ... Sie haben mir die Interessen mit einer seltenen Pünktlichkeit bezahlt ... die Anlage war vollkommen gut, und bei der zwischen uns verabredeten Amortisation waren Sie in zehn Jahren frei, und ich hatte ein vortreffliches Geschäft gemacht und Ihnen dabei einen Dienst geleistet."

„In der That, mein Herr," murmelte Dutertre vernichtet, „dies waren Ihre Versprechungen, wenn nicht schriftlich, doch wenigstens mündlich, und das Edelmüthige Ihres Anerbietens, die Redlichkeit Ihres Charakters, Alles hatte mir das vollste — Gott wolle, daß ich nicht zu sagen habe, das verwegenste, das wahnsinnigste Vertrauen zu Ihrem Wort gegeben."

„Was das betrifft, so machen Sie Frieden mit sich selbst, mein lieber Dutertre; in jener Zeit einer Handelskrise, welche mindestens ebenso furchtbar war, als die von heute, hätten Sie nirgends die Kapitalien gefunden, die ich Ihnen zu einem so mäßigen Interesse angeboten habe."

„Ich weiß es, mein Herr!"

„Sie konnten also, Sie mußten sogar durch die

Nothwendigkeit gezwungen die Bedingung annehmen, die ich bei diesem Anlehen machte."

„Aber, mein Herr," rief Dutertre in einer unaussprechlichen Angst, „ich appellire an Ihre Ehre, Sie haben mir förmlich versprochen, zu ..."

„Ei! mein Gott, ja ich hatte Ihnen versprochen ... mit Vorbehalt der höheren Macht der Ereignisse, und leider schafft Ihre Weigerung hinsichtlich des armseligen Briefchens ein Ereigniß von höherer Macht, das mich in die peinliche, in die schmerzliche Nothwendigkeit versetzt ... mein Geld von Ihnen zurückzuverlangen."

„Aber, mein Herr, bedenken Sie doch, was Sie mir vorschlagen, ist eine unwürdige Handlung!"

In diesem Augenblick hörte man außen das milde, frische Gelächter von Sophie Dutertre, die sich näherte.

„Ah! mein Herr," rief Charles Dutertre, „nicht ein Wort hievon vor meiner Frau ... denn das ist vielleicht nicht Ihr letzter Entschluß, und ich hoffe, daß ..."

Charles Dutertre konnte nicht vollenden, denn Sophie Dutertre trat ein. Der unglückliche Mann war nur im Stande, eine flehende Geberde gegen Pascal zu machen, der ihm mit einem Zeichen freundlichen Einverständnisses antwortete.

Achtes Kapitel.

Als Sophie Dutertre in den Salon eintrat, in welchem sich ihr Mann und Herr Pascal befanden, bezeugten das lebhafter als gewöhnlich gefärbte reizende Gesicht der jungen Frau, das leichte Wogen ihres Busens und ihre

feuchten Augen, daß sie kurz zuvor von einer großen Lustigkeit ergriffen worden war.

„Ah! ah! Madame Dutertre,“ sagte heiter Herr Pascal, „ich habe Sie wohl gehört, Sie lachten wie toll.“

Dann sich gegen Dutertre umwendend, der seine furchtbare Angst zu verbergen und sich an einer letzten Hoffnung anzuklammern suchte, fügte er bei:

„Wie das Glück diese jungen Frauen heiter macht! Man braucht sie nur anzuschauen, um freudigen Herzens zu sein, nicht wahr, mein braver Dutertre?“

„Ich habe gelacht, aber wider meinen Willen, das versichere ich Sie, mein guter Herr Pascal,“ sagte Sophie.

„Wider Ihren Willen?“ fragte unser Mann, „wie! sollte ein Kummer?“

„Ein Kummer? oh! Gott sei Dank! nein! . . . aber ich war mehr zur Rührung, als zur Heiterkeit gestimmt . . . Diese liebe Antonine . . . wenn Du wüßtest,“ Charles,“ fügte die junge Dame mit einer sanften Bewegung, sich an ihren Mann wendend, bei, „ich kann Dir nicht sagen, wie sehr sie mich ergriffen, welches zugleich rührende und unschuldige Geständniß sie mir gemacht hat . . . denn das Herz der armen Kleinen war zu voll, und sie hatte nicht die Stärke, wegzugehen, ohne mir Alles mitzutheilen . . .“

Und eine Thräne der Rührung befeuchtete die schönen Augen von Sophie.

Bei dem Namen von Antonine hatte Herr Pascal trotz seiner seltenen Selbstbeherrschung gebebt. Sein Dichten und Trachten nach dem Mädchen regte sich, kurze Zeit vertagt, lebhafter als je in ihm, und während Sophie sich die Augen trocknete, warf er einen durchdringenden Blick auf sie, indem er zu errathen suchte, was er von ihr bei einer Combination, die er bildete, hoffen könnte.

Madame Dutertre fuhr bald zu ihrem Gatten fort:

„Aber, Charles, ich werde Dir das später erzählen; ich sage Dir nur, daß ich mich noch ganz dem Eindruck meines Gespräches mit der lieben Antonine überließ, als

meine kleine Madeleine zu mir kam und mir in ihrem niedlichen Jargon so drollige Dinge sagte, daß ich mich eines lauten Gelächters nicht erwehren konnte. Doch verzeihen Sie, Herr Pascal, nicht wahr, Ihr Herz begreift und entschuldigt alle diese mütterlichen Schwächen?"

„Mich bitten Sie um Entschuldigung," erwiederte Pascal mit herzlichem Ton, „mich . . . einen guten Mann?"

„Es ist wahr," fügte Sophie mit einer liebevollen Offenherzigkeit bei, „wenn man Sie hier so sehr liebt, so ist dies der Fall, weil Sie, wie Sie so richtig sagen, ein guter Mann sind . . . Fragen Sie Charles, ob er mich Lügen strafen wird?"

Dutertre antwortete mit einem gezwungenen Lächeln, und er besaß Stärke und Muth genug, um sich vor seiner Frau zu bewältigen, daß sie Anfangs keine Ahnung von der Angst ihres Mannes hatte. Sie ging auch auf den Tisch zu, nahm die Börse, die sie gestickt, überreichte sie Herrn Pascal und sprach mit rührendem Ton:

„Mein guter Herr Pascal, diese Börse ist die Frucht meiner besten Abende, der Arbeit, die ich hier mit meinem Mann, mit seinem vortrefflichen Vater und mit meinen Kindern zubrachte. Wenn jede von diesen Stahlperlen sprechen könnte," fügte Sophie lächelnd bei, „so würde sie Ihnen sagen, wie oft Ihr Name unter uns mit aller Zuneigung und aller Dankbarkeit, die er verdient, ausgesprochen worden ist."

„Ah! ich danke, meine liebe Madame Dutertre," antwortete Pascal, „ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich dieses hübsche Geschenk, dieses liebenswürdige Andenken erfreut; nur bringt es mich ein wenig in Verlegenheit . . ."

„Wie so?"

„Sie haben mir geschenkt, und ich, ich muß Sie um etwas bitten."

„Welch ein Glück! . . . Fordern Sie . . . fordern Sie, mein guter Herr Pascal."

Dann sich ganz erstaunt an ihren Gatten wendend:

„Charles, was machst Du denn, warum sitzest Du denn da vor Deinem Schreibtisch?“

„Herr Pascal wird mich entschuldigen, es ist mir so eben eingefallen, daß ich es versäumt habe, einige Noten bezüglich auf ein sehr dringendes Geschäft durchzusehen,“ antwortete Herr Dutertre, der in Papieren blätterte, um sich eine Haltung zu geben und seiner Frau, welcher er so den Rücken zuwandte, seine verstörten Gesichtszüge zu verbergen.

„Mein Freund,“ sagte Sophie im Ton zärtlichen Vorwurfs, „könntest Du dieses Geschäft nicht verschieben und warten, bis ...“

„Madame Dutertre, ich lehne mich auf, wenn Sie Ihren Mann meinetwegen stören,“ rief Herr Pascal, „kenne ich etwa die Geschäfte nicht? Ah! Sie glückliche Frau, wegen seines Eifers in der Arbeit steht dieser brave Dutertre heute an der Spitze seiner Industrie.“

„Und diesen Eifer für die Arbeit, wer hat ihn ermuthigt, wer hat ihn belohnt, nicht Sie, Herr Pascal? Wenn Charles, wie Sie sagen, heute an der Spitze seiner Industrie steht, wenn seine Zukunft und die unserer Kinder nun für immer gesichert ist, haben wir es nicht Ihnen zu verdanken?“

„Meine liebe Madame Dutertre, Sie bringen mich ganz in Verwirrung, und ich werde nicht mehr wissen, wie ich Sie um den kleinen Dienst bitten soll, den ich von Ihnen erwarte.“

„Und ich ... ich vergaß das ...“ erwiederte Sophie lächelnd, „zum Glück, weil ich von viel bedeutenderen Diensten sprach, die Sie uns geleistet haben; nicht wahr, Sie werden mich auch entschuldigen? Doch geschwinde, geschwinde, um was handelt es sich?“ fügte die junge Frau mit einem reizenden Eifer bei.

„Das, was ich Ihnen sagen will, wird Sie vielleicht sehr überraschen ...“

„Desto besser, ich liebe die Ueberraschungen ungemein ...“

„Nun wohl! . . die Abgeschiedenheit des Junggesellenlebens wird mir drückend, und . . .“

„Und?“

„Ich habe Lust, zu heirathen.“

„Wirklich?“

„Das setzt Sie in Erstaunen? . . Ich wußte es vorher.“

„Sie täuschen sich ganz und gar, denn meines Erachtens mußten Sie dahin kommen.“

„Wie so?“

„Mein Gott, oft sagte ich zu mir selbst: früher oder später wird dieser gute Herr Pascal, der so sehr durch das Herz lebt, die theuren, süßen Freuden der Familie genießen wollen, und wenn ich Ihnen meine stolze Anmaßung bekennen soll,“ fügte Sophie lächelnd bei, „ich sagte mir sogar: der Anblick des Glückes, dessen wir, Charles und ich, uns erfreuen, muß Herrn Pascal nothwendig eines Tags auf den Gedanken bringen, sich zu verheirathen. Urtheilen Sie nun ein wenig, ob es mich glücklich macht, daß ich Ihr Vorhaben geahnet habe!“

„Triumphiren Sie doch, meine liebe Madame Dutertre, denn, in der That, verführt durch Ihr Beispiel und das Ihres Mannes, wünsche ich, wie Sie Beide . . . eine Liebesheirath zu schließen.“

„Sind andere Heirathen möglich?“ erwiederte Sophie mit einer Bewegung voll Anmuth die Achseln zuckend, und ohne daß sie Anfangs an die achtunddreißig Jahre von Herrn Pascal dachte; dann fügte sie bei:

„Und Sie werden geliebt?“

„Mein Gott! das kann von Ihnen abhängen.“

„Von mir?“

„Ganz und gar.“

„Von mir?“ wiederholte Sophie mit wachsendem Erstaunen, „hörst Du, Charles, was Herr Pascal sagt?“

„Ich höre,“ antwortete Dutertre, der, nicht minder erstaunt, als seine Frau, mit unwillkührlicher Bangigkeit horchte.

„Wie, Herr Pascal," fuhr Sophie fort, „ich kann machen, daß Sie geliebt werden?"

„Sie können das, meine liebe Madame Dutertre."

„Obgleich mir das unbegreiflich vorkommt, so soll doch Gott gelobt sein, wenn ich die Zauberkraft habe, die Sie mir zuschreiben, mein guter Herr Pascal," erwiederte Sophie mit einem sanften Lächeln, „dann werden Sie geliebt sein, wie Sie es verdienen."

„Auf Ihr Versprechen bauend, werde ich also nicht lange Umschweife machen, und ich gestehe Ihnen ganz treuherzig, meine theure Madame Dutertre, daß ich wahnsinnig in Fräulein Antonine Hubert verliebt bin."

„Antonine!" rief Sophie voll Verwunderung, während Dutertre, der immer noch an seinem Schreibtisch saß, sich ungestüm gegen seine Frau wandte, deren tiefes Erstaunen er theilte.

„Antonine!" wiederholte Sophie, als könnte sie nicht an das, was sie hörte, glauben, „Antonine lieben Sie?"

„In sie bin ich wahnsinnig verliebt .. hier bei Ihnen habe ich sie vorhin zum vierten Mal getroffen; nie habe ich mit ihr gesprochen, und dennoch ist mein Entschluß gefaßt, denn ich gehöre zu den Leuten, die sich rasch und durch den Instinct entscheiden. So war, als es sich darum handelte, diesem braven Dutertre zu Hülfe zu kommen, die Sache in zwei Stunden abgemacht. Nun wohl! die bezaubernde Schönheit von Fräulein Antonine, die Unschuld in ihrem Antlitz, ein gewisses Etwas, das mir sagt, diese junge Person müsse die besten Eigenschaften der Welt haben, Alles hat dazu beigetragen, daß ich mich verliebte, und daß ich in einer Liebesheirath, wie die Ihrige, meine gute Madame Dutertre, das häusliche Glück, die Freuden des Herzens sichern will, welche kennen zu lernen und zu genießen Sie mich mit Recht für würdig erachten."

„Mein Herr," erwiederte Sophie in einer peinlichen Verlegenheit, „erlauben Sie mir, zu . . ."

„Noch ein Wort; das ist eine Liebe vom ersten

Anblick, werden Sie mit sagen, gut... doch es gibt zwanzig Beispiele, wo eine eben so plötzliche, als tiefe Liebe entstanden ist. Ueberdies bin ich, wie ich gesagt habe, ganz einfach ein Mensch des Instincts, der Vorgefühle; mit einem Blick habe ich stets beurtheilt, ob ein Geschäft schlecht oder gut ist; warum sollte ich nicht beim Heirathen eine Methode befolgen, die mir bis daher vollkommen geglückt ist? Ich habe Ihnen gesagt, es hänge von Ihnen ab, daß mich Fräulein Antonine liebe... Ich will mich hierüber erklären: mit fünfzehn Jahren, und sie scheint mir kaum so alt zu sein, haben die Mädchen noch keinen eigenen Willen... Sie dienten Fräulein Antonine als Mutter, wie mir Dutertre sagt. Sie besitzen eine große Herrschaft über sie, da Fräulein Antonine Sie zu ihrer Vertrauten macht. Nichts wird Ihnen leichter sein, indem Sie von mir auf eine gewisse Art sprechen, wenn Sie mich vorgestellt haben, (und dies geschieht nicht später, als morgen, nicht wahr?) es wird Ihnen, sage ich, sehr leicht sein, sie dahin zu bringen, daß sie meine Liebe theilt und mich heirathet. Wenn ich Ihnen dieses Glück zu verdanken hätte," fügte Herr Pascal mit einem innigen, aufrichtigen Ton bei, „meine liebe Madame Dutertre, Sie sprechen von Dankbarkeit? nun wohl! die, welche Sie für mich zu hegen behaupten, wäre Undankbarkeit in Vergleichung mit dem, was ich für Sie fühlen würde."

Sophie hatte Herrn Pascal eben so unruhig und bekümmert, als erstaunt angehört, denn sie glaubte, und war berechtigt zu glauben an die Wirklichkeit der Liebe oder vielmehr an die unwiderstehliche Besitzgierde dieses Menschen; sie sprach auch mit einem bewegten Ton, denn es kostete sie viel Ueberwindung, die Hoffnungen niederzustürzen, welche ehrenhaft zu sein schienen:

„Mein armer Herr Pascal, Sie sehen mich trostlos, daß ich Ihnen den ersten Dienst, den Sie von mir verlangen, nicht leisten kann: ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich das beklage."

„Was ist denn dabei Unmögliches?"

„Glauben Sie mir... denken Sie nicht an diese Heirath."

„Verdient Fräulein Antonine nicht?"

„Antonine ist ein Engel, ich kenne sie seit ihrer Kindheit. Es gibt auf der Welt kein besseres Herz, keinen besseren Charakter."

„Was Sie mir da sagen, meine liebe Madame Dutertre, würde genügen, um mein Verlangen zu vermehren, wenn das sein könnte."

„Ich wiederhole Ihnen, diese Heirath ist unmöglich!"

„Aber warum denn?"

„Einmal, bedenken Sie doch, Antonine ist kaum fünfzehn und ein halbes Jahr alt, und Sie..."

„Ich bin achtunddreißig; ist es das?"

„Die Altersverschiedenheit ist groß, das müssen Sie zugestehen, und da ich weder meiner Tochter, noch meiner Schwester eine so ungleiche Heirath rathen würde, so kann ich sie auch nicht Antonine rathen, denn um keinen Preis möchte ich ihr Unglück und das Ihrige."

„Oh! seien Sie unbesorgt... ich stehe Ihnen für m e i n Glück..."

„Und für das von Antonine?"

„Bah! bah! wegen einiger Jahre mehr oder weniger..."

„Ich habe mich aus Liebe verheirathet, mein guter Herr Pascal... ich begreife andere Ehen nicht. Vielleicht habe ich Unrecht, doch ich denke einmal so und muß es Ihnen sagen, da Sie mich zu Rath ziehen."

„Ihrer Ansicht nach bin ich also unfähig, Fräulein Antonine zu gefallen?"

„Ich glaube, daß sie, wie Charles und ich, wie alle wackere Herzen, den Adel Ihres Charakters schätzen würde... aber..."

„Noch einmal, meine liebe Madame Dutertre... ein Kind von fünfzehn Jahren hat keine feste, entschiedene Ideen in Beziehung auf das Heirathen; Fräulein

Antonine hegt ein blindes Vertrauen zu Ihnen. Stellen Sie mich ihr vor ... sagen Sie ihr alles mögliche Gute von dem guten Pascal. Die Sache ist sicher, wenn Sie es wollen, billigen."

„Hören Sie, mein lieber Herr Pascal, dieses Gespräch betrübt mich mehr, als ich Ihnen sagen kann. Um ein Ende zu machen, will ich Ihrer Verschwiegenheit und Redlichkeit ein Geheimniß anvertrauen ..."

„Nun! .. dieses Geheimniß?"

„Antonine ... liebt und wird geliebt ... Ah! Herr Pascal, nichts ist reiner und zugleich rührender, als diese Liebe, und aus vielen Gründen bin ich fest überzeugt, daß sie das Glück von Antonine sichern würde; die Gesundheit ihres Oheims ist schwankend: verliert ihn die Arme, so ist sie genöthigt, bei Verwandten zu leben, die ihr mit Recht Abneigung einflößen ... Ist sie dagegen einmal nach ihrem Herzen verheirathet, so darf sie auf die glücklichste Zukunft hoffen, denn ihre lebhafte Zuneigung ist edel angebracht ... Sie sehen also wohl, mein guter Herr Pascal, Sie hätten selbst mit meiner Unterstützung keine Chance des Gelingens ... und diese Unterstützung kann ich sie Ihnen nach meinem Wissen und Gewissen bewilligen, während ich, abgesehen von einer meiner Ansicht nach unstatthaften Ungleichheit des Alters, gewiß bin, und ich versichere nie etwas leichtsinnig, daß die Liebe, welche Antonine empfindet und einflößt, sie für immer glücklich machen muß."

Bei dieser Bestätigung der Liebe von Antonine für Franz, — ein Geheimniß, das Herr Pascal schon halb ergründet hatte, — wurde dieser von einem grausamen Gefühl der Wuth und des Schmerzes ergriffen, und dieses Gefühl steigerte sich noch durch die Weigerung von Madame Dutertre, welche in keiner Hinsicht Pläne, die ihr unausführbar vorkamen, unterstützen wollte; doch er hielt an sich, um ein Letztes zu versuchen und, wenn es scheiterte, seine Rache noch furchtbarer zu machen.

Er sprach daher mit einer scheinbaren Ruhe:

„Ah!.. Fräulein Antonine ist verliebt, gut; doch wir kennen diese großen Leidenschaften von kleinen Mädchen, meine liebe Madame Dutertre . . . ein wahres Strohfeuer. Sie werden darauf blasen, und die Leidenschaft erlischt; diese schöne Liebe wird Ihrem Einfluß nicht widerstehen."

„Einmal werde ich es nicht versuchen, in dieser Hinsicht Einfluß auf Antonine auszuüben, Herr Pascal, denn es wäre vergeblich . . ."

„Sie glauben?"

„Ich bin dessen sicher."

„Bah! versuchen Sie es immerhin."

„Aber ich sage Ihnen, Herr Pascal, daß Antonine . . ."

„Verliebt ist! Das begreife ich; überdies zählt der gute Pascal achtunddreißig Jahre und ist nicht schön, das läßt sich nicht leugnen; dagegen hat er schöne Milliönchen; und wenn Sie diesen Abend (denn Sie werden diesen Abend zu ihr gehen, nicht wahr? ich zähle darauf), wenn Sie dieser Treuherzigen begreiflich gemacht haben, sei die Liebe ein schönes Ding, so habe doch das Geld einen größern Werth, denn die Liebe vergehe und das Geld bleibe, so wird sie Ihren Rath befolgen, schon morgen ihren Liebhaber verabschieden, und ich habe dann nichts mehr zu sagen, als Ruhm und Dank Ihnen, meine liebe Madame Dutertre."

Sophie schaute Herrn Pascal mit eben so viel Erstaunen, als Unruhe an; ihre zarte weibliche Empfindlichkeit war grausam verletzt, ihr Instinkt sagte ihr, ein Mann, der spreche, wie Herr Pascal, sei nicht der Mann von Herz und Rechtschaffenheit, den sie bis dahin in ihm zu finden geglaubt hatte.

In diesem Augenblick stand auch Dutertre in einer schmerzlichen Verlegenheit auf; zum ersten Mal bemerkte Sophie seine verstörten Züge und rief, indem sie einen Schritt gegen ihn machte:

„Mein Gott, Charles, wie bleich bist Du! .. Du leidest also?"

„Nein, Sophie, ich habe nichts, ... eine leichte Migräne.“

„Ich sage Dir, Du hast etwas Anderes ... Diese Bläſſe iſt nicht natürlich ... Herr Pascal, ſchauen Sie doch Charles an.“

„In der That ... mein braver Dutertre ... es ſcheint Ihnen nicht behaglich zu ſein.“

„Ich habe nichts, mein Herr,“ erwiederte Dutertre mit einem eiſigen Tone, der noch die Angſt von Sophie vermehrte.

Sie ſchaute abwechſelnd und ſtillſchweigend ihren Mann und Herrn Pascal an und ſuchte die Urſache der Veränderung, die ſie zu ihrem Schrecken wahrnahm, zu ergründen.

„Mein lieber Dutertre,“ ſagte Herr Pascal, „Sie haben unſer Geſpräch gehört, verbinden Sie ſich doch mit mir, um Ihrer theuern und vortrefflichen Frau begreiflich zu machen, daß Fräulein Antonine, trotz ihrer tollen Liebe eines kleinen Mädchens, keine beſſere Partie, als mich, finden kann.“

„Mein Herr, ich theile in dieſer Beziehung ganz und gar die Anſicht meiner Frau.“

„Wie! .. böſer Menſch ... Sie auch?“

„Ja, mein Herr.“

„Bedenken Sie doch, daß ...“

„Meine Frau hat es Ihnen geſagt, Herr Pascal; wir haben eine Liebesheirath gemacht, und, wie ſie, glaube ich, daß nur die Liebesheirathen glücklich ſind.“

„Antonine verhandeln,“ ſagte Sophie mit Bitterkeit, „ich ihr einen Akt empörender Gemeinheit, eine Heirath aus Intereſſe rathen, mit einem Wort ihr rathen, daß ſie ſich verkaufe, während ſie mir ſo eben noch ihre reine und edle Liebe geſtanden hat ... Ah! mein Herr, ich glaubte, Sie hätten einen würdigern Begriff von mir.“

„Ah! mein lieber Herr Dutertre, Sie, ein Mann von geſundem Verſtand, müſſen bekennen, daß dies Romangründe ſind ... helfen Sie mir Ihre Frau überzeugen.“

„Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, ich denke wie sie."

„Ah!" rief Herr Pascal, „ich erwartete nicht, ich würde hier so kalte, gegen Alles, was mich betrifft, so gleichgültige Freunde finden."

„Mein Herr!" rief Sophie, „dieser Vorwurf ist ungerecht."

„Ungerecht! . . . Ach! ich wollte, er wäre es; aber ich habe nur zu sehr Recht. Vorhin setzte Ihr Mann einer von meinen Bitten eine Weigerung entgegen, und nun thun Sie dasselbe . . . Ah! das ist traurig! Auf wen soll man noch zählen?"

„Welche Weigerung?" fragte Sophie immer ängstlicher ihren Mann, „von welcher Weigerung ist die Rede?"

„Es ist unnöthig, mit Dir hievon zu sprechen, meine liebe Sophie."

„Im Gegentheil," erwiederte Pascal, „es wäre besser, Ihrer Frau Alles zu sagen, mein lieber Dutertre, um ihre Ansicht zu hören."

„Mein Herr..." rief Dutertre voll Angst die Hände faltend.

„Ah! hat man bei einer Liebesehe Geheimnisse vor einander?"

„Charles, ich flehe Dich an, erkläre mir, was das bedeutet... Ah! ich sah wohl, daß Du littst... Aber, mein Herr, es ist also etwas zwischen Ihnen und Charles vorgefallen?" sagte sie mit bittendem Ton zu Herrn Pascal, „antworten Sie mir, um des Himmels willen."

„Mein Gott! es ist etwas ganz Einfaches vorgefallen... Sie sollen selbst urtheilen, meine liebe Madame..."

„Mein Herr," rief Dutertre, „im Namen der Dankbarkeit, die wir Ihnen schuldig sind, im Namen des Mitleids kein Wort mehr, ich flehe Sie an; denn nie werde ich glauben, daß Sie auf Ihrem Entschluß beharren. Und dann warum meiner Frau eine unnöthige Besorgniß machen?"

Und er wandte sich an Madame Dutertre und fügte bei:

„Beruhige Dich, Sophie, ich beschwöre Dich."

Der Vater von Dutertre, der von seinem Zimmer aus die Stimmen immer lauter werden gehört hatte, öffnete plötzlich seine Thüre, machte rasch zwei Schritte im Salon, streckte die Hände vor sich aus und rief, mit verstörtem Gesicht:

„Charles! Sophie! mein Gott, was gibt es?"

„Mein Vater!" murmelte Dutertre niedergebeugt.

„Der Alte," sagte Pascal, „das ist mir lieb!"

Neuntes Kapitel.

Ein Augenblick des Stillschweigens folgte auf den Eintritt des blinden Greises in das Zimmer.

Dutertre ging rasch seinem Vater entgegen, nahm eine von seinen zitternden Händen, drückte sie tief bewegt und sprach:

„Beruhigen Sie sich, mein Vater, es ist nichts, eine einfache, etwas lebhafte Geschäftserörterung ... erlauben Sie mir, Sie in Ihr Zimmer zurückzuführen."

„Charles," erwiederte der Blinde traurig den Kopf schüttelnd, „Deine Hand ist kalt, Du schauerst, Deine Stimme bebt... es geht hier etwas vor, was Du mir verbergen willst."

„Sie täuschen sich nicht, mein Herr," sagte Pascal zu dem Greis, „Ihr Sohn verbirgt Ihnen etwas, und in seinem Interesse, in dem Ihrigen, in dem Ihrer Schwiegertochter und ihrer Kinder darf Ihnen nichts unbekannt sein."

„Aber, mein Herr, es kann Sie also nichts rühren," rief Charles Dutertre, „Sie sind ohne Mitleid, ohne Herz?"

„Gerade weil Ihre tolle Hartnäckigkeit und die Ihrer Frau mein Mitleid erregen, will ich an den gesunden Verstand Ihres ehrwürdigen Vaters appelliren."

„Charles!" rief Sophie, „wie grausam auch die Wahrheit sein mag, sprich sie aus. Dieser Zweifel, diese Angst übersteigen meine Kräfte."

„Mein Sohn," fügte der Greis bei, „sei offenherzig wie immer, und wir werden Alle Muth haben."

„Sie sehen, mein lieber Herr Dutertre," sagte Herr Pascal, „Ihr würdiger Vater wünscht selbst die Wahrheit zu kennen."

„Mein Herr," erwiederte Dutertre mit schmerzlichem Ton und auf Pascal einen von Thränen, die er kaum zurückzuhalten vermochte, befeuchteten Blick heftend, „seien Sie gut, seien Sie edelmüthig, wie Sie es bis daher gewesen sind. Ihre Gewalt ist unermeßlich, ich weiß es, mit einem Wort können Sie uns Alle in die Trübsal, in das Unglück versenken; mit einem Wort können Sie uns aber auch der Ruhe, dem Glück, das wir Ihnen zu danken haben, wiedergeben. Ich flehe Sie an, seien Sie nicht unbarmherzig."

Beim Anblick der Thränen, welche, trotz seiner Anstrengung, den Augen von Dutertre, diesem so energischen, so entschlossenen Mann, entstürzten, ahnete Sophie die Gefahr, und sich an Herrn Pascal wendend sprach sie mit herzzerreißendem Ton:

„Mein Gott! . . . ich kenne die Gefahr nicht, mit der Sie uns bedrohen, aber . . . ich habe bange . . . oh! ich habe bange und flehe Sie auch an, Herr Pascal."

„Nachdem Sie unser Retter gewesen sind, können Sie doch nicht unser Henker sein," rief Dutertre, die Thränen trocknend, die ihr unwillkührlich entströmten.

„Ihr Henker!" entgegnete Pascal, „Gott behüte mich, meine armen Freunde, nicht ich, Sie wollen die Henker

von Ihnen selbst sein! Das Wort, das ich von Ihnen erwarte, das Wort, das Ihr Glück sichern kann, sagen Sie es, mein lieber Dutertre, und unser kleines Fest wird so freudig sein, als es sein sollte... wenn nicht, so beklagen Sie sich nicht über das schlimme Loos, das Ihrer harrt, ... leider werden Sie es gewollt haben."

„Aber, Charles, wenn das nur von Dir abhängt," rief Sophie in unaussprechlicher Angst, „mein Gott! so sage das Wort, das Herr Pascal verlangt, da es sich um das Heil Deines Vaters und um das Deiner Kinder handelt."

„Sie hören Ihre Frau, mein lieber Dutertre," sagte Pascal, „werden Sie auch für ihre Stimme unempfindlich sein?"

„Nun denn," rief Dutertre, bleich, in Verzweiflung, „da dieser Mann unbarmherzig ist, so erfahre Alles, mein Vater, und Du auch, Sophie... Ich habe Marcelange weggejagt, Herr Pascal hat ein mir unbekanntes Interesse dabei, daß dieser Mensch in das Haus Durand eintritt, und verlangt von mir, daß ich mich bei diesem Hause für die Redlichkeit eines Elenden verbürge, den ich wie einen Betrüger hinausgeworfen habe."

„Ah! mein Herr," sagte der Greis empört, indem er sich nach der Seite umwandte, wo er Herrn Pascal vermuthete, „das ist unmöglich, eine solche Schändlichkeit können Sie von meinem Sohn nicht erwarten."

„Und wenn ich diese Schändlichkeit verweigere," fuhr Dutertre fort, „so zieht Herr Pascal die Kapitalien zurück, die ich so verwegen angenommen habe, er schließt mir seinen Credit, und in der Krise, in der wir uns befinden, ist das unser Verderben, unser Ruin."

„Großer Gott!" murmelte Sophie ganz erschrocken.

„Das ist noch nicht Alles, mein Vater," fügte Dutertre bei, „meine Frau soll auch ihren Tribut an der Schande bezahlen... Herr Pascal ist, wie er sagt, in Fräulein Antonine verliebt, und Sophie soll diese Liebe, von der sie weiß, daß sie unmöglich ist, unterstützen, diese

Liebe, die sie aus ehrenwerthen Gründen mißbilligt, wenn nicht, so wird abermals eine Drohung über unsere Häupter verhängt... Das ist die Wahrheit, mein Vater„ einen eben so furchtbaren, als unvorhergesehenen Ruin erleiden, oder eine unwürdige Handlung begehen... dies ist die Alternative, in die mich der Mann versetzt, den wir so lange für edelmüthig und rechtschaffen gehalten haben."

„So ist es, immer so! so geht es in der Welt!" sagte Herr Pascal, seufzend und die Achseln zuckend, „so lange es sich darum handelt, Dienste zu empfangen, ohne eine Gegenleistung, oh! da wird geschmeichelt, da wird in den Himmel erhoben; es heißt immer mein edler Wohlthäter! mein großmüthiger Retter! man wird guter Mann genannt, mit Zuvorkommenheiten überhäuft, man bekommt Börsen gestickt und wird zu Festen geladen. Die kleinen Kinder sagen Komplimente her; dann kommt der Tag, wo es der arme gute Mann von einem Wohlthäter ebenfalls wagt, um eines oder zwei unglückliche Dienstchen zu bitten, da schreit man: der Schuft! der Schändliche! der Heillose!!!"

„Alle mit der Ehre verträgliche Opfer, die Sie von mir verlangt hätten, würde ich mit Freuden gebracht haben," rief Dutertre mit schmerzlichem Ton.

„Was wollen Sie denn?" sagte Pascal, ohne Dutertre zu antworten, „so sehr man ihn für einen guten Mann halten mag, so wird der Wohlthäter doch am Ende müde... die Undankbarkeit besonders zerreißt ihm das Herz, denn er ist empfindlich zur Welt gekommen, nur zu empfindlich."

„Die Undankbarkeit!" rief Sophie, „wir undankbar! Oh! mein Gott!"

„Und wenn der gute Mann ein wenig spät sieht, daß er sich getäuscht hat," fuhr Pascal fort, ohne Sophie zu antworten, „wenn er zu seinem Schmerz erkennt, daß er es mit Leuten zu thun gehabt hat, welche unfähig sind, ihre erkenntliche Freundschaft über einige kindische Bedenklichkeiten zu stellen, so sagt er sich, er wäre auch

zu sehr guter Mann, würde er fortwährend seine Börse so lauen Freunden öffnen. Er entzieht ihnen Geld und Credit, wie ich es thue, ein Entschluß, zu dem ich überdies durch gewisse Umstände bewogen werde, welche von der Weigerung dieses theuren Dutertre herrühren, den ich so sehr liebte und den ich gern noch so nennen möchte... Ein letztes Wort, mein Herr," fügte Pascal sich an den Greis wendend bei, „ich habe Ihnen offenherzig mein Benehmen gegen Ihren Sohn und das seinige gegen mich auseinandergesetzt; da es aber mein Herz zu viel kosten würde, wenn es auf das Vertrauen verzichten sollte, das ich zu der Zuneigung dieses theuren Dutertre hatte, da ich weiß, welche furchtbare Uebel ihn und seine Familie durch seine Schuld heimsuchen können, so bewillige ich ihm noch eine Viertelstunde, um nachzudenken und sich zu bessern... Er gebe mir den fraglichen Brief, Madame Dutertre leiste mir das Versprechen, das ich von ihr erwarte, und Alles wird wieder wie früher... und ich verlange mit lauter Stimme das Frühstück und bringe einen Toast auf die Freundschaft. Sie sind der Vater von Dutertre, mein Herr, Sie haben einen großen Einfluß auf ihn, urtheilen und entscheiden Sie."

„Charles," sagte der Greis mit bewegter Stimme zu seinem Sohn, „Du hast als ehrlicher Mann gehandelt... doch es bleibt Dir noch etwas zu thun... daß Du Dich weigerst, Dich für die Sittlichkeit eines Elenden zu verbürgen, ist nicht genug."

„Ah! ah!" rief Pascal, „was hat er denn noch mehr zu thun?"

„Wenn Herr Pascal," fuhr der Greis fort, „wenn Herr Pascal seinem verderblichen Vorhaben Folge gibt, mein Sohn, so mußt Du an das Haus Durand schreiben, Herr Pascal habe aus Dir unbekannten, aber vielleicht gefährlichen Gründen ein Interesse, diesen Marcelange zu ehrenwerthen Leuten zu bringen, und sie sollen auf ihrer Hut sein, denn über einen unwürdigen Plan schweigen, heißt sich zum Mitschuldigen machen."

„Ich werde Ihren Rath befolgen, mein Vater," erwiederte Dutertre mit fester Stimme.

„Es kommt immer besser," sagte Pascal seufzend. „Der Undankbarkeit fügt man einen gehässigen Vertrauensmißbrauch bei... Oh! ich werde den Kelch bis auf die Hefe leeren. Nur, meine armen ehemaligen Freunde," fügte er mit einem seltsamen, unheilvollen Blick bei, „nur befürchte ich, daß mir, nachdem ich getrunken habe, viel Galle, viel Bitterkeit im Herzen bleiben, und dann... Sie wissen... wenn auf die zärtlichste Freundschaft ein gerechter Haß folgt, wird er leider furchtbar, dieser Haß."

„Oh! Charles, er macht mir bange," flüsterte die junge Frau, indem sie sich Dutertre näherte.

„Was Sie betrifft, meine liebe Sophie," sprach der Greis mit einer unstörbaren Ruhe und ohne auf die Drohung von Herrn Pascal zu antworten, „Sie müssen nicht nur, wie Sie es gethan haben, Heirathspläne, die Sie mißbilligen, nicht begünstigen, sondern auch, wenn Herr Pascal auf seinen Absichten beharrt, Fräulein Antonine und ihre Verwandten über den Charakter des Mannes, der sich um sie bewirbt, aufklären... Zu diesem Behuf dürfen Sie nur bekannt werden lassen, welchen schändlichen Preis er auf die Fortsetzung der Dienste setzt, die er Ihrem Mann geleistet hat."

„Das ist meine Pflicht, mein Vater, und ich werde sie erfüllen," antwortete Madame Dutertre mit bebender Stimme.

„Auch Sie, meine liebe Madame Dutertre, wollen ein redliches Vertrauen mißbrauchen," sagte Herr Pascal mit einer süßlich bekümmerten Miene, „Sie wollen mich in meinen theuersten Hoffnungen schlagen... oh! das ist durchaus nicht edelmüthig. Gott wolle, daß ich mich nicht zu grausamen Repressalien hinreißen lasse... Nach einer zweijährigen Freundschaft sich mit solchen Gefühlen trennen! Es muß also sein?" fügte Herr Pascal bei, indem er abwechselnd Dutertre und seine Frau anschaute, „es ist also Alles zwischen uns beendigt?"

Sophie und ihr Gatte beobachteten ein Stillschweigen voll Resignation und Würde.

„Wohl denn!" sprach Pascal, „leider abermals ein Beweis von der Undankbarkeit der Menschen!"

„Mein Herr!" rief Dutertre, außer sich über die Affectation spöttischer Empfindlichkeit von Pascal, „in Gegenwart des gräßlichen Schlags, mit dem Sie uns niederschmettern, ist dieser fortgesetzte Hohn grausam... lassen Sie uns, lassen Sie uns."

„Ich werde also aus diesem Hause weggejagt von Leuten, denen das Bewußtsein nicht entgehen kann, daß sie mir lange ihr Glück, ihr Heil zu verdanken gehabt haben," sagte Pascal, während er sich langsam nach der Thüre wandte. „Von hier weggejagt... ich! ah! dieser demüthigende Kummer fehlte mir noch..."

Dann stand er stille, steckte die Hand in die Tasche, zog die kleine Börse heraus, die ihm Sophie einige Augenblicke zuvor gegeben hatte, reichte sie der jungen Frau und sprach mit seinem unbarmherzigen Ausdruck sardonischer Niedergebeugtheit:

„Zum Glück sind sie stumm, diese kleinen Stahlperlen, die mir jeden Augenblick sagen sollten, wie sehr mein Name in diesem Hause, aus dem man mich weggejagt, gesegnet wurde."

Doch als besänne er sich eines Besseren, schob er die Börse, nachdem er sie mit einem schwermüthigen Lächeln angeschaut hatte, wieder in die Tasche und sagte:

„Nein, nein, ich werde Dich behalten, meine kleine unschuldige Börse, Du wirst mich an das wenige Gute, das ich gethan, und an die grausame Täuschung, die mich dafür belohnt hat, erinnern."

So sprechend legte Herr Pascal die Hand an den Knopf der Thüre, öffnete sie und ging unter dem düsteren Stillschweigen von Sophie, Dutertre und dessen Vater hinaus.

Dieses schmerzliche Stillschweigen dauerte noch fort,

als Herr Pascal zurückkehrte, die Thüre halb öffnete und in das Zimmer herein sprach:

„Ich habe im Ganzen nachgedacht, hören Sie, Herr Dutertre ..."

Ein Schimmer toller Hoffnung erleuchtete das Antlitz von Dutertre, einen Augenblick glaubte er, trotz der höhnischen, kalten Grausamkeit, welche Herr Pascal geheuchelt, fühle er endlich einiges Mitleid.

Sophie theilte diese Hoffnung, wie ihr Gatte erwartete sie mit einer unsäglichen Angst die Worte des Mannes, welcher unumschränkt über ihr Schicksal verfügte und also fortfuhr:

„Es ist am nächsten Sonnabend ihr Verfall- und Zahlungstag, nicht wahr, mein lieber Dutertre? lassen Sie mich Sie so nennen, trotz dessen, was zwischen uns vorgefallen ist."

„Gott sei gelobt, er hat Mitleid," dachte Dutertre, und er antwortete laut:

„Ja, mein Herr."

„Nun wohl!" sagte Herr Pascal, „Sie begreifen, mein lieber Dutertre, ich möchte Sie nicht gern in eine tödtliche Verlegenheit versetzen, ich kenne den Platz Paris, bei dem Zustand der gegenwärtigen Geschäftskrise würden Sie keinen neuen Credit finden, besonders wenn man erführe, daß ich Ihnen den meinigen geschlossen habe, und da Sie im Ganzen auf meine Kasse rechneten, um Ihren Verbindlichkeiten Genüge zu leisten... nicht wahr?"

„Charles, wir sind gerettet," flüsterte Sophie mit bebender Stimme, „es war eine Probe..."

Von diesem Gedanken berührt, der ihm um so wahrscheinlicher vorkam, als er ihn Anfangs getheilt hatte, zweifelte Dutertre nicht mehr an seiner Rettung; sein Herz schlug heftig, sein zusammengezogenes Gesicht dehnte sich wieder aus, und er antwortete zitternd, so gewaltig war sein Gemüth bewegt:

„In der That, blind auf Ihre Versprechungen bauend...

rechnete ich wie gewöhnlich auf den Credit, den Sie mir gewährten."

„Gut! ... mein lieber Dutertre, damit Sie, wie gesagt, nicht in Verlegenheit gerathen, und da Ihnen überdies noch acht Tage bleiben, so würden Sie wohl daran thun, sich anderswo vorzusehen und weder mehr auf den Platz Paris, noch auf mich zu rechnen."

Nach diesen Worten machte Herr Pascal die Thüre zu und entfernte sich.

Die Gegenwirkung dieser so schrecklich getäuschten Hoffnung war bei Dutertre so heftig, daß er bleich, leblos, ohne Kräfte, auf einen Stuhl sank und sein, Gesicht in seinen Händen verbergend, unter zurückgedrängtem Schluchzen ausrief:

„Verloren ... verloren!"

„Oh! unsere Kinder," rief Sophie mit einem herzzerreißenden Tone, während sie sich vor ihrem Gatten auf die Kniee warf, „unsere armen Kinder."

„Charles," sprach der Greis, indem er die Hände ausstreckte und tappend sich gegen seinen Sohn wandte, „mein Charles, mein vielgeliebter Sohn... Muth gefaßt."

„Mein Vater, das ist der Ruin, das ist der Bankerott..." sagte der Unglückliche unter krampfhaftem Schluchzen. „Das Elend, oh! mein Gott!... das Elend für Euch Alle!"

Ein grausamer Contrast steigerte diesen Schmerz bis auf den höchsten Grad: die zwei kleinen Kinder stürzten in den Salon und riefen:

„Magdalena! Magdalana ist da!"

Zehntes Kapitel.

Beim Anblick von Magdalena (die Niemand Anderes war, als die Marquise von Miranda), war das Glück von Madame Dutertre so groß, daß sie einen Augenblick allen Kummer, alle Angst vor der Zukunft vergaß, und daß ihr sanftes, liebliches Gesicht vor Freude strahlte; sie vermochte auch nur die Worte zu stammeln:

„Magdalena... theure Magdalena... nach einer so langen Abwesenheit... bist Du endlich hier..."

Als die ersten Umarmungen zwischen den zwei jungen Frauen ausgetauscht waren, sagte Sophie zu ihrer Freundin, indem sie nach und nach mit dem Blick Dutertre und seinen Vater bezeichnete:

„Magdalena... mein Mann... sein Vater... unser Vater, denn er nennt mich seine Tochter."

Rasch eintretend war die Marquise Sophie mit so ungestümer Liebe um den Hals gefallen, daß Charles Dutertre die Züge der Fremden nicht hatte unterscheiden können; als diese sich aber bei den Worten von Madame Dutertre umwandte, erfaßte ihn ein plötzlicher, seltsamer Eindruck, ein so lebhafter Eindruck, daß er wie seine Frau auf einige Minuten die rachsüchtigen Worte von Herrn Pascal vergaß.

Was Charles Dutertre beim Anblick von Magdalena fühlte, war eine seltsame Mischung von Erstaunen, von Bewunderung und beinahe von Unruhe, denn es machte ihm gleichsam verworrene Gewissensbisse, daß er in einem so kritischen Augenblick für andere Gedanken zugänglich, als für den an den Ruin, mit dem er und die Seinigen sich bedroht sahen.

Die Marquise von Miranda schien indessen nicht

gleich Anfangs einen so gewaltigen Eindruck hervorbringen zu müssen. Von ziemlich hoher Gestalt, verschwanden ihre Taille und ihr Leib völlig unter einer weiten Mantille von einem Frühlingsstoff dem ihres Kleides ähnlich, dessen lange, schleppende Falten kaum die Spitze ihres Stiefelchens erscheinen ließen; dasselbe fand bei ihren Händen statt, welche gänzlich unter dem Ende der Aermel ihres Kleides verborgen waren, die sie wider die Gewohnheit lang und beinahe flatternd trug; eine kleine Capote von schneeweißer Crepe umgab ihr länglich ovales Gesicht und hob die Nuance ihrer Gesichtshaut hervor, denn Magdalena hatte den bleichen, matten Teint sehr brunetter Frauen und große lebhaft blaue Augen, befranst von Wimpern so schwarz wie ihre gagathfarbigen Brauen, während in einem reizenden Contrast ihr in einer Menge kleiner Locken à la Sevigné geordnetes Haar von jenem herrlichen, dunstigen Aschblond war, dessen Wogen Rubens auf die Schultern seiner weißen Najaden herabfallen ließ.

Diese bleiche Gesichtsfarbe, diese blauen Augen, diese schwarzen Brauen und diese blonden Haare gaben Magdalena eine bezaubernde Physiognomie; die Haare ihrer ebenholzfarbigen Wimpern standen so dicht bei einander, daß man hätte glauben sollen, wie die Frauen des Orients, welche so ihrem Blick einen Ausdruck zugleich brennender und entnervter Wollust verleihen, färbe sie den unteren Theil ihrer beinahe beständig über ihrem großen azurnen Augapfel geschlossenen Lider; ihre rosigen, beweglichen, nervigen Nasenflügel erweiterten sich auf jeder Seite einer griechischen Nase von den feinsten Umrissen, während ihre Lippen von einem so warmen Roth, daß man ein frisches Blut unter ihrer Haut kreisen zu sehen glaubte, fleischig, rein geschnitten, ein wenig hervorstehend waren, wie die der antiken Erigone und zuweilen zwischen ihren purpurnen Rändern eine Linie vom Schmelz der Zähne sehen ließen.

Doch warum dieses Portrait fortsetzen? Wird nicht immer zwischen unserer Beschreibung, so getreu, so gefärbt sie auch sein mag, und der Wirklichkeit die unermeßliche

Entfernung stattfinden, welche zwischen einem Gemälde und einem belebten Wesen besteht? Es hieße das Unmögliche versuchen, die Atmosphäre unwiderstehlicher, vielleicht magnetischer Anziehungskraft, die diesem seltsamen Geschöpf zu entströmen schien, wahrnehmbar machen zu wollen. Was bei jeder Andern eine negative Wirkung hervorgebracht hätte, schien bei ihr die Verführungsmittel zu verhundertfachen: wir meinen die Weite und Länge ihrer Kleider, welche, nicht den geringsten Umriß verrathend, kaum die Spitze ihrer Finger und ihres Stiefelchens erschauen ließen; mit einem Wort, wenn die keusche Draperie, welche auf die Füße einer antiken Muse mit ernstem, nachdenkendem Antlitz den eindrucksvollen Charakter ihres Anblicks erhöht, so reizt und entflammt ein auf den bezaubernden Körper der Venus Aphrodite geworfener Schleier die Einbildungskraft nur noch mehr.

So groß war also der Eindruck, den Magdalena auf Charles Dutertre hervorbrachte, daß er sie einige Augenblicke stumm und unruhig anschaute.

Sophie, die den Grund des Stillschweigens und der Bewegtheit ihres Mannes nicht ahnen konnte, glaubte, sein Geist sei ganz von dem ihn bedrohenden Ruin in Anspruch genommen; dieser Gedanke führte sie selbst zu ihrer einen Augenblick vergessenen Lage zurück, und sie sagte zu der Marquise, indem sie zu lächeln suchte:

„Du mußt die Befangenheit von Charles entschuldigen ... In dem Augenblick, wo Du eintratst, sprachen wir von Geschäften und zwar von sehr ernsten Geschäften."

„In der That, Madame, wollen Sie mich entschuldigen," sagte Dutertre bebend, denn er machte sich den seltsamen Eindruck, den die Freundin seiner Frau auf ihn hervorgebracht hatte, doppelt zum Vorwurf; „zum Glück läßt mich das, was mir Sophie von Ihrem gewöhnlichen Wohlwollen gesagt hat, auf Ihre Nachsicht zählen."

„Meine Nachsicht?... ich bin es, die sehr der Ihrigen bedarf, mein Herr," erwiederte die Marquise lächelnd, „denn in dem gebieterischen Verlangen meines Herzens,

meine theure Sophie wiederzusehen, lief ich unvermuthet hierher und fiel ihr um den Hals, ohne an Ihre Gegenwart und die Ihres Herrn Vaters zu denken... doch er wird mir auch gütigst verzeihen, daß ich sie als Schwester behandelt habe, er, der sie als seine Tochter behandelt."

Während Magdalena diese Worte sprach, wandte sie sich gegen den Greis.

„Ach! Madame," erwiederte er unwillkührlich, „nie war meinen armen Kindern... die Zuneigung ihrer Freunde mehr Bedürfniß ... Der Himmel schickt Sie vielleicht."

„Mein Vater, nehmen Sie sich in Acht," sagte mit halber Stimme Dutertre zu dem Greis, als wollte er ihm liebevoll darüber einen Vorwurf machen, daß er einer Fremden ihre häuslichen Drangsale offenbarte, denn Magdalena hatte plötzlich auf Sophie einen erstaunten und fragenden Blick geworfen.

Der Greis begriff den Gedanken seines Sohnes und antwortete ebenfalls leise:

„Du hast Recht, ich hätte schweigen sollen ... Doch der Schmerz ist so indiscret! ... Komm, Charles, führe mich in mein Zimmer zurück ... ich fühle mich angegriffen ..."

Und er nahm den Arm seines Sohnes. In dem Augenblick aber, wo Dutertre das Zimmer verlassen wollte, machte die Marquise einen Schritt gegen ihn und sagte:

„Auf baldiges Wiedersehen, Herr Dutertre, denn ich sage Ihnen zum Voraus, ich bin entschlossen, während meines Aufenthalts in Paris oft... oh! sehr oft meine liebe Sophie zu besuchen ... Ich habe überdies einen Dienst von Ihnen zu fordern, und um der Gewährung sicher zu sein, werde ich Sophie beauftragen, Sie darum zu bitten. Sie sehen, ich handle ohne Umstände, als Freundin, als alte Freundin, denn meine Freundschaft für Sie, Herr Dutertre, datirt von dem Glück, das Sophie Ihnen zu verdanken hat. Auf baldiges Wiedersehen also,"

fügte die Marquise bei, indem sie Dutertre ihre Hand mit einer Bewegung anmuthreicher Herzlichkeit reichte.

Der Gatte von Sophie schämte sich zum ersten Mal seiner durch die Arbeit geschwärzten Hände; kaum wagte er es, die Spitze der kleinen rosigen Finger von Magdalena zu drücken; bei dieser Berührung schauerte er leicht; eine brennende Röthe stieg ihm zur Stirne, und um seine Unruhe und seine Verlegenheit zu verbergen, verbeugte er sich tief vor der Marquise und ging mit seinem Vater hinaus.

Sich an der Hand haltend und halb bedeckt durch ihre Mutter, sperrten die zwei kleinen Kinder von Sophie seit dem Anfang dieser Scene die Augen weit auf und betrachteten stillschweigend die Dame mit großer Neugierde.

Die Marquise, die jetzt erst ihre Gegenwart bemerkte, rief, indem sie ihre Freundin anschaute:

„Deine Kinder? mein Gott! wie hübsch sind sie! .. Wie stolz mußt Du sein!“

Und sie kniete vor ihnen nieder, um sich gleichsam auf ihr Niveau zu stellen; dann strich sie mit einer Hand die blonden Locken, welche die Stirne und die Augen ihrer Pathin bedeckten, deren Kopf halb gesenkt war, auf die Seite, hob sachte das Kinn mit der andern Hand in die Höhe, betrachtete einen Augenblick dieses köstliche, so frische, so rosige Gesichtchen, und küßte die Wangen, die Augen, die Stirne, die Haare, den Hals des Kindes mit einer ganz mütterlichen Zärtlichkeit.

„Und Du, niedlicher Cherub, sei nicht eifersüchtig,“ sprach sie, und sie näherte den braunen Kopf des kleinen Knaben dem blonden Köpfchen des Mädchens und theilte ihre Liebkosungen unter Beiden.

Bis zu Thränen gerührt, lächelte Sophie Dutertre schwermüthig bei diesem Gemälde, als die Marquise, die immer noch auf den Knieen lag, die Augen zu ihr aufschlug und beifügte:

„Du kannst nicht glauben, Sophie, wie sehr ich, in=

dem ich diese kleinen Engel umarme, das Glück, das Dich erfüllen muß, wenn Du sie vor Liebe auffrissest, begreife, beinahe fühle, und mir scheint, ich liebe Dich noch mehr, weil ich Dich so glücklich, so ganz und gar glücklich weiß."

Als sie so ihr Glück preisen hörte, neigte Sophie, abermals zu ihrer, einen Augenblick vergessenen, gegenwärtigen Lage zurückgeführt, das Haupt, erbleichte sie und ihre Züge drückten plötzlich eine so peinliche Bangigkeit aus, daß Magdalena sich rasch erhob und ausrief:

„Mein Gott! . . Sophie . . . Du erbleichst . . . was hast Du denn?"

Madame Dutertre unterdrückte einen Seufzer, schüttelte traurig den Kopf und erwiederte:

„Ich habe nichts, Magdalena, die Aufregung, die Freude, Dich nach so langer Trennung wiederzusehen . . ."

„Die Aufregung! die Freude!" versetzte die Marquise mit einer Miene schmerzlichen Zweifels, „nein . . . nein! vorhin war es die Aufregung, die Freude, doch in diesem Augenblick siehst Du kummervoll aus . . . meine arme Sophie."

Madame Dutertre antwortete nicht, küßte ihre Kinder und sagte leise zu ihnen:

„Sucht Eure Wärterin auf, meine lieben Kleinen."

Madeleine und August gehorchten und verließen das Zimmer, doch nicht ohne sich wiederholt umgedreht zu haben, um noch einmal die Dame anzuschauen, die sie äußerst artig fanden.

Eilftes Kapitel.

Kaum hatten die zwei Kinder das Zimmrr verlassen, als Magdalena lebhaft zu ihrer Freundin sagte:

„Nun sind wir allein, Sophie... Ich beschwöre Dich, antworte mir: was hast Du? Woher kommt diese plötzliche Niedergeschlagenheit? Habe ich durch die Abwesenheit, durch die Entfernung Dein Vertrauen verloren?"

Sophie hatte Muth genug, um ihre Niedergeschlagenheit zu überwinden und, indessen ohne zu lügen, ein schmerzliches Geheimniß, das nicht das ihrige war, zu verbergen, da sie nicht einmal ihrer besten Freundin den nahe bevorstehenden und wahrscheinlichen Ruin voa Dutertre offenbaren wollte; sie antwortete Magdnlena mit einer scheinbaren Ruhe:

„Meine Freundin, ich theile zuweilen, wenn ich Dir meine Schwäche sagen soll, indem ich sie noch übertreibe, die Befürchtungen meines Mannes in Beziehung auf die, ohne Zweifel vorübergehende, Krise, in der sich die Industrie befindet, denn," fügte Sophie, die zu lächeln suchte, bei, „denn die Frau Marquise weiß wahrscheinlich nicht, daß wir armen, bescheidenen Industrieleute von einem Augenblick der Krise heimgesucht sind!"

„Aber, nicht wahr, meine liebe Sophie, diese Krise ist nur vorübergehend? Sie ist von keiner Bedeutung, oder wenn sie es wird, was läßt sich, um sie minder schmerzlich zu machen, für Dich und Deinen Mann thun? Ohne sehr reich zu sein, lebe ich doch im Wohlstand; könnte ich nicht?..."

„Gute ... vortreffliche Freundin!" sagte Sophie, Magdalena voll Rührung unterbrechend, „immer dasselbe

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Herz! Beruhige Dich, dieser Augenblick der Krise wird hoffentlich nur vorübergehend sein; sprechen wir nicht mehr hievon; laß ganz der Freude, Dich wiederzusehen, mich hingeben."

„Aber wenn Deine Besorgnisse ..."

„Magdalena," unterbrach Sophie, sanft lächend, abermals ihre Freundin, „vor Allem sprechen wir von Dir ..."

„Selbstsüchtige!"

„Es ist wahr ... nach Deiner Weise; aber sag mir, nicht wahr, Du bist glücklich? Denn, obgleich Marquise, hast Du ohne Zweifel, wie ich, eine Liebesheirath geschlossen, und Dein Gatte ..."

„Ich bin Wittwe ..."

„Oh! mein Gott! schon! ..."

„Ich war es am andern Tag nach meiner Hochzeit, meine liebe Sophie ..."

„Was willst Du damit sagen?"

„So außerordentlich es Dir scheinen mag, so ist es doch ganz einfach. Höre mich: als ich die Kostschule verließ und nach Mexico zurückkehrte, wohin ich, wie Du weißt, von meinem Vater berufen worden wat, fand ich nur noch einen Verwandten meiner Mutter, den Marquis von Miranda, der tödtlich getroffen von den Folgen der Epidemie, welche Lima verheerte. Er hatte mich ganz klein gesehen, besaß keine Kinder und wußte, daß das Vermögen meines Vaters beinahe gänzlich durch zu Grunde richtende Prozesse verloren gegangen war. Er benahm sich gegen mich mit einer väterlichen Güte, trug mir beinahe auf dem Sterbebett seine Hand an und sprach: „„Nimm sie an, meine liebe Magdalena, meine arme Waise, mein Name wird Dir eine Stellung in der Gesellschaft geben, mein Vermögen wird Deine Unabhängigkeit sichern, und ich werde zufrieden sterben, da ich Dich glücklich weiß.""

„Edles Herz!" rief Sophie.

„Ja," sprach Magdalena bewegt, „es war der beste Mensch. Die Vereinzelung, in der ich mich sah, sein

dringendes Zureden bewogen mich, sein edles Anerbieten anzunehmen. Der Priester kam zu seinem Bett, um unsere Ehe einzuweihen, und die Ceremonie war kaum beendigt, als die Hand von Herrn von Miranda in der meinigen eiskalt wurde."

„Magdalena, verzeih'," sagte Madame Dutertre unwillkührlich, „ich habe Dich dadurch, daß ich so schmerzliche Erinnerungen wieder in Dir erregte, traurig gemacht?"

„Schmerzliche? nein, mit einer süßen Schwermuth denke ich an Herrn von Miranda. Nur der Undank ist bitter für das Herz."

„Und noch so jung... ist Dir Deine Freiheit nicht beschwerlich? Allein, ohne Familie... hast Du Dich an dieses Leben der Vereinzelung gewöhnt?"

„Ich halte mich für die glücklichste Frau... wohlverstanden nach Dir," erwiederte Magdalena lächelnd.

„Und es ist Dir nicht der Gedanke gekommen, Dich wieder zu verheirathen, oder vielmehr," fügte Sophie ebenfalls lächelnd bei, „oder vielmehr zu heirathen? denn trotz Deiner Witwenschaft bist Du doch immer noch Fräulein."

„Dir, meine liebe Sophie, verberge ich nichts... Nun wohl! wenn ich einmal Lust hatte, zu heirathen, wie Du sagst, so war es eine große Leidenschaft, ein ganzer Roman," erwiederte Magdalena heiter.

„Frei, wie Du bist, wer hat diese Heirath verhindert?"

„Ach! ich habe meinen Helden nur fünf Minuten lang gesehen, und zwar von meinem Balcon aus."

„Nur fünf Minuten?"

„Nicht mehr."

„Und Du liebtest ihn sogleich?"

„Leidenschaftlich."

„Und Du hast ihn seither nicht mehr getroffen?"

„Nie... Ohne Zweifel ist er unter seinen Brüdern, den Erzengeln, deren ideale Schönheit er besaß, zum Himmel aufgestiegen."

„Magdalena, sprichst Du im Ernst?"

„Höre... Vor sechs Monaten war ich in Wien;

ich bewohnte ein Landhaus unfern von einer Vorstadt . . . Eines Morgens befand ich mich in einem Kiosk, dessen Fenster auf das Land ging . . . Plötzlich wurde meine Aufmerksamkeit durch das Geräusch eines dumpfen Gestampfes und eines Klirren von Degen erregt . . . Ich laufe an mein Fenster . . . es war ein Duell."

„Ach! mein Gott!"

„Ein junger Mensch von höchstens neunzehn bis zwanzig Jahren, liebreizend und schön, wie man die Engel malt, schlug sich mit einer Art von Riesen mit wildem Gesicht. Mein erster Wunsch war, daß der blonde Erzengel (denn meine Leidenschaft ist blond) den furchtbaren Dämon besiege, und obgleich der Zweikampf vor mir nur zwei Minuten dauerte, hatte ich doch Zeit, die Unerschrockenheit, Ruhe und Gewandtheit meines Helden zu bewundern; seine weiße Brust halb entblößt, seine langen Haare im Winde flatternd, die Stirne heiter, das Auge glänzend, ein Lächeln auf den Lippen, schien er der Gefahr mit einer bezaubernden Anmuth zu trotzen, und in diesem Augenblick, ich gestehe es Dir, kam mir seine Schönheit übermenschlich vor; plötzlich unter der Blendung, die mir das Funkeln der Degen verursachte, sah ich den Koloß wanken und zusammensinken. Sogleich warf mein Held seinen Degen weit von sich, faltete die Hände, fiel vor seinem Gegner auf die Kniee, und erhob zum Himmel sein bezauberndes Gesicht, auf dem plötzlich ein so rührender, so gutmüthiger Ausdruck hervortrat, daß man, wenn man ihn so schmerzlich auf seinen besiegten Feind sich neigen sah, hätte glauben sallen, es sei ein Mädchen, das wahrnehme, seine Taube sei verwundet worden . . . wenn es erlaubt ist, mit einer Taube den groben Koloß zu vergleichen, der indessen nicht tödtlich verwundet zu sein schien, denn er setzte sich auf und sagte mit seiner rauhen Stimme, die durch die Sommerläden bis zu mir drang, zu seinem jungen Gegner:

„„Auf den Knieen, mein Herr, müßte ich Sie für mein unloyales Benehmen und für meine plumpe Heraus-

forderung um Verzeihung bitten; hätten Sie mich getödtet, so wäre es Gerechtigkeit gewesen.""

Beinahe in demselben Augenblick kam ein Wagen heran; man legte den Verwundeten hinein; einige Minuten nachher waren Alle, Zeugen oder handelnde Personen des Duells, verschwunden. Dies ging so schnell vor sich, daß ich geträumt zu haben geglaubt hätte ohne die Erinnerung an meinen Helden, der meinem Geist als das Ideal dessen, was es Schönstes, Beherztestes und Edelmüthigstes auf der Welt gibt, beständig gegenwärtig geblieben ist."

„Nun, Magdalena, begreife ich, daß man, unter solchen Umständen, in fünf Minuten von einem tiefen, vielleicht unauslöschlichen Eindruck ergriffen werden kann ... Du hast also ... Deinen Helden nie wiedergesehen?"

„Nie, sage ich Dir ... Ich kenne nicht einmal seinen Namen, und wenn ich mich verheirathen soll, so geschieht es doch nur mit ihm."

„Magdalena, Du weißt, daß mir unsere alte Freundschaft das Recht gibt, mich offenherzig gegen Dich auszusprechen!"

„Kann es anders sein?"

„Mir scheint, Du trägst diese große Leidenschaft sehr leicht!"

„Warum sollte ich traurig sein?"

„Wenn man leidenschaftlich liebt, so kann es nichts Grausameres geben, als die Abwesenheit, als die Trennung und besonders als die Furcht, den geliebten Gegenstand nie mehr zu sehen."

„Es ist wahr, und dennoch, das schwöre ich Dir, offenbaren sich die Wirkungen dieser tiefen Leidenschaft ganz anders bei mir."

„Was soll ich Dir sagen? Als ich anfing Charles zu lieben, wäre ich vor Kummer gestorben, wenn man mich von ihm getrennt hätte."

„Das ist sonderbar! ... meine Leidenschaft äußert sich auf eine ganz entgegengesetzte Art ... Es vergeht

kein Tag, ohne daß ich an meinen Helden denke, kein Tag, an dem ich mich nicht mit Liebe und in den kleinsten Einzelnheiten des einzigen Umstandes, wo ich ihn gesehen, erinnere . . . kein Tag, wo ich nicht alle meine Gedanken zu ihm erhebe, kein Tag, wo ich nicht, indem ich ihn mit Allen vergleiche, stolz triumphire: denn er ist schöner, als die Schönsten, edler, als die Edelsten; kein Tag endlich, wo ich mich nicht durch ihn in den süßesten Träumen wiege. Ja, mir scheint, meine Seele ist auf immer durch eben so geheimnißvolle, als unauflösliche Bande mit der seinigen vermählt. Ich weiß endlich nicht, ob ich ihn je wiedersehen werde, und fühle im Herzen nur Wohlbehagen und Freudigkeit."

„Nun sage ich wie Du, meine liebe Magdalena, das ist sonderbar."

„Laß uns aufrichtig sprechen, Sophie, wir sind allein und unter Frauen (obschon ich noch ein zu heirathendes Fräulein bin), sagt man sich Alles. Nicht wahr, Du findest meine Liebe ein wenig platonisch . . . Du wunderst Dich, daß Du mich sorglos oder unwissend in Beziehung auf jene berauschende Unruhe siehst, die Du empfinden mußtest, als zum ersten Mal die Hand von Charles die Deinige liebevoll drückte?"

„Oh! Magdalena, Du bist toll."

„Sei offenherzig, ich habe Dich errathen."

„Ein wenig, doch minder, als Du denkst."

„Dieses wenig hat mir genügt, um Deinen geheimen Gedanken zu ergründen . . . Frau Materialistin."

„Ich sage Dir noch einmal, Magdalena, Du bist toll."

„Oh! oh! . . . nicht so toll."

Dann, nachdem sie einen Augenblick geschwiegen hatten, fuhr die Marquise lächelnd fort:

„Wenn Du wüßtest, Sophie . . . was es für mich Seltsames, Außerordentliches, ich möchte beinahe sagen, Unbegreifliches in gewissen Umständen meines Lebens gibt! Welche sonderbare Abenteuer sind mir widerfahren, seitdem wir uns verlassen haben! . . . Mein Arzt und mein

Freund, der berühmte Doctor Gasterini, ein großer Philosoph, hat mir hundertmal gesagt, es gebe auf der Welt kein Geschöpf, das so seltsam begabt sei wie ich."

„Erkläre Dich."

„Später . . . vielleicht."

„Warum nicht jetzt?"

„Wenn es sich um den Erguß eines Kummers handelte, würde ich zögern? aber unerachtet dessen, was es Außerordentliches in meinem Leben gibt . . . oder vielleicht gerade wegen dieses, bin ich die glücklichste der Frauen sage ich Dir. Erwarte mich bei meinem ersten Kummer . . . Ei! mein Gott! halt! . . . zu dieser Stunde habe ich beinahe Kummer, denn es ist einer, sich eines Mangels an Herz oder vielmehr an Erinnerung bewußt zu sein."

„Ein Mangel an Erinnerung?"

„Und Antonine . . . habe ich sie nicht, seitdem ich hier bin, vergessen, um nur von mir zu sprechen? Ist das nicht schlimm? Ist das nicht undankbar?"

„Ich wäre wenigstens ebenso strafbar, als Du; doch wir haben uns keine Vorwürfe zu machen: diesen Morgen kam sie zu mir, um mir Deinen Brief zu bringen und Deine Ankunft zu verkündigen . . . Du kannst Dir ihre Freude denken, denn, Du darfst mir glauben, sie hat für Dich die zärtlichste Anhänglichkeit bewahrt."

„Arme Kleine! welche zarte, reizende Natur! Aber sage mir, wenn sie gehalten hat, was sie versprach, so muß sie mit ihren kaum erblühten fünfzehn Jahren schön sein wie ein Engel?"

„Du hast Recht, es ist eine Rosenknospe, was die Frische betrifft; füge dem die feinsten, zartesten Züge bei, die man treffen kann. Seit dem Tod ihrer nächsten Verwandtin wohnt sie, wie Du ohne Zweifel weißt, bei ihrem Oheim, dem Präsidenten Hubert, der sich immer vortrefflich gegen sie benommen hat. Leider ist er sehr schwer krank, und wenn sie ihn verlöre, wäre sie vermuthlich genöthigt, ihren Aufenthalt bei entfernten Verwandten zu nehmen, und dieser Gedanke betrübt sie.

Uebrigens wirst Du sie sehen, und sie wird Dir alle Geständnisse machen. Darunter ist eines, das sie mir beinahe ganz abgelegt hat, um sich bei mir Raths zu erholen, denn die Umstände sind ernst."

„Und dieses Geständniß?"

„„Sehen Sie Magdalena vor mir,"" sagte sie zu mir, „„so theilen Sie ihr nichts mit, meine liebe Sophie. Ich wünsche ihr Alles selbst zu bekennen; das ist ein Recht, das mir ihre Liebe für mich gibt; ich habe auch noch andere Gründe, Sie hierum zu ersuchen."" Du siehst, meine liebe Freundin, daß ich gezwungener Weise verschwiegen sein muß."

„Ich dringe nicht in Dich, um mehr zu erfahren. Heute oder morgen werde ich das liebe Kind besuchen," erwiederte die Marquise, während sie aufstand, um von Madame Dutertre Abschied zu nehmen.

„Du verläßest mich schon, Magdalena?"

„Leider muß ich; ich habe versprochen, zwischen drei und vier Uhr zu dem mexicanischen Gesandten, meinem Landsmanne, zu kommen, der mich morgen zu einer fremden Hoheit führen soll. . . Du siehst: ich lebe unter den Größen."

„Zu einer Hoheit?"

„Dergestalt Hoheit... daß er wie alle fremden souverainen Familien angehörige Prinzen während seines Aufenthalts in Paris das Elysée-Bourbon bewohnt."

Madame Dutertre konnte sich einer Bewegung des Erstaunens nicht erwehren und sagte, nachdem sie eine Minute nachgedacht hatte:

„Das ist sonderbar!"

„Was denn, Sophie?"

„Antonine wohnt in einem Hause, das an das Elysée stößt. Allerdings ist das nichts, worüber man sich wundern müßte... aber..."

„Aber?"

„Ich kann Dir nicht mehr sagen, Magdalena; wenn Du das Geständniß von Antonine gehört hast, wirst

Du begreifen, warum mir ein gewisses Zusammentreffen aufgefallen ist."

„Was gibt es denn Gemeinschaftliches zwischen Antonine und dem Elysée?"

„Ich muß Dir wiederholen, meine liebe Freundin: warte die Bekenntnisse von Antonine ab."

„Gut, meine Geheimnißvolle... Uebrigens wußte ich nicht, daß sie ein Haus in der Nähe des Palastes bewohnt; ich hatte meinen Brief an ihre alte Wohnung adressirt. Das findet sich indessen vortrefflich; ich besuche sie vor oder nach meiner Audienz beim Prinzen."

„Ah! Du bist nun ganz vornehme Dame."

„Beklage mich vielmehr, meine liebe Sophie, denn es handelt sich um eine Supplik, nicht für mich, denn es ist nicht meine Gewohnheit, zu bitten, ich soll einer geächteten, der lebhaftesten Theilnahme würdigen Familie einen großen Dienst leisten. Der Auftrag ist sehr harter und schwieriger Natur; dennoch habe ich ihn bei meiner Abreise von Venedig übernommen, und ich will wenigstens Alles versuchen, daß es mir gelingt."

„Und sicherlich wird es Dir gelingen... Kann man Dir etwas abschlagen? Erinnerst Du Dich, daß man in der Kostschule, sobald eine Bitte an unsere Vorsteherin zu richten war, immer Dich als Botschafterin wählte, und man hatte Recht, denn, in der That, man sollte glauben, Du habest einen Talisman, um Alles zu erlangen."

„Ich versichere Dich, meine gute Sophie," erwiederte Magdalena unwillkührlich lächelnd, „ich versichere Dich, daß ich zuweilen wider meinen Willen Zauberin bin.

„Mein Gott!" fügte die Marquise lachend bei, „wie viele gute Tollheiten hätte ich Dir in dieser Hinsicht zu erzählen!... Nun... wir werden später sehen. Guten Tag, liebe Sophie, auf baldiges Wiedersehen."

„Ja, auf baldiges Wiedersehen, darum beschwöre ich Dich."

„Mein Gott, Du kannst auf mich beinahe alle Tage

rechnen; denn ich bin ein Zugvogel und gedenke meine Zeit in Paris gut anzuwenden: damit sage ich Dir, ob ich Dich oft besuchen werde!"

„Wie! denkst schon an Deine Abreise?"

„Ich weiß es nicht; das hängt von der Inspiration ab, die mir mein Held, meine Leidenschaft, mein Ideal geben wird, denn nie entschließe ich mich zu etwas, ohne ihn in Gedanken um Rath zu fragen... Da er mich aber stets vortrefflich inspirirt, so zweifle ich nicht daran, daß er mich auffordern wird, so lange, als möglich, bei Dir zu bleiben."

„Ah! mein Gott! Magdalena... es fällt mir ein, Du sagtest zu meinem Mann, Du habest einen Dienst von ihm zu verlangen?"

„Es ist wahr, ich vergaß das, die Sache ist ganz einfach: ich verstehe nichts von den Geldangelegenheiten. In Deutschland habe ich dies kürzlich an meinen Ausgaben wahrgenommen. Ich hatte einen Creditbrief auf einen gewissen Albert Schmidt in Wien, von dem ich schändlich betrogen worden bin; ich gelobte mir, in Zukunft auf meiner Hut zu sein, und nahm einen andern Creditbrief auf Paris. Es wäre mir lieb, wenn Dein Mann die Güte hätte, für mich das Geld zu verlangen, das ich brauche; er würde Alles aufzeichnen, über meinen Interessen wachen, und mit seiner Hülfe wäre ich nicht mehr der Gefahr ausgesetzt, in die Klauen eines andern Albert Schmidt zu fallen."

„Nichts kann leichter sein, meine liebe Magdalena, Charles wird Deine Stelle bei dem Creditbrief vertreten und alle Deine Rechnungen genau durchgehen und beglaubigen."

„Dies wird um so nothwendiger sein, als man mir gesagt hat, derjenige, auf welchen man mir den Creditbrief gegeben, sei mächtig reich, so zahlungsfähig, als irgend ein Mensch auf der Welt, aber im höchsten Grad durchtrieben und habgierig."

„Es ist gut, daß Du mich davon unterrichtest; Charles wird seine Aufmerksamkeit verdoppeln.“

„Dein Mann, der in den Geschäften lebt, muß übrigens denjenigen, von welchem ich spreche, kennen; er soll einer der größten Kapitalisten Frankreichs sein.“

„Wie heißt er?“

„Herr Pascal.“

„Herr Pascal!“ wiederholte Sophie.

Und sie erbleichte und schauerte unwillkührlich.

Als die Marquise die Bewegung von Sophie bemerkte, fragte sie rasch:

„Sophie, was hast Du denn?“

„Nichts, nichts, ich versichere Dich.“

„Ich sehe wohl, daß Du etwas hast. Ich bitte Dich, antworte mir.“

„Nun denn! wenn es sein muß ... mein Mann stand in Geschäftsverbindung mit Herrn Pascal ... Leider ergab sich eine ziemlich ernste Mißhelligkeit... und ...“

„Wie, Sophie, Du bist so unvernünftig, Dich darüber zu betrüben, daß in Folge seiner Mißhelligkeit mit Herrn Pascal Dein Mann mir den Dienst nicht leisten kann, den ich von ihm erwartete?“

Madame Dutertre, die ihre Freundin in ihrem Irrthum lassen wollte, suchte wieder ruhig zu werden und sprach:

„In der That, der Gedanke, Charles könne Dir den ersten Dienst, den Du von uns forderst, nicht leisten, ärgert mich ungemein.“

„Höre, Sophie, ich werde es bald bedauern, daß ich mich so herzlich an Dich gewandt habe.“

„Magdalena ...“

„Wahrhaftig, ist das nicht ein schönes Unglück!... Um nicht betrogen zu werden, will ich mich übrigens unmittelbar an diesen Herrn Pascal wenden und jede Woche meine Rechnungen von ihm fordern. Dein Mann wird sie prüfen, und wenn sie nicht in Ordnung sind, weiß ich

mich bei meinem Banquier darüber zu beschweren und nehme einen andern."

„Du hast Recht, Magdalena," sagte Sophie, die allmälig ihre Kaltblütigkeit wieder erlangte, „und die Controle meines Mannes wird vielleicht nothwendiger für Dich sein, als Du denkst."

„Dieser Herr Pascal ist also ein Habgieriger?"

„Magdalena," antwortete Madame Dutertre, ohne daß sie diesmal die Bewegung ihres Gemüths überwinden konnte, „ich beschwöre Dich, laß mich als Freundin, als Schwester mit Dir sprechen. Aus welchem Grund, unter welchem Vorwand es auch sein mag, versetze Dich nicht in Abhängigkeit von Herrn Pascal."

„Was willst Du damit sagen, Sophie?"

„Mit einem Worte, wenn er Dir seine Dienste anbietet, schlage sie aus."

„Seine Dienste? ich habe keinen Dienst von ihm zu verlangen. Ich habe einen Creditbrief auf ihn und werde, wenn ich brauche, Geld von seiner Kasse holen oder holen lassen ... nichts Anderes."

„Gut... doch Du könntest aus Unbesonnenheit, aus Geschäftsunkenntniß Deinen Credit überschreiten ... und dann ..."

„Und dann?"

„Ich weiß das durch ... durch eine Person, die es Charles und mir gesagt hat: sobald Herr Pascal einmal einen Menschen in Abhängigkeit von sich hält ... siehst Du, dann mißbraucht er grausam ... oh! sehr grausam seine Gewalt."

„Ah! meine gute Sophie, ich sehe, daß Du mich für eine Verschwenderin, für eine Hirnlose hältst. Sei unbesorgt und bewundere mich; ich habe so viel Ordnung, daß ich jedes Jahr einige Ersparnisse von meinen Einkünften mache, und obgleich geringfügig, stelle ich doch diese Ersparnisse zu Deiner Verfügung.

„Theure, zärtliche Freundin, Dank, tausendmal Dank; ich wiederhole es Dir, die Krise, über die mein Mann und

ich besorgt sind, wird bald ein Ende haben; noch einmal... mißtraue Herrn Pascal. Wenn Du Antonine gesehen hast, werde ich Dir mehr sagen."

„Abermals Antonine! Du sprachst auch vorhin bei Gelegenheit des Elysée von ihr."

„Ja, dies Alles hängt zusammen ... Du wirst es selbst sehen... übermorgen erkläre ich mich vollständig... Es wird dies sehr wichtig für Antonine sein."

„Uebermorgen also, meine liebe Sophie. Ich muß gestehen, Du reizest meine Neugierde ungemein, und ich suche vergebens zu finden, was es Gemeinschaftliches zwischen Antonine und dem Elysée, zwischen Antonine und dem niedrigen Menschen (dies scheint er wenigstens zu sein), den man Herrn Pascal nennt, geben kann."

Es schlug halb vier auf der Uhr der Fabrik.

„Mein Gott! wie bin ich im Verzug," sagte Magdalena zu ihrer Freundin. „Ich eile von hinnen, doch nicht ohne zuvor Deine engelischen Kinder geküßt zu haben."

Die beiden Frauen verließen das Zimmer.

Wir kehren mit dem Leser nach dem Elysée-Bourbon zurück, wo wir den Erzherzog nach dem Abgang von Herrn Pascal allein gelassen haben.

Zwölftes Kapitel.

Sorgenvoll, in Gedanken versunken ging der Erzherzog in seinem Cabinet auf und ab, während ihm ein Secretaire, wie er sie entsiegelte, die im Tage eingelaufenen Briefe auseinandersetzte.

„Diese Depeche, Kaiserliche Hoheit," fuhr der Secre-

taire fort, „bezieht sich auf den mit seiner Familie nach England verbannten Obersten Pernetti. Man glaubt Eure Hoheit darauf aufmerksam machen zu müssen, daß sie gegen die Bitten und Schritte der Freunde des Obersten Pernetti auf der Hut sein möge.“

„Ich bedurfte der Warnung nicht. Die republikanischen Grundsätze dieses Menschen sind zu gefährlich, als daß ich um irgend einen Preis Jemand, der zu seinen Gunsten spräche, anhören sollte. Fahren Sie fort.“

„Seine Excellenz der bevollmächtigte Gesandte der Republik Mexico bittet um die Gnade, eine seiner Landsmänninen Eurer Kaiserlichen Hoheit vorstellen zu dürfen. Es handelt sich um ein sehr dringendes Interesse und man beabsichtigt die Güte Eurer Hoheit um eine Audienz auf morgen zu ersuchen.“

„Ist die Liste der Audienzen für morgen sehr überladen?“

„Nein, Hoheit.“

„Schreiben Sie, ich werde morgen um zwei Uhr den Herrn Gesandten von Mexico und seine Landsmännin empfangen.“

Der Secretaire schrieb.

Nach einem Augenblick fragte ihn der Erzherzog:

„Ist in diesem Brief der Name der Person nicht erwähnt, die mir vorgestellt zu werden wünscht?“

„Nein, Hoheit...“

„Das ist gegen alle Gebräuche; ich bewillige die Audienz nicht.“

Der Secretaire legte den Brief, den er zu schreiben angefangen hatte, auf die Seite und nahm ein anderes Blatt Papier.

Nach einiger Ueberlegung besann sich jedoch der Prinz eines Andern und sprach:

„Ich bewillige die Audienz.“

Der Secretaire neigte den Kopf, nahm einen andern Brief, stand auf, reichte denselben, ohne ihn zu entsiegeln, dem Prinzen und sagte:

„Es steht auf dem Umschlag: confidentiel und zu eigenen Händen, Hoheit.“

Der Erzherzog nahm den Brief und las ihn; er war in folgenden vertraulichen Worten abgefaßt:

„Nach reiflicher Ueberlegung werde ich Sie, statt bis Donnerstag zu warten, morgen um drei Uhr besuchen: es hängt durchaus von Ihnen ab, daß unser Geschäft, noch während wir morgen beisammen sind, abgeschlossen und unterzeichnet wird.“

„Ihr ergebenster

„Pascal.“

Ein Augenblick lebendiger Hoffnung, bald wieder gedämpft durch die Erinnerung an die Seltsamkeiten des Charakters von Herrn Pascal hatte den Prinzen beben gemacht, und dieser sprach mit kaltem Tone zu seinem Secretaire:

„Sie werden Herrn Pascal in die Liste der Audienzen für morgen um drei Uhr eintragen.“

Es trat ein Adjutant ein und fragte, ob der Prinz den Grafen Franz von Neuberg empfangen könne.

„Gewiß,“ antwortete der Erzherzog.

Und nachdem er noch einige Augenblicke mit seinem Secretaire gearbeitet hatte, gab er Befehl, Franz einzuführen.

Franz erschien erröthend vor dem Prinzen, seinem Pathen, denn Franz war von einer außerordentlichen Schüchternheit und von einer Unschuld, über die unsere zwanzigjährigen Wüstlinge gewaltig spotten würden; in einem zu den zahlreichen Apanagen des Erzherzogs gehörigen deutschen Dorfe von einem protestantischen Geistlichen erzogen, hatte der Täufling der kaiserlichen Hoheit diese Einsamkeit nur verlassen, um in eine für die Noblegarden bestimmte und mit puritanischer Strenge gehaltene Militärschule einzutreten.

Von da hatte Franz, auf Befehl des Prinzen, während der Feldzüge im Kaukasus als Freiwilliger bei der russischen Armee Dienste genommen; die rauhe Disciplin

der Lager, die Strenge der Sitten des alten Generals, zu dem er, von seinem kaiserlichen Pathen besonders empfohlen, geschickt worden war; die ernste oder traurige Ideenordnung, welche in gewissen muthigen, aber zarten und melancholischen Seelen der Anblick der Schlachtfelder während eines erbitterten Krieges ohne Gnade und Barmherzigkeit erweckt; die gewöhnliche Tiefe der Gedanken, welche eben diesen Seelen, wenn nicht die Erwartung, doch wenigstens die Möglichkeit eines Todes verleiht, dem man jeden Tag unter den größten Gefahren kalt Trotz bietet; das Geheimniß seiner Geburt, mit dem sich die Gewißheit verband; daß er nie die Süßigkeit der Liebkosung eines Vaters oder einer Mutter kennen lernen sollte. Alles hatte dazu beigetragen, Franz in einer Mitte von Umständen und Betrachtungen zu halten, welche wenig dazu geeignet waren, die furchtsame Zurückhaltung seines Charakters und die Treuherzigkeit seines kindlich guten Gemüths zu ändern; bei Franz wie bei so vielen Andern stand der Heldenmuth übrigens vollkommen im Einklang mit einer außerordentlichen, unüberwindlichen Schüchternheit in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens.

War es indessen Klugheit, war es Berechnung, während der sechs Monate, die Franz bei seiner Rückkehr aus dem Kriege in Deutschland zubrachte, hielt der Prinz seinen Pathen vom Hof entfernt. Diese Bestimmung harmonirte vollkommen mit dem einfachen Geschmack des jungen Mannes, mit seiner Neigung zu Studien, denn er hatte nie ein anderes Glück geträumt, als das, welches in einer durch Selbstbeschäftigung ausgefüllten Muße eines dunklen und ruhigen Lebens besteht; was seine Gefühle für den Prinzen betrifft, so waren diese voll Dankbarkeit, voll ehrfurchtsvoller Anhänglichkeit, aber in ihrem schüchternen Ausdruck zurückgehalten durch das imposante Blendwerk des beinahe souverainen Ranges dieses kaiserlichen Beschützers.

Die Verlegenheit von Franz war, als er nach dem

Abgang des Secretaires vor seinem Pathen erschien, so groß, daß er Anfangs stumm, unbeweglich und die Augen niedergeschlagen blieb.

Zum Glück schien der Prinz beim Anblick des jungen Mannes seine peinlichen Besorgnisse zu vergessen; seine kalte, hochmüthige Physiognomie milderte sich, seine Stimme klärte sich auf, ein freundliches Lächeln entrunzelte seine Lippen, er wandte sich liebevoll an Franz und sagte:

„Guten Morgen, mein Kind."

Und er nahm den blonden Kopf des jungen Mannes zwischen seine beiden Hände und küßte ihn zärtlich auf die Stirne; dann fügte er bei, als fühlte er das Bedürfniß, sein Herz halb zu ergießen:

„Es freut mich, Dich zu sehen, Franz... Ich war diesen Morgen von Geschäften, von traurigen Geschäften niedergedrückt... Gib mir den Arm, wir wollen mit einander einen Spaziergang durch den Garten machen."

Franz öffnete eine von den Glasthüren, welche auf die Freitreppe, dem Rasen gegenüber, gingen, und der Pathe, wie sein Täufling begaben sich Arm in Arm unter die schattige Allee, in der der junge Mann am Morgen lange spazieren gegangen war.

„Aber was hast Du denn, mein Kind?" sagte bald der Prinz, der die Verlegenheit des jungen Mannes wahrnahm.

„Kaiserliche Hoheit, ich habe Ihnen ein Geständniß zu machen," antwortete Franz, dessen Unruhe sich vermehrte.

„Ein Geständniß?" versetzte der Prinz lächelnd, „laß das Geständniß hören."

„Ein gewichtiges Geständniß."

„Laß dieses gewichtige Geständniß hören."

„Ich habe keine Eltern, Eure Kaiserliche Hoheit hat bis jetzt die Gnade gehabt, mir die Familie zu ersetzen..."

„Und Du hast allen meinen Bemühungen, allen meinen Hoffnungen würdig entsprochen; Du hast sie sogar übertroffen; bescheiden, lernbegierig, voll Muth hast Du

vor drei Jahren, obgleich noch sehr jung, mit eben so viel Verstand, als Unerschrockenheit in dem furchtbaren Krieg gekämpft, wohin ich Dich schickte, um Dich Deinen ersten Feldzug thun zu lassen... Du hast dort die Feuertaufe, Deine erste Wunde erhalten, mein armes Kind. Ich will nicht von einem Duell sprechen, von dem ich nichts wissen soll, in welchem Du aber, wie mir bekannt ist, wiederum einen Beweis von eben so viel Beherztheit, als Edelmuth abgelegt hast."

„Hoheit..."

„Ich bitte Dich, gestatte, daß ich mich in diesem Augenblick aller Deiner Ansprüche auf meine Zärtlichkeit erinnere... Das thut mir wohl und läßt mich bittere Widerwärtigkeiten vergessen, deren unschuldige und unwillkührliche Ursache Du bist."

„Ich, Hoheit?"

„Du..., denn wenn Du fortfährst, mich mit Zufriedenheit zu erfüllen, kannst Du die Zukunft, die mein zärtlicher Ehrgeiz Dir bereitet, die unerwartete Lage, die Deiner vielleicht harrt, nicht vorhersehen."

„Sie wissen, Hoheit, die Einfachheit meines Geschmacks ... und..."

„Mein lieber Franz, diese Einfachheit, diese Bescheidenheit sind Tugenden in gewissen Verhältnissen, während diese Tugenden unter anderen Umständen Schwäche und Trägheit werden. Nun sind wir aber fern von Deinem Geständniß. Sprich, was hast Du mir zu sagen?"

„Hoheit..."

„Sprich, sprich... mache ich Dir bange? ist in Deinem Innern ein einziger Gedanke, den Du nicht die Stirne hoch, den Blick sicher gestehen kannst?"

„Nein... ich sage Eurer Kaiserlichen Hoheit auch ohne Umschweife, daß ich zu... heirathen wünsche."

Hätte der Blitz zu den Füßen des Prinzen eingeschlagen, er wäre nicht so betäubt gewesen, als er es bei diesen Worten von Franz war. Er machte ungestüm sei-

nen Arm von dem des jungen Mannes los, wich zwei Schritte zurück und rief:

„Sie heirathen, Franz?"

„Ja, Hoheit."

„Sie sind verrückt!"

„Hoheit..."

„Sie heirathen... kaum zwanzig Jahre alt... Sie heirathen... und ich bin darauf bedacht, für Sie..."

Hier sich unterbrechend fügte der Prinz, durch die Ueberlegung wieder ruhig und kalt geworden, bei:

„Und mit wem wollen Sie sich verheirathen, Franz?"

„Mit Fräulein Antonine Hubert."

„Wer ist Fräulein Hubert? ihr Name? Wie sagen Sie?"

„Hubert, Hoheit."

„Wer ist Fräulein Hubert?"

„Die Nichte von einem französischen Beamten, dem Herrn Präsidenten Hubert."

„Und wo haben Sie dieses Fräulein kennen gelernt."

„Hier, Hoheit."

„Hier?... Ich habe nie Jemand dieses Namens empfangen."

„Wenn ich sage hier, Hoheit, so meine ich in dieser Allee, wo wir sind."

„Sprechen Sie deutlicher."

„Eure Hoheit sieht jene Mauer, welche den anliegenden Garten von diesem trennt?"

„Nun?"

„Ich ging in dieser Allee spazieren, Hoheit, als ich zum ersten Mal Fräulein Antonine erblickte."

„In dem nächsten Garten?" sagte der Prinz, indem er bis zu der Mauer vorging, und nachdem er einen Blick hinein geworfen hatte, fügte er bei:

„Dieses Fräulein wohnt also in dem benachbarten Hause?"

„Ja, Hoheit... Ihr Oheim hat einen Theil des Erdgeschosses inne."

„Sehr gut.“

Der Prinz dachte einige Augenblicke nach und sprach dann mit strengem Ton:

„Sie haben mir Ihre Geständnisse angeboten, ich nehme sie an... doch legen Sie mir dieselben offenherzig, mit voller Aufrichtigkeit ab... wenn nicht...“

„Hoheit!“ rief Franz mit einem Ausdruck schmerzlichen Erstaunens.

„Wohl... ich hatte Unrecht, Ihre Redlichkeit zu verdächtigen. Sie haben mich in Ihrem ganzen Leben nicht belogen... Sprechen Sie... ich höre.“

„Euere Kaiserliche Hoheit weiß, daß ich seit unserer Ankunft in Paris selten am Abend ausgegangen bin.“

„Es ist wahr, ich wußte, wie wenig Sie Geschmack an der Welt haben, ich kannte Ihre übermäßige Schüchternheit, die sich noch vermehrte durch die Furcht, in den so gefürchteten französischen Salons zu erscheinen, wo Sie doppelt fremd sein mußten; ich wollte nicht in Sie dringen... Franz, und ließ Sie hier allein beinahe über alle Ihre Abende verfügen.“

„An einem dieser Abende, Hoheit, vor sechs Wochen. sah ich zum ersten Male im nächsten Garten Fräulein Antonine... Sie begoß Blumen... Ich stützte mich mit den Ellenbogen auf jene Mauer... Sie sah mich... Ich grüßte sie... Erröthend erwiederte sie meinen Gruß und fuhr dann fort die Blumen zu begießen... noch zweimal schlug sie die Augen nach meiner Seite auf... Wir grüßten uns abermals... dann wurde es völlig Nacht, und Fräulein Antonine verließ den Garten.“

Die treuherzige Anmuth, mit der der arme Franz sein erstes Zusammentreffen mit dem Mädchen so naiv erzählte, läßt sich nicht wiedergeben. Seine bewegte Stimme, die Röthe seiner Stirne zeigten die ganze Reinheit dieser unschuldigen Seele.

„Eine Frage, Franz,“ sagte der Prinz, „hat das Fräulein keine Mutter?“

„Nein, Hoheit, Fräulein Antonine hat ihre Mutter in

der Wiege verloren und ihr Vater ist vor vielen Jahren gestorben."

„Ist ihr Oheim, der Herr Präsident Hubert, verheirathet?"

„Nein, Hoheit."

„Und wie alt ist sie?"

„Fünfzehn und ein halbes Jahr."

„Und sie ist hübsch?"

„Antonine! Hoheit?"

In diesem Ausruf von Franz lag beinahe der Vorwurf: ist es erlaubt, die Schönheit von Antonine nicht zu kennen?'

„Ich frage, ob das Mädchen hübsch ist?" wiederholte der Prinz.

„Eure Hoheit erinnert sich der entschlummerten Hebe in der Gallerie ihres Palastes in Offenbach?"

„Einer meiner schönsten Correggio."

„Hoheit, Antonine gleicht diesem Gemälde von Correggio, obgleich sie noch viel schöner ist."

„Das ist schwierig."

„Eure Hoheit weiß, daß ich stets die Wahrheit spreche."

„Fahren Sie in Ihrer Erzählung fort."

„Ich vermöchte Ihnen nicht zu sagen, Hoheit, was ich, in mein Zimmer zurückgekehrt, fühlte, als ich an Fräulein Antonine dachte . . . ich war zugleich bewegt, unruhig und glücklich. Ich schlief die Nacht nicht . . . der Mond ging auf . . . ich öffnete mein Fenster und blieb an meinem Balcon bis zum Morgen, um die Gipfel der Bäume des Gartens von Fräulein Antonine anzuschauen. Oh! Hoheit, wie lang kam mir der andere Tag vor! Einige Stunden vor Sonnenuntergang war ich hier bei der Mauer. Endlich erschien Fräulein Antonine, um die Blumen zu begießen . . . Jeden Augenblick, da ich glaubte, sie habe mich erblickt, schickte ich mich an, sie zu grüßen, aber ich weiß nicht, wie das geschah, sie sah mich nicht. Sie begoß doch ganz nahe bei der Mauer, wo ich mich

befand... Ich hatte große Lust, leicht zu husten, um meine Gegenwart bemerkbar zu machen, ich wagte es jedoch nicht... Es kam die Nacht, mein Herz blutete... Fräulein Antonine sah mich fortwährend nicht, endlich kehrte sie nach ihrem Hause zurück, nachdem sie ihre kleine Gießkanne beim Brunnen niedergestellt hatte. Zum Glück, da sie ohne Zweifel den Platz für dieselbe schlecht fand, wandte sie sich wieder um und trug sie auf eine Bank bei meiner Mauer. Da drehte sie zufällig ihre Augen gegen mich. Wir grüßten uns Beide zu gleicher Zeit, und sie eilte nach ihrer Wohnung zurück. Ich pflückte nun einige schöne Rosen, und indem ich mich geschickt zu sein bemühte, obgleich mein Herz gewaltig schlug, hatte ich das Glück, den Strauß gerade in die Oeffnung der Gießkanne von Fräulein Antonine fallen zu lassen. Als ich wieder in meinem Zimmer war, zitterte ich, indem ich mir überlegte, was das Fräulein denken dürfte, wenn sie die Rosen fände; ich war so beunruhigt, daß ich Lust hatte, hinabzugehen und über die kleine Mauer zu springen, um den Strauß wieder zu holen. Ich weiß nicht, was mich zurückhielt. Ich hoffte, Fräulein Antonine würde vielleicht nicht ungehalten sein. Welche Nacht brachte ich zu, Hoheit! Am andern Tag laufe ich zu der Mauer. Die Gießkanne und der Strauß waren immer noch auf der Bank; aber ich erwartete vergebens Fräulein Antonine; sie kam an diesem Abend nicht und am andern Tag eben so wenig, um ihre Blumen zu pflegen; meine Traurigkeit und meine Angst während dieser drei Tage und drei Nächte vermöchte ich Ihnen nicht zu schildern, Hoheit, und Sie hätten meinen Kummer errathen müssen, wären Sie nicht zu dieser Zeit verreist gewesen."

„Mit dem Hofe nach Fontainebleau ohne Zweifel?"

„Ja... Doch verzeihen Sie, ich mißbrauche vielleicht die Geduld Eurer Kaiserlichen Hoheit."

„Nein, nein, Franz, fahren Sie fort... ich will im Gegentheil Alles erfahren. Ich bitte, setzen Sie Ihre Erzählung mit derselben Aufrichtigkeit fort."

Dreizehntes Kapitel.

Auf die Aufforderung des Erzherzogs setzte Franz von Neuberg seine Erzählung mit einer reizenden Unschuld fort:

„Seit drei Tagen war Fräulein Antonine nicht erschienen, Hoheit; ganz niedergeschlagen vor Traurigkeit, nichts mehr hoffend, ging ich dennoch zu der gewöhnlichen Stunde in den Garten; wie groß war meine Ueberraschung, meine Freude, als ich zu der Mauer kam und unter mir Fräulein Antonine auf der Bank sitzen sah. Sie hatte in ihrer auf ihrem Schooß ruhenden Hand meinen Strauß längst verwelkter Rosen; ihr Kopf war gesenkt; ich sah nur ihren Hals und den untern Theil ihrer Haare; sie vermuthete meine Anwesenheit nicht; ich blieb unbeweglich und hielt beinahe meinen Athem zurück, so sehr befürchtete ich, meine Gegenwart kundgebend ihren Abgang zu veranlassen; endlich ermannte ich mich und sagte zitternd, denn zum ersten Mal sprach ich zu ihr: „„Guten Abend, mein Fräulein!““ Sie bebte; diese Bewegung machte den verwelkten Strauß niederfallen; sie bemerkte es nicht, und ohne ihre Stellung zu verändern, ohne den Kopf umzudrehen oder zu erheben, antwortete sie mir mit einer Stimme so leise und so bewegt, als die meinige: „„Guten Abend, mein Herr!“ Da ich mich so gut aufgenommen sah, Hoheit, so fügte ich bei: „„Seit drei Tagen sind Sie nicht gekommen, um Ihre Blumen zu begießen, mein Fräulein.““ „„Es ist wahr,““ erwiederte sie mit einer ganz zitternden Stimme, „„ich war ein wenig leidend.““ „„Oh! mein Gott!““ rief ich mit einer solchen Bangigkeit, daß Antonine einen Augenblick den Kopf zu mir erhob. Ach! ich fand sie in der That sehr bleich, Hoheit;

doch sie nahm bald ihre erste Stellung wieder an, und ich sah nur ihren Hals, der mir leicht zu erröthen schien. „„Und nun sind Sie minder leidend, mein Fräulein?““ „„Ja, mein Herr,““ sagte sie. Dann fügte ich, nachdem ich einen Augenblick geschwiegen, bei: „„Sie können wenigstens, wie früher, jeden Abend kommen, um Ihre Blumen zu begießen?““ „„Ich weiß nicht, mein Herr, doch ich hoffe es.““ „„Befürchten Sie nicht, nachdem Sie krank gewesen, könnte Ihnen die Kühle dieses Abends schädlich sein?““ „„Sie haben Recht, mein Herr,““ erwiederte sie, „„ich danke Ihnen . . . ich werde zurückkehren.““ Es hatte wirklich den ganzen Morgen geregnet, Hoheit, und es war sehr kalt. In dem Augenblick, wo sie die Bank verlassen wollte, sagte ich zu ihr: „„Mein Fräulein, wollen Sie mir den verwelkten Strauß geben, der zu Ihren Füßen gefallen ist?““ Sie hob ihn auf und reichte ihn mir stillschweigend, ohne den Kopf zu erheben und ohne mich anzuschauen; ich nahm den Strauß wie einen Schatz, und bald verschwand Fräulein Antonine bei der Biegung der Allee.“

Der Erzherzog hörte seinen Taufpathen mit einer tiefen Aufmerksamkeit an. Das Unschuldige dieser Erzählung war ein Beweis für ihre Aufrichtigkeit. Bis jetzt konnte nichts auf den Gedanken führen, Franz sei das Spielzeug von einer von jenen von den Fremden so sehr gefürchteten Pariserinnen oder der Bethörte eines auf Abenteuer ausgehenden Mädchens gewesen, wie es der Erzherzog Anfangs befürchtet hatte; doch er wurde von einer viel ernsteren Furcht ergriffen: eine solche ohne Zweifel rein und keusch erhaltene Liebe mußte gerade wegen ihrer Reinheit, welche jeden Gewissensbiß von der Seele dieser zwei Kinder (das eine war fünfzehn und ein halbes Jahr, das andere zwanzig Jahre alt) entfernte, schon tief in ihren Herzen eigewurzelt sein.

Als Franz das Gesicht des Prinzen immer mehr sich verdüstern und seinen Blick wieder stolz und eisig werden sah, hielt er ganz bestürzt inne.

„Sie wollen also," sagte der Erzherzog ironisch, während sein Taufpathe schwieg, „Sie wollen also ein Mädchen heirathen, mit dem Sie nicht vier Worte gesprochen, und dessen seltene Schönheit, wie Sie sagen, Ihnen den Kopf verdreht hat?"

„Ich hoffe die Einwilligung Eurer Kaiserlichen Hoheit zu erlangen, um Fräulein Antonine zu heirathen, weil ich sie liebe, und weil unsere Heirath unmöglich verschoben werden kann."

Bei diesen, trotz der Schüchternheit von Franz, entschlossen betonten Worten bebte der Prinz und machte es sich zum Vorwurf, daß er an jene germanische Liebe von sprüchwörtlicher Reinheit geglaubt hatte.

„Und warum, mein Herr, warum sollte diese Heirath nicht verschoben werden können?"

„Weil ich ein Mann von Ehre bin, Kaiserliche Hoheit."

„Ein Mann von Ehre! Sie sind ein unredlicher Mann oder ein Thor!..

„Hoheit!"

„Sie haben auf eine unwürdige Weise die Unschuld eines fünfzehnjährigen Kindes mißbraucht, oder Sie sind der Bethörte desselben gewesen. Die Pariserinnen sind frühreif in der Kunst, sich Männer zu erangeln."

Franz schaute einen Augenblick den Prinzen stillschweigend an, aber ohne Verlegenheit, ohne Zorn, und als hätte er vergebens den Sinn dieser Worte gesucht, die ihn weder in seiner Liebe, noch in seiner Ehre trafen.

„Entschuldigen Sie, Hoheit," sagte er, „ich verstehe Sie nicht."

Franz sprach diese Worte mit einem solchen Ausdruck von Aufrichtigkeit, mit einer so freimüthigen Sicherheit, daß der Prinz, nach kurzem Stillschweigen, indem er einen durchdringenden Blick auf den jungen Mann heftete, erwiederte:

„Haben Sie mir nicht gesagt, Ihre Heirath mit dem Mädchen könne nicht verschoben werden?"

„Nein ... mit der Erlaubniß Eurer Kaiserlichen Hoheit ... kann sie es nicht sein ... wird sie es nicht sein ..."

„Weil Sie sich sonst gegen die Ehre verfehlen würden?"

„Ja, Hoheit."

„Und worin ... und warum würden Sie sich gegen die Ehre verfehlen, wenn Sie Fräulein Antonine nicht heiratheten?"

„Weil wir uns im Angesicht des Himmels einander zu gehören geschworen haben, Hoheit," antwortete Franz mit gedrängter Energie.

Obwohl halb beruhigt, fügte der Prinz bei:

„Und unter welchen Umständen konnten Sie diesen Schwur austauschen?"

„Aus Furcht, Sie unzufrieden zu machen, Hoheit, oder Ihre Aufmerksamkeit zu ermüden, unterbrach ich meine Erzählung."

„Gut ... fahren Sie fort ..."

„Hoheit, ich befürchte ..."

„Fahren Sie fort ... übergehen Sie aber nichts, ich will Alles wissen."

„Oft ging der Oheim von Antonine Abends aus und sie blieb allein zu Hause ... Die Jahreszeit war so schön, daß Fräulein Antonine alle Abende im Garten zubrachte. Wir hatten uns gegenseitig ermuthigt und plauderten oft lange mit einander, sie auf der kleinen Bank, ich auf die Mauer gelehnt; sie erzählte mir ihr ganzes Leben, ich theilte ihr das meinige mit und sprach besonders von meiner ehrfurchtsvollen Anhänglichkeit für Sie, dem ich Alles zu verdanken habe. Fräulein Antonine theilt auch zu dieser Stunde meine tiefe Dankbarkeit für Eure Kaiserliche Hoheit."

Bei dieser Stelle der Erzählung von Franz erregte ein Geräusch von Tritten, das immer näher kam, die Aufmerksamkeit des Prinzen; er drehte sich um und sah einen von seinen Adjutanten, der in einiger Entfernung

stehen blieb; auf ein Zeichen des Erzherzogs machte der Officier ein paar Schritte.

„Was wollen Sie, mein Herr?" fragte der Prinz.

„Seine Excellenz der Herr Kriegsminister ist so eben angekommen; er steht zu den Befehlen Eurer Kaiserlichen Hoheit für den Besuch, den sie im Invalidenhaus machen soll."

„Sagen Sie Seiner Excellenz, ich gehöre ihm in einem Augenblick."

Während sich der Adjutant entfernte, wandte sich der Prinz mit einer eisigen Miene an Franz und sagte zu ihm:

„Kehren Sie in Ihr Zimmer zurück, mein Herr; Sie bleiben im Arrest bis zum Augenblick Ihrer Abreise."

„Meiner Abreise, Hoheit?"

„Ja."

„Meiner Abreise?" wiederholte Franz vernichtet, „oh, mein Gott! und wohin schicken Sie mich, Hoheit?"

„Sie werden es sehen; ich übergebe Sie der Obhut des Major Butler; er soll für Sie haften; ehe vierundzwanzig Stunden vergehen, haben Sie Paris verlassen."

„Gnade, Hoheit," rief mit flehender Stimme Franz, der das, was er hörte, nicht glauben konnte, „haben Sie Mitleid mit mir, nöthigen Sie mich nicht, abzureisen."

„Kehren Sie in Ihr Zimmer zurück," sprach der Prinz mit der Härte eines militärischen Befehls, indem er ihn durch ein Zeichen mit der Hand vorangehen hieß, „nie nehme ich einen Befehl zurück, den ich gegeben habe. Gehorchen Sie."

Niedergebeugt und traurig, begab sich Franz in sein Zimmer, das im ersten Stock des Palastes, unfern von der Wohnung des Erzherzogs, lag und auf den Garten ging. Gegen sieben Uhr trug man dem jungen Mann ein Mittagsbrod auf, das er nicht berührte. Es wurde Nacht und Franz hörte zu seinem Erstaunen und zu seiner tiefen, schmerzlichen Demüthigung, daß man seine Thüre von außen doppelt schloß. Gegen Mitternacht, als Alles im Palaste schlief, öffnete er sachte sein Fenster und trat auf seinen Balcon; mit Hülfe eines Stockes gelang es ihm,

sodann, ein wenig von der Mauer, an der er befestigt war, den Pfosten von einem Laden der Fenster des Erdgeschoßes zu entfernen; auf diesen wankenden Stützpunkt setzte Franz, nachdem er auf das Gitter des Balcon gestiegen war, die Spitze des Fußes; dann bediente er sich der Latten des Ladens wie eine Leiter, erreichte den Boden, durchschritt die schattige Allee, erkletterte die kleine Scheidemauer und befand sich bald im Garten des von Antonine bewohnten Hauses.

Obgleich der Mond von dichten Wolken verschleiert war, herrschte doch eine Halbhelle unter den großen Bäumen, welche bis jetzt Antonine und Franz als Zusammenkunftsort gedient hatten; nach einigen Augenblicken gewahrte er eine weiße Gestalt, die sich rasch näherte; bald war das Mädchen bei dem jungen Mann und sagte hastig:

„Ich komme nur auf eine Minute, damit Sie nicht unruhig sein mögen, Franz... Ich habe einen Augenblick der Betäubung meines Oheims benützt; er ist sehr leidend... ich kann mich nicht länger von ihm entfernen. Gute Nacht, Franz," fügte Antonine mit einem schweren Seufzer bei; „es ist sehr traurig, sich so zu trennen, doch es muß sein. Noch einmal, gute Nacht. Vielleicht morgen."

Der junge Mann war von dem, was er Antonine mittheilen sollte, so niedergeschmettert, daß er nicht die Kraft hatte, sie zu unterbrechen; dann rief er mit einer vom Schluchzen gehemmten Stimme:

„Antonine, wir sind verloren."

„Verloren!"

„Ich reise ab."

„Sie?"

„Der Prinz zwingt mich dazu."

„Oh! mein Gott!" flüsterte Antonine erbleichend, indem sie sich auf die Lehne der Gartenbank stützte, „oh! mein Gott!"

Und da sie kein Wort mehr hervorbringen konnte, zerfloß

sie in Thränen. Nach einem Augenblick schmerzlichen Stillschweigens sagte sie:

„Und Sie hofften auf die Einwilligung des Prinzen, Franz?“

„Ach! ich glaubte sie zu erlangen, wenn ich ihm ganz einfach sagen würde, wie sehr ich Sie liebe, wie sehr Sie diese Liebe verdienen .... Der Prinz war unbeugsam.“

„Abreisen! .. und trennen ... Franz,“ murmelte Antonine mit gebrochener Stimme, „das ist unmöglich ... uns trennen heißt wollen, daß wir Beide vor Kummer sterben ... Und der Prinz wird das nicht wollen.“

„Sein Wille ist unbeugsam ... Doch was auch geschehen mag,“ rief Franz, indem er vor dem Mädchen auf die Kniee sank, „ja, obschon ich hier fremd, ohne Familie bin, obschon ich nicht weiß, was aus mir werden soll ... bleibe ich doch trotz des Prinzen ... Beruhigen Sie sich, Antonine.“

Franz konnte nicht fortfahren, er sah in der Ferne ein Licht glänzen, und eine Stimme rief voll Angst:

„Fräulein Antonine ...“

„Mein Gott! die Haushälterin meines Oheims! ... sie sucht mich,“ sagte das Mädchen.

Dann sich an Franz wendend:

„Franz, wenn Sie abreisen, sterbe ich.“

Und Antonine verschwand auf der Seite, wo das Licht erschienen war.

Gelähmt durch den Schmerz, sank der junge Mann auf die Bank und verbarg sein Gesicht in seinen Händen. Nach einigen Minuten hörte er eine Stimme, die aus der Allee des Gartens vom Elysée kam, ihn bei seinem Namen: „Franz!“ rufen.

Er bebte, denn er glaubte die Stimme des Prinzen zu erkennen, und er täuschte sich nicht; zum zweiten Mal wurde sein Name ausgesprochen.

Die Furcht, die Gewohnheit des passiven Gehorsams, seine Achtung und seine Dankbarkeit für den Erzherzog,

der ihm bis jetzt die Stelle der Familie vertreten hatte, führten Franz zu der kleinen Mauer zurück, welche die beiden Gärten trennte; hinter dieser Mauer sah er den Prinzen im Mondschein; der Erzherzog reichte ihm mit einer eisigen Ironie die Hand, um ihm wieder in die Allee steigen zu helfen, und sagte mit strengem Ton:

„Als ich vorhin zurückkehrte, ging ich in Ihr Zimmer; ich fand Sie nicht. Ihr offenes Fenster belehrte mich von Allem . . . folgen Sie mir nun."

„Hoheit," rief Franz, indem er sich dem Prinzen zu Füßen warf und seine gefalteten Hände gegen ihn ausstreckte, „Hoheit, hören Sie mich."

„Major Butler," sprach der Prinz mit lauter Stimme sich an eine Person wendend, die bis jetzt im Schatten verborgen war, „begleiten Sie den Grafen Franz in sein Zimmer . . . Sie verlassen ihn nicht einen Augenblick und haften mir für ihn."

Vierzehntes Kapitel.

Am andern Tag, nachdem die von uns erzählten Ereignisse vorgefallen waren, befand sich der Erzherzog, beständig in große Uniform gekleidet, denn er trieb seine Militärmanie bis auf die äußersten Grenzen, gegen zwei Uhr Nachmittags in seinem Cabinet; einer von seinen Adjutanten, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, von ruhiger entschlossener Physiognomie, stand vor dem Tisch, auf dessen anderer Seite der Prinz, mit Schreiben beschäftigt, die Miene noch sorgenvoller, strenger und hoch-

müthiger, als gewöhnlich, saß; während er schrieb und ohne die Augen zu dem Officier aufzuschlagen, sagte er zu diesem:

„Ist der Hauptmann Blum beim Grafen Franz geblieben?"

„Ja, Kaiserliche Hoheit."

„Sie haben den Arzt gesehen?"

„Ja, Kaiserliche Hoheit."

„Was denkt er von dem Zustand des Grafen?"

„Er findet ihn äußerst befriedigend."

„Glaubt er, der Graf könne ohne irgend eine Gefahr die Strapazen der Reise ertragen?"

„Ja, Kaiserliche Hoheit."

„Major Butler, geben Sie sogleich Befehl, einen von meinen Reisewagen in Bereitschaft zu halten."

„Sehr wohl, Kaiserliche Hoheit."

„Diesen Abend um sechs Uhr reisen Sie mit dem Grafen Franz ab... hier ist Ihre Reisevorschrift," fügte der Prinz bei und gab dem Adjutanten die Note, die er geschrieben hatte.

„Major Butler, Sie werden nicht lange auf die Zeichen meiner Zufriedenheit zu warten haben, wenn Sie mit Ihrer gewöhnlichen Ergebenheit und Festigkeit den Auftrag vollziehen, den ich Ihnen ertheile."

„Eure Kaiserliche Hoheit kann auf mich zählen."

„Ich weiß das... ich weiß aber auch, daß der Graf Franz, sobald er sich von seiner ersten Niedergeschlagenheit erholt hat und nicht mehr durch seine Ehrfurcht und seinen Gehorsam gegen mich zurückgehalten wird, sicherlich in der Absicht, um jeden Preis wieder nach Paris zu kommen, Ihrer Bewachung zu entfliehen bemüht sein wird. Wenn dies geschähe, mein Herr, nehmen Sie sich wohl in Acht... mein ganzer Unwille würde auf Sie fallen."

„Ich bin überzeugt, daß ich mich der Güte Eurer Kaiserlichen Hoheit nicht unwürdig machen werde."

„Ich hoffe es... vergessen Sie indessen nicht, mir

zweimal täglich bis zu Ihrer Ankunft an der Grenze zu schreiben."

„Ich werde nicht ermangeln, dies zu thun."

„Bei Ihrer Ankunft auf dem Gebiete der Rheinprovinzen übergeben Sie diese Depeche der Militärbehörde."

„Sehr wohl, Kaiserliche Hoheit."

„Haben Sie das Ziel Ihrer Reise erreicht, so thun Sie es mir zu wissen... und Sie erhalten von mir neue Befehle."

In diesem Augenblick sagte der Prinz, der leicht hatte klopfen hören, zu dem Major:

„Sehen Sie nach, wer es ist."

Ein anderer Adjutant übergab dem Officier einen Brief und sprach leise zu ihm:

„Der Herr Gesandte von Mexico hat mir diesen Brief für S. K. H. übergeben."

Der Adjutant entfernte sich wieder.

Der Major reichte dem Prinzen den Brief und sagte ihm, woher er kam.

„Ich empfehle Ihnen noch einmal die größte Wachsamkeit, Major Butler," sprach der Erzherzog, während er den Brief des mexicanischen Gesandten neben sich legte, ohne ihn zu öffnen. „Sie haften mir dafür, daß Sie den Grafen Franz bis an die Grenze bringen."

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Kaiserliche Hoheit."

„Ich vertraue auf Ihr Wort, denn ich weiß, was es werth ist. Wenn Sie es halten, haben Sie sich nur Glück zu wünschen... Sie reisen also um sechs Uhr ab... Lassen Sie sogleich alle Vorkehrungen treffen... Diesbach wird Ihnen das zur Reise erforderliche Geld geben."

Der Major verbeugte sich.

„Sagen Sie dem Obersten Heidelberg, er soll in einigen Augenblicken den Herrn Gesandten von Mexico und die Person, die ihn begleitet, einführen."

„Sehr wohl, Kaiserliche Hoheit."

Der Officier machte eine tiefe Verbeugung und ging hinaus.

Als der Prinz allein war, sagte er, langsam den Brief entsiegelnd, den man ihm übergeben hatte, zu sich selbst:

„Man muß diesen unglücklichen jungen Mann von seiner eigenen Tollheit retten ... Eine solche Heirath! .. es ist wahnsinnig ... Ich bin übrigens selbst wahnsinnig, daß ich mich einen Augenblick über die Folgen der tollen Leidenschaft von Franz beunruhigte, als hätte ich nicht jede Gewalt über ihn ... Nicht Zorn, sondern Mitleid muß mir sein Benehmen einflößen."

Unter diesen Betrachtungen hatte der Prinz den Brief entsiegelt und maschinenmäßig den Blick auf den Inhalt geworfen; plötzlich sprang er von seinem Stuhl auf; seine hochmüthigen Züge nahmen einen Ausdruck zorniger Entrüstung an, und er rief:

„Die Marquise von Miranda, dieses höllische Weib, das kürzlich erst in Bologna so großes Aergerniß und beinahe eine Revolution veranlaßt hat, indem es den unglücklichen Cardinal-Legaten dem Gezische, der Wuth einer ganzen, schon so schlecht gesinnten, Bevölkerung preisgab. Oh! unter keiner Bedingung werde ich dieses unwürdige Geschöpf empfangen."

Nachdem er so gesprochen, eilte der Prinz zu der Thüre, um Befehl zu geben, die Marquise nicht einzulassen.

Es war zu spät.

Die beiden Flügel wurden in diesem Augenblick vor ihr geöffnet, und sie erschien, begleitet von dem Gesandten von Mexico.

Das durch das Erstaunen des Erzherzogs, welches er indessen nicht bemerkte, veranlaßte Stillschweigen benützend, verbeugte sich der Diplomat tief und sprach:

„Ich darf wohl hoffen, daß Eure Kaiserliche Hoheit die Entschuldigung genehmigen wird, die ich brieflich in Betreff der von mir in meiner gestrigen Supplik unter-

lassenen wichtigen Förmlichkeit an sie gerichtet habe; denn ich hätte sollen den Namen der Person anführen, zu deren Gunsten ich um eine Audienz bei Eurer Kaiserlichen Hoheit nachsuchte; ich habe diese Unterlassung gut gemacht; es bleibt mir nur noch die Ehre, Eurer Kaiserlichen Hoheit die Frau Marquise von Miranda, die einen der bedeutendsten Namen unseres Landes führt, vorzustellen, und sie dem Wohlwollen Eurer Kaiserlichen Hoheit zu empfehlen."

Der Diplomat, der das verlängerte Stillschweigen des Erzherzogs für eine Entlassung hielt, verbeugte sich ehrfurchtsvoll und ging ärgerlich über einen so eisigen Empfang weg.

Magdalena und der Erzherzog blieben allein.

Die Marquise war ihrer Gewohnheit gemäß eben so einfach, eben so weit, als am Tage vorher gekleidet; nur, war es Zufall, war es Berechnung, verzierte an diesem Tag ein Schleierchen von genähten englischen Spitzen ihre Capote von weißem Crepe und verbarg beinahe gänzlich ihr Gesicht.

Der Prinz, an dessen Sitten sowohl die militärische Härte, als die religiöse Strenge Theil hatten, (seine Liebe für die Mutter von Franz war seine erste und einzige Jugendverirrung gewesen), der Prinz betrachtete mit einer Art von ängstlicher Abneigung diese Frau, die in seinen Augen die tiefste, gefährlichste Verdorbenheit symbolisirte; denn das öffentliche Gerücht beschuldigte die Marquise, sie greife durch ihre Verführungen vorzugsweise mit den imposantesten und heiligsten Charakteren geschmückte Personen an, und dann hatte das allenthalben verbreitete Abenteuer mit dem Cardinal-Legaten (aus dem absolutistischen und religiösen Gesichtspunkt des Erzherzogs betrachtet) so beklagenswerthe Folgen gehabt, daß ein Gefühl politischer Rachgier noch seinen Haß gegen Magdalena vermehrte; obgleich kalte, höfliche Würde Gewohnheit seines Wesens war, gedachte er doch Anfangs den lästigen Besuch ungeschlacht wegzuschicken, oder sich, ohne ein Wort zu sprechen, verächtlich in ein anstoßendes Zimmer zurückzuziehen.

Aber die Begierde, endlich die Frau zu sehen, über welche so viele seltsame Gerüchte im Umlauf waren, und besonders das Verlangen, sie so hart zu behandeln, als sie es seiner Ansicht nach verdiente, brachten den Prinzen wieder von seinem Entschluß ab; er blieb also; doch statt Magdalena, die ihn durch ihren beständig herabgelassenen Schleier aufmerksam anschaute, einen Stuhl zu bieten, lehnte sich der Erzherzog viereckig an den Kamin an, kreuzte die Arme und maß, den Kopf zurückgeworfen, die Augenbrauen herrisch hinaufgezogen, die Bittstellerin mit dem ganzen Trotz seines souverainen Hochmuths, verschloß sich in ein eisiges Stillschweigen und sagte zu Magdalena nicht ein Wort der Ermuthigung oder der herkömmlichen Höflichkeit.

Gewohnt, eine ganz andere Wirkung hervorzubringen, und, ihrer unbewußt vielleicht, der Einschüchterung unterliegend, welche die erhabene Abstammung ausübt, besonders wenn sie sich unter einem anmaßenden, hoffärtigen Aeußeren offenbart, durch den niederbeugenden Empfang aus der Fassung gebracht, fühlte die Marquise diesen um so mehr, als sie auf die Artigkeit des Prinzen gehofft hatte.

Da es sich indessen für sie um heilige Interessen handelte, und da sie beherzt war, so bezwang sie die Bewegung in ihrem Innern und entschloß sich, wie das in Mexico naturalisirte spanische Sprüchwort sagt, muthig den Stier bei den Hörnern zu fassen.. Sie setzte sich nachläßig in ein Fauteuil und sagte zu dem Prinzen mit der lächelndsten, ungezwungensten Miene der Welt:

„Kaiserliche Hoheit, ich komme, um Sie ganz einfach um zweierlei zu bitten: das Eine ist beinahe unmöglich, das Zweite ist ganz unmöglich.“

Der Erzherzog war verwirrt; sein souverainer Rang, der Hochmuth, die Härte seines Charakters, seine unbeugsame Strenge hinsichtlich der bei den nordischen Höfen noch so mächtigen Etiquette hatten ihn so sehr daran gewöhnt, die Frauen seiner Person sich nur mit der unterthänigsten Ehrfurcht nähern zu sehen, daß man sich den-

ken kann, wie er von der vertraulichen Leichtigkeit von Magdalena verblüfft war, welche also fortfuhr:

„Sie antworten nicht? Wie soll ich das Stillschweigen Eurer Hoheit auslegen? Ist es Nachdenken?... Ist es Schüchternheit?... Ist es Einwilligung?... Sollte es endlich Unhöflichkeit sein?... Unhöflichkeit? nein... ich kann das nicht glauben. Die Sklaven, wenn sie den Boden Frankreichs berühren, werden frei, und die am wenigsten galanten Männer werden äußerst artig."

Beinahe betäubt durch das Erstaunen und den Zorn, den bei ihm diese vermessenen Worte verursachten, blieb der Prinz stumm.

Die Marquise sprach lächelnd weiter:

„Nichts?... nicht ein Wort? Ah! was bedeutet diese verlängerte Stummheit! Ich wiederhole, Hoheit, ist es Ueberlegung, so überlegen Sie... Ist es Schüchternheit? überwinden Sie dieselbe... Ist es Unhöflichkeit? erinnern Sie sich, daß wir in Frankreich sind, und daß ich eine Frau bin. Darf ich im Gegentheil Ihr Stillschweigen als eine blinde Genehmigung dessen, um was ich Sie bitten will, betrachten? dann sagen Sie es mir sogleich... damit ich Ihnen mittheilen kann, welche Gnaden es sind, die Sie mir so huldreich zum Voraus bewilligen, und wofür ich Ihnen sodann herzlich danken werde."

Nach diesen Worten zog Magdalena ihren Handschuh aus und reichte dem Erzherzog ihre Hand.

Diese ganz kleine, weiße, zarte bewegliche, azurgeaderte Hand, deren verlängerte Nägel rosenfarbigen Müschelchen glichen, erregte unwillkührlich die Aufmerksamkeit des Prinzen; in seinem Leben hatte er keine ähnliche Hand gesehen; bald aber beschämt, empört darüber, daß er sich einer solchen Bemerkung in einem solchen Augenblick hingegeben hatte, stieg ihm die Röthe der Entrüstung zur Stirne, und er suchte ein herrisch verächtliches, verletzendes Wort, um mit einem Keulenschlag diese Vermessene

niederzuschmettern, deren Uebermuth schon zu lange für die erzherzogliche Würde gedauert hatte.

Zum Unglück war der Prinz mehr gewohnt, seine Truppen zu commandiren oder die Huldigungen seiner Höflinge in Empfang zu nehmen, als plötzlich niederschmetternde Worte zu finden, besonders wenn es sich darum handelte, eine junge und schöne Frau niederzuschmettern; er suchte indessen . . .

Dieses durchlauchtigste Nachdenken gab Magdalena Zeit, ihre kleine Hand unter ihre weiten Aermel zurückzuziehen und mit einem boshaften Lächeln zu dem Prinzen zu sagen:

„Es unterliegt keinem Zweifel mehr, das Stillschweigen Eurer Hoheit ist Schüchternheit. . . und zwar deutsche Schüchternheit! . . Ich kenne das. Nach der Schüchternheit der Gelehrten ist dies das Unüberwindlichste und folglich das Achtbarste; doch Alles hat seine Grenzen;. . . fassen Sie sich, Hoheit; ich habe doch, wie ich glaube, nichts Ehrfurcht Einflößendes an mir,“ fügte die Marquise bei, ohne noch den Schleier aufzuheben, der ihr Gesicht verbarg.

Der Erzherzog hatte Unglück; trotz seines guten Willens fand er sein niederschmetterndes Wort nicht; doch er fühlte, wie lächerlich seine Stellung wurde, und rief:

„Madame, ich weiß nicht, wie Sie es haben wagen können, hier zu erscheinen.“

„Ich bin mit Ihrer Bewilligung erschienen, Hoheit.“

„Als ich Ihnen gestern eine Audienz bewilligte, wußte ich Ihren Namen nicht.“

„Und was hat Ihnen denn mein Name gethan?“

„Ihr Name, Madame? Ihr Name?“

„Ja, Hoheit.“

„Ihr Name war das Aergerniß von Deutschland... Sie haben den religiösesten, den spiritualistischsten von unseren Dichtern zum Heiden, zum Götzenanbeter, zum Materialisten gemacht.“

„Ah!" erwiederte Magdalena mit dem treuherzigen Tone eines Landmädchens, „das ist nicht meine Schuld."

„Es ist nicht Ihre Schuld?"

„Und dann ... worin liegt denn das große Uebel, Hoheit! Ihr religiöser Dichter machte mittelmäßige Verse ... zu dieser Stunde macht er vortreffliche."

„Sie sind darum nur um so gefährlicher, Madame ... und seine Seele? ... seine Seele?"

„Seine Seele ist in seine Verse übergegangen, Hoheit; sie ist nun zweifach unsterblich."

„Und der Cardinal-Legat, Madame!"

„Hoheit, Sie werfen mir wenigstens nicht vor, ich habe auf die Seele von diesem gewirkt ... er hatte keine."

„Wie! Madame, haben Sie nicht den heiligen Charakter dieses Kirchenfürsten, dieses bis dahin so strengen Priesters, dieses Staatsmanns entwürdigt, der zwanzig Jahre lang der Schrecken der Gottlosen und der Revolutionäre gewesen war! Haben Sie ihn nicht der Verachtung, dem Haß der schlechten Leute preisgegeben ... denn ohne eine unverhoffte Hülfe hätte man ihn niedergemetzelt; waren Sie endlich nicht auf dem Punkt, eine Empörung in Bologna zu bewerkstelligen!"

„Ah! Hoheit, Sie schmeicheln mir."

„Und Sie wagen es, bei einem Fürsten zu erscheinen, der ein so großes Interesse dabei hat, daß Deutschland und Italien ruhig und unterwürfig bleiben! Sie wagen es, mich zu bitten ... um was? um Dinge, die, wie Sie selbst sagen, unmöglich oder beinahe unmöglich sind? Und in welchem Ton thun Sie diese unbegreifliche Bitte? in einem vertraulichen, spöttischen Ton, als wären Sie sicher, Alles von mir zu erlangen ... Sie irren sich, Madame, Sie irren sich! ich gleiche, das sage ich Ihnen zum Voraus, weder dem Dichter Moser Hartmann, noch dem Cardinal-Legaten, noch so vielen Anderen, welche Sie behext haben sollen; man muß in der That zweifeln, ob man schläft oder wacht! Aber wer sind Sie denn, Madame, daß Sie sich über allen Respect,

über alle Pflichten gestellt glauben, um es zu wagen, mich als Ihres Gleichen zu behandeln, mich, dem sich die Prinzessinnen von königlicher Familie nur mit Ehrfurcht nähern?"

„Ach! Hoheit, ich bin nur eine arme Frau," antwortete Magdalena.

Und sie warf ihren Schleier zurück, der, bis dahin niedergelassen, ihr Gesicht den Blicken des Erzherzogs entzogen hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Fortgerissen durch die Heftigkeit seines Zorns und seiner Entrüstung, hatte sich der Prinz, während er sprach, allmälig der Marquise genähert, welche immer nachläßig in ihrem Lehnstuhl saß.

Als diese, den Kopf leicht rückwärts werfend, ihren Schleier aufgehoben hatte, um ihre Augen auf die des Prinzen heften zu können, blieb er unbeweglich und war von jener Mischung von Erstaunen, Bewunderung und unwillkührlicher Unruhe erfaßt, welche beinahe Jedermann beim Anblick dieses reizenden Gesichtes empfand, dem ihr bleicher Taint, ihre großen azurblauen Augen, ihre schwarzen Augenbrauen und ihre blonden Haare einen so seltsamen Reiz verliehen.

Diesem tiefen Eindruck, dem der Prinz unterlag, war auch Charles Dutertre, trotz seiner Liebe für seine Frau, obgleich furchtbar beklommen durch den Ruin, der ihm drohte, unterlegen.

Einige Secunden lang blieb der Erzherzog gleichsam

unter dem Zauber dieses starren, durchdringenden Blickes, in welchem die Marquise die ganze Anziehungskraft, die ganze Lebenselectricität, die in ihr war, zusammenzudrängen sich bemühte, um sie in die Augen des Prinzen abzuschießen, denn das Wurfgeschoß des Blickes von Magdalena war, so zu sagen, wechselnd und hatte, wenn man sich so ausdrücken darf, seine Pulsschläge; bei jedem dieser Pulsschläge, dessen Gegenschlag er körperlich zu fühlen schien, bebte auch der Erzherzog unwillkührlich; sein eisiger Trotz schien hinzuschmelzen wie der Schnee in der Sonne; seine hochmüthige Haltung wurde geschmeidig; seine stolze Physiognomie drückte eine unbeschreibliche Unruhe aus.

Plötzlich ließ Magdalena ihren Schleier wieder über ihr Gesicht herabfallen, neigte das Haupt und suchte wo möglich noch mehr unter den weiten Falten ihrer Mantille und ihres schleppenden Kleides zu verschwinden, das völlig ihren kleinen Fuß verbarg, wie ihre weiten Aermel ihre reizende Hand verbargen, die sie vertraulich dem Prinzen gereicht hatte; dieser hatte daher nur noch eine unbestimmte, keusch verschleierte Form vor sich.

Die herausforderndste, die frechst entblößte Coquetterie wäre Aufrichtigkeit gegen diese geheimnißvolle Zurückhaltung gewesen, die, den Blicken Alles, bis auf die Spitze des Fußes, bis auf die Spitze der Finger entziehend, durchaus nichts von der Person zu erblicken gestattete, aber der Einbildungskraft das Feld frei ließ, und diese mußte sich entzünden bei der Erinnerung an die seltsamen Erzählungen, die über die Marquise im Umlauf waren.

Als das Gesicht von Magdalena abermals unter ihrem Schleier verschwand, gewann der Prinz, befreit von der Beklemmung, der er unwillkührlich unterlegen, wieder seine Kaltblütigkeit, machte sich seine Schwäche heftig zum Vorwurf und war bemüht, um sich vor jeder gefährlichen Hinreißung zu schützen, an die beklagenswerthen Abenteuer zu denken, die den Beweis für den un=

seligen Einfluß dieser Frau auf lange Zeit unbeugsame oder unerbittliche Männer lieferten.

Aber. ach! der Fall oder die Umwandlung dieser Männer führte nothwendig die Ideen des Prinzen auf die Marquise und ihren unwiderstehlichen Einfluß zurück; er fühlte die ernste, dräuende Gefahr; doch bekanntlich besitzt die Gefahr zuweilen die Anziehungskraft des Abgrunds.

Vergebens sagte sich der Prinz, um sich zu beruhigen, daß er, von einer phlegmatischen Natur, bis zur Reife des Alters gelangt sei, ohne der Herrschaft der ungestümen Leidenschaften, die den Menschen entarten, zu unterliegen. Vergebens sagte er sich auch, er sei Prinz von kaiserlichem Geblüt, er sei es der souverainen Würde seines Ranges schuldig, sich nicht zu schmählichen Hinreißungen zu erniedrigen; mit einem Wort, der Erzherzog philosophirte vortrefflich, jedoch gerade mit demselben Nutzen, mit dem ein Mensch, der sich zu seinem Schrecken einen jähen Abhang hinabrollen sähe, alles Ernstes über die kostbaren Vortheile der Stabilität philosophiren würde.

Leider braucht man Zeilen, Sätze, Seiten, um Eindrücke so augenblücklich wie der Gedanke begreiflich zu machen, denn Alles, was wir so ausführlich seit dem Augenblick, wo Magdalena ihren Schleier aufgeschlagen, bis zu dem Augenblick, wo sie ihn wieder niedergelassen, beschrieben haben, war in wenigen Secunden vorgegangen, und während der Erzherzog sich ausschalt, suchte er, seiner unbewußt ohne Zweifel (so sehr trennte die Philosophie seinen Geist von der Materie), suchte er, sagen wir, noch einmal die Züge von Magdalena durch den Spitzenschleier, der sie verbarg, zu erschauen.

„Ich sagte Ihnen, Hoheit," fuhr die Marquise fort, indem sie beständig ihren Kopf unter dem gierigen, unruhigen Blick des Erzherzogs gesenkt hielt: „ich sagte Ihnen also, ich sei eine arme Wittwe, die mehr werth ist, als ihr Ruf, und wahrhaftig . . . Ihre Strenge nicht verdient."

„Madame...“

„Oh! ich mache Ihnen deshalb keinen Vorwurf, Hoheit... Sie mußten, wie so viele Andere, an gewisse Gerüchte glauben.“

„Gerüchte, Madame,“ rief der Erzherzog, der zu seiner Freude in seiner Seele seinen ersten Zorn wiedererwachen fühlte, „Gerüchte... nicht wahr, es war ein leeres Gerücht, die ärgerliche Abtrünnigkeit des Dichters Moser Hartmann?“

„Was Sie seine Abtrünnigkeit nennen, ist eine Thatsache, Hoheit... wohl!.. doch...“

„Es ist auch vielleicht ein leeres Gerücht!“ fuhr heftig der Erzherzog Magdalena unterbrechend fort, „die Erniedrigung des Cardinal-Legaten.“

„Das ist abermals eine Thatsache, Hoheit, wohl!.. doch...“

„Sie gestehen also selbst, Madame, daß...“

„Ich bitte, Hoheit, hören Sie mich... Ich heiße Magdalena... das ist der Name einer großen Sünderin... wie Sie wissen.“

„Es wurde ihr vergeben, Madame.“

„Ja, weil sie viel... geliebt hatte. Glauben Sie mir indessen, ich habe nicht eine Entschuldigung... oder ein Beispiel in dem Leben der Liebe meiner heiligen Patronin zu suchen... nein, nein... durchaus nicht, Hoheit. Das scheint Sie in Erstaunen zu setzen. Um mich ganz begreiflich zu machen, was ziemlich schwierig ist, werde ich genöthigt sein, auf die Gefahr, für eine Pedantin zu gelten, an die classischen Erinnerungen Eurer Hoheit zu appelliren.“

„Was wollen Sie damit sagen, Madame?“

„Etwas sehr Bizarres; doch die Schärfe Ihrer Vorwürfe und andere Gründe nöthigen mich zu einem Geständniß... oder vielmehr zu einer sehr sonderbaren Rechtfertigung.“

„Madame... erklären Sie sich.“

„Sie wissen, Hoheit, unter welcher Bedingung man in Rom die Priesterin der Vesta wählte."

„Gewiß, Madame," antwortete der Prinz mit einer schamhaften Röthe. Und er fügte treuherzig bei:

„Doch ich weiß nicht, welche Beziehung . . ."

„Nun wohl! Hoheit," sprach Magdalena lächelnd, „wenn wir in Rom unter der Herrschaft der Cäsaren wären, so hätte ich alle mögliche, alle erdenkliche Rechte, das heilige Feuer auf dem Altar der keuschen Göttin zu unterhalten . . . mit einem Wort, ich bin Wittwe, ohne je verheirathet gewesen zu sein; denn mein Verwandter und Wohlthäter, der Marquis von Miranda, starb bei meiner Rückkehr von Europa . . . und er hat mich auf seinem Sterbebette geehlicht, um mir seinen Namen und sein Vermögen zu hinterlassen."

Der Ausdruck der Wahrheit ist unwiderstehlich, der Prinz glaubte den Worten von Magdalena, trotz des Erstaunens, das bei ihm diese den Gerüchten von Abenteuern und Galanterie, welche über die Marquise im Umlauf waren, so ganz entgegengesetzte Offenbarung verursachte.

Das Erstaunen des Prinzen vermischte sich bald mit einer verworrenen Zufriedenheit, über die er sich keine Rechenschaft gab; da er indessen in eine Falle zu gerathen befürchtete, sagte er, nicht mehr mit Heftigkeit, sondern mit einer schmerzlichen Vorhaltung:

„Das heißt zu sehr auf meine Leichtgläubigkeit zählen, Madame . . . wie! während Sie mir vorhin noch gestanden, daß . . ."

„Verzeihen Sie, Hoheit, machen Sie mir das Vergnügen, mir einige Fragen zu beantworten."

„Sprechen Sie, Madame."

„Sie haben sicherlich ganz das muthige Aeußere eines Kriegsmanns, Hoheit, und als ich Sie in Wien auf Ihrem schönen Schlachtroß, gefolgt von Ihren Adjutanten, stolz durch den Prater reiten sah, sagte ich oft zu mir selbst: das ist für mich der Typus des Heerführers,

des Mannes, der geschaffen ist, die Soldaten zu befehligen."

„Sie haben mich in Wien gesehen?" fragte der Erzherzog, dessen rauhe Stimme sich allmälig milderte, „Sie haben mich bemerkt?"

„Zum Glück wußten Sie es nicht, Hoheit, nicht wahr, Sie hätten mich sonst verbannen lassen?"

„Ich befürchte es," antwortete der Prinz lächelnd.

„Ah! das ist Galanterie. So liebe ich Sie mehr; ich sagte also, Sie haben das Aeußere eines muthigen Kriegsmanns, und Sie entsprechen diesem Aeußeren. Sie werden mir indessen zugestehen, daß das martialischste Aussehen einen Feigherzigen verbergen kann?"

„Wem sagen Sie das, Madame? es stand unter meinen Befehlen ein Generalmajor, der das wildeste, ungeschlachteste Gesicht hatte, das man sich denken konnte, und dieser war ein Erzhasenherz."

„Sie werden mir auch zugestehen, Hoheit, daß zuweilen die schwächlichste Hülle einen Helden verbergen kann."

„Gewiß, Friedrich der Große, der Prinz Eugen siegten nicht durch ihr Aeußeres."

„Ach! Hoheit, ich siege gerade im Gegensatz mit diesen großen Männern durch mein Aeußeres."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ei! mein Gott ja... ich bin wie der Feigling, der durch seine barsche Miene alle Welt zittern macht und in seinem Innern mehr zittert, als die Furchtsamsten von denjenigen, welche er einschüchtert. Mit einem Wort, ich flöße oft unwillkührlich das ein, was ich nicht empfinde; stellen Sie sich eine arme Eisscholle vor, welche ganz darüber erstaunt ist, daß sie Feuer und Brand um sich her verbreitet! Ich wäre auch zuweilen so anmaßend, mich für ein Phänomen zu halten, erinnerte ich mich nicht, daß die so schönen, so frischen, so schmackhaften, so duftenden Früchte meiner Heimath einen wüthenden Appetit bei mir erregten, ohne im Geringsten den schönen Appetit, den sie mir verliehen, zu theilen, ohne daß sie das leichteste

Verlangen hegten, verzehrt zu werden. So ist es mit mir: es scheint, daß ich, hiebei eben so unschuldig, als die Früchte meiner Heimath, in gewisser Hinsicht einen Wehrwolfshunger verleihe ... ich, die ich von einer klösterlichen Mäßigkeit bin. Ich habe mich auch entschlossen, nicht mehr über den Einfluß zu erstaunen, den ich unwillkührlich ausübe; da indessen diese Thätigkeit mächtig ist, insofern sie eine der heftigsten Leidenschaften des Menschen in's Spiel setzt, so suche ich zuweilen den bestmöglichen Nutzen aus meinen Opfern zu ziehen, sei es für sie selbst, sei es für Andere, und dies, das schwöre ich Ihnen, ohne Betrug, ohne Coquetterie, ohne Versprechungen. „„Ich brenne für Sie,““ sagt man zu mir. „„Gut, brennen Sie für mich... vielleicht wird die Hitze Ihres Feuers mein Eis schmelzen machen ... vielleicht verbirgt sich die Lava in mir unter dem Schnee... Brennen Sie also... machen Sie, daß Ihre Flamme mich ergreift... mir ist es ganz lieb ... denn ich bin frei wie die Luft und zwanzig Jahre alt.““

Während sie diese Worte sprach, erhob Magdalena den Kopf, schlug ihren Schleier zurück und schaute den Erzherzog fest an.

Die Marquise sprach die Wahrheit, denn ihre Leidenschaft für ihren blonden Erzengel, über den sie sich mit Sophie Dutertre unterhalten, hatte bis dahin nichts Irdisches gehabt.

Der Prinz glaubte Magdalena einmal, weil die Wahrheit beinahe immer die Ueberzeugung in sich trägt, sodann, weil er sich glücklich fühlte, den Worten der jungen Frau Glauben zu schenken; er erröthete weniger, sich den raschen, tiefen Eindruck zu gestehen, den dieses seltsame Geschöpf auf ihn hervorbrachte, wenn er sich sagte, sie wäre im Ganzen würdig gewesen, das heilige Feuer der Vesta zu unterhalten; der Unvorsichtige schlürfte auch, seine Augen auf die von Magdalena geheftet, mit Muße den Zaubertrank, indem er sie mit einer leidenschaftlichen Begierde betrachtete.

Magdalena fuhr lächelnd fort:

„In diesem Augenblick, Hoheit, richten Sie eine Frage an sich, die ich mir oft vorlege.“

„Nun?“

„Sie fragen sich (um wie eine Romanze der alten Zeit zu sprechen): wer ist der, welcher seine Flamme mich wird theilen lassen?.. Nun, ich wäre auch sehr neugierig, die Zukunft in dieser Hinsicht zu ergründen.“

„Diese Zukunft hängt doch von Ihnen ab . . .“

„Nein, Hoheit; soll eine Leier tönen, so muß man sie vibriren lassen.“

„Und dieser glückliche Sterbliche, wer wird es sein?“

„Mein Gott! wer weiß? vielleicht Sie, Hoheit.“

„Ich . . .“ rief der Prinz, geblendet, entzückt, „ich!“

„Ich sage: vielleicht.“

„Oh! was müßte man thun?“

„Mir gefallen.“

„Und zu diesem Ende?“

„Hören Sie, Hoheit.“

„Ich bitte Sie, nennen Sie mich nicht Hoheit, das ist zu ceremoniös.“

„Oh! oh! Hoheit... es ist eine große Gunst für einen Prinzen, vertraulich behandelt zu werden, er muß sie verdienen. Sie fragen mich, was man zu thun habe, um mir zu gefallen? Ich will Ihnen, nicht ein Beispiel, sondern eine Thatsache anführen: der Dichter Moser Hartmann, dessen Abtrünnigkeit ich, wie Sie sagen, veranlaßt, hat die seltsamste Liebeserklärung an mich gerichtet. Eines Tags trifft er mich bei einer gemeinschaftlichen Freundin, schaut mich lange an und sagt endlich mit einer zugleich ängstlichen und zornigen Miene zu mir: „„Madame, für die Ruhe des Spiritualismus müßte man Sie lebendig begraben.““ Und er geht weg. Doch am andern Tag kommt er zu mir, wahnsinnig verliebt, von einer ebenso raschen, ebenso neuen, als brennenden Leidenschaft ergriffen, wie er sagt. „„Brennen Sie,““ er-

wiedere ich, „„aber hören Sie den Rath einer Freundin; die Leidenschaft verzehrt Sie . . . sie ergieße sich in Ihre Verse. Werden Sie ein großer Dichter, und Ihr Ruhm wird mich vielleicht berauschen.““

„Und die Berauschung ist nicht bei Ihnen gekommen?“ fragte der Prinz.

„Nein... aber der Ruhm ist meinem Verliebten geblieben, um sich zu trösten; und ein Dichter tröstet sich über Alles mit dem Ruhm . . . Nun, Hoheit, habe ich meinen Einfluß gut oder schlecht angewendet?“

Plötzlich bebte der Herzog.

Ein schmerzlicher Argwohn schnürte ihm das Herz zusammen; doch diese peinliche Bangigkeit verbergend, sagte er zu Magdalena, indem er zu lächeln suchte:

„Madame, Ihr Abenteuer mit dem Cardinal-Legaten hatte kein so glückliches Ende für sich: was ist ihm geblieben, um sich zu trösten?“

„Es bleibt ihm das Bewußtsein, von seiner Gegenwart ein Land befreit zu haben, das ihn verabscheute,“ antwortete Magdalena heiter; „ist das nichts, Hoheit?“

„Unter uns gesprochen, Madame: welches Interesse hatten Sie, diesen Mann zum Opfer eines so furchtbaren Aergernisses zu machen?“

„Wie, welches Interesse? Hoheit! Das, einen schändlichen Heuchler zu entlarven, ihn aus einer Stadt verjagen zu machen, die er bedrückte, ihn endlich mit Schmach und Verachtung zu bedecken. „„Ich glaube an Ihre Leidenschaft,““ sagte ich zu ihm, „„und ich werde sie vielleicht theilen, wenn sie sich als Pandur verkleiden, um mit mir dem Ball auf dem Rialto beizuwohnen, mein lieber Cardinal; dies mag von mir eine bizarre, wahnsinnige Laune sein, doch es ist meine Bedingung . . . und wer wird Sie übrigens unter der Maske erkennen?““ Diesem abscheulichen Priester war der Kopf verdreht, er willigte ein, und ich richtete ihn zu Grunde.“

„Und mich . . . mich werden Sie nicht zu Grunde richten, wie den Cardinal-Legaten, Madame!!“ rief der

Erzherzog, indem er aufstand und sich auf's Aeußerste anstrengte, um den Zauber zu brechen, dessen unwiderstehliche Macht er schon fühlte. „Ich sehe die Falle ... ich habe Feinde ... Sie wollen mich durch Ihre hinterlistige Verführung zu einem gefährlichen Schritt verleiten, und mich sodann ebenfalls der Verachtung und dem Hohn, den meine Schwäche verdienen würde, preisgeben ... Aber, Gott sei gelobt! er öffnet mir die Augen zu rechter Zeit. Schauernd erkenne ich es, das teuflische Blendwerk, das mich des Gebrauchs meiner Vernunft beraubte, war nicht einmal Liebe, nein, ich gab der plumpsten, der gemeinsten Leidenschaft nach, die den Menschen zum Thiere erniedrigen kann, der Leidenschaft, die ich zu meiner und zu Ihrer Schande laut nennen will, Madame, der Unkeuschheit!!!"

Magdalena zuckte die Achseln, lachte mit einer spöttischen Miene, stand auf, ging gerade auf den Prinzen zu, der in seiner Aufregung bis an den Kamin zurückgewichen war, nahm ihn zart bei der Hand und führte ihn auf den Sitz an ihrer Seite zurück, ohne daß er die Kraft hatte, dieser sanften Gewalt zu widerstehen.

„Haben Sie die Güte, mich anzuhören," sprach Magdalena, „ich habe Ihnen nur noch ein paar Worte zu sagen, und dann werden Sie in Ihrem Leben die Marquise von Miranda nicht wiedersehen."

Sechzehntes Kapitel.

Als die Marquise den Erzherzog neben sich sitzen gemacht hatte, sprach sie:

„Hören Sie, Hoheit, ich bin offenherzig, dergestalt offenherzig, daß ich Sie herausfordere, mir nicht zu glauben ... Ich

bin in der Hoffnung, Ihnen den Kopf zu verdrehen, hieher gekommen."

„Sie gestehen es also!" rief der Prinz erstaunt.

„Vollkommen... hätte ich dieses Ziel erreicht, so wollte ich von meiner Herrschaft über Sie Gebrauch machen, um, wie ich am Anfang dieses Gesprächs gesagt habe, zwei Dinge zu erlangen, von denen das eine als beinahe unmöglich, das andere als gänzlich unmöglich zu betrachten ist..."

„Sie hatten Recht, mich herauszufordern, Ihnen nicht zu glauben," erwiederte der Prinz mit einem gezwungenen Lächeln, „ich glaube Ihnen."

„Die zwei Acte, die ich von Ihnen verlangen wollte, waren groß, edel, hochherzig; Sie hätten Ihnen Liebe und Achtung erworben. Es war fern von mir, daß ich meine Herrschaft über Sie zu Bösem oder zu Unwürdigem benützen wollte, wie Sie vermuthen."

„Aber, Madame, um was handelt es sich denn?"

„Zuerst um einen Act der Milde oder vielmehr der Gerechtigkeit, der Ihnen eine Menge von Herzen in der Lombardei zuwenden würde... ich meine die volle Begnadigung des Obersten Pernetti."

Der Prinz fuhr von seinem Stuhl auf und rief:

„Nie... Madame... nie."

„Die volle Begnadigung des Obersten Pernetti, eines der verehrtesten Männer von ganz Italien," fuhr Magdalena fort, ohne auf die Unterbrechung des Erzherzogs Rücksicht zu nehmen. „Der gerechte Stolz dieses Mannes von Herz wird ihn stets abhalten, die geringste Milderung seines Unglücks bei Ihnen nachzusuchen, aber Sie kommen ihm edelmüthig entgegen, und seine Dankbarkeit wird Ihnen seine Ergebenheit sichern."

„Ich wiederhole Ihnen, Madame, daß sich hohe politische Gründe Ihrem Verlangen entgegenstellen... Es ist unmöglich, ganz und gar unmöglich."

„Wohl verstanden, ich habe selbst damit angefangen, daß ich Ihnen dies sagte, Hoheit. Was die andere Sache

betrifft, die ohne Zweifel noch viel unmöglicher ist, so handelt es sich ganz einfach um Ihre Einwilligung zur Heirath eines jungen Mannes, den Sie aufgezogen haben ..."

„Ich!" rief der Erzherzog, als ob er kaum seinen Ohren traute, „ich soll meine Einwilligung zu der Heirath des Grafen Franz geben?"

„Ich weiß nicht, ob er Graf ist, ich weiß nur, daß er Franz heißt, wie mir diesen Morgen Fräulein Antonine Hubert, ein Engel an Sanftmuth und Schönheit, gesagt hat, Antonine, die ich ganz klein geliebt, und für die ich die Zärtlichkeit zugleich einer Mutter und einer Schwester hege."

„Madame, binnen drei Stunden wird der Graf Franz Paris verlassen haben... das ist meine Antwort."

„Mein Gott, Hoheit ... dies Alles ist unmöglich, durchaus unmöglich . . . ich wiederhole . . . es ist abgemacht..."

„Warum fordern Sie es dann von mir, Madame?"

„Ei! Hoheit, um es zu erlangen."

„Wie, Sie hoffen noch, trotz dessen, was ich Ihnen gesagt habe?"

„Ich habe diese Keckheit."

„Ein solches Vertrauen ..."

„Ist sehr bescheiden... denn ich rechne nicht auf meine Gegenwart."

„Worauf rechnen Sie denn, Madame?"

„Auf meine Abwesenheit."

„Auf Ihre Abwesenheit?"

„Auf die Erinnerung an mich, wenn Sie lieber wollen."

„Sie reisen ab," sprach rasch der Prinz, ohne seinen Aerger, sein Bedauern verbergen zu können, „Sie reisen schon ab."

„Es ist dies mein einziges und letztes Mittel, um Sie zum Nachgeben zu bewegen."

„Aber, Madame..."

„Hören Sie, Hoheit, soll ich Ihnen sagen, was geschehen wird?"

„Sprechen Sie, Madame."

„Ich werde Sie verlassen ... Sie werden Anfangs um eine große Last erleichtert sein; meine Gegenwart wird Sie nicht mehr mit allen Arten von Versuchungen belagern, die ihren Reiz und ihre Pein haben; Sie werden mich ganz und gar aus Ihrem Geist vertreiben ... Leider werde ich ihn allmälig und gegen Ihren Willen abermals einnehmen; meine geheimnißvolle, verschleierte Gestalt wird Ihnen überallhin folgen, Sie werden noch viel mehr das fühlen, was wenig Platonisches in Ihrer Neigung für mich liegt, und diese Gefühle werden nur um so aufreizender, hartnäckiger sein. Morgen, übermorgen vielleicht, werde ich bei näherer Ueberlegung im Ganzen edle, hochherzige Acte von Ihnen verlangt zu haben, Sie werden meine Abreise bitter beklagen, Sie werden mich zurückrufen, aber es wird zu spät sein, Hoheit."

„Zu spät?"

„Zu spät für Sie, nicht für mich. Ich habe es mir in den Kopf gesetzt, der Oberste Pernetti werde begnadigt werden und Herr Franz werde Antonine heirathen. Sie begreifen, Hoheit, daß das sein müßte."

„Wider meinen Willen?"

„Wider Ihren Willen.

„Das ist ein wenig stark,"

„Es ist so ... Denn sehen Sie, Hoheit ... um Ihnen nicht von Thatsachen zu sprechen, die Sie nicht kennen, wenn man den Cardinal-Legaten dahin zu bringen wußte, daß er als Pandur verkleidet auf einen Maskenball ging, wenn man einen großen Dichter unter der Wärme eines Blicks sich erschließen zu machen verstand, wenn man einen Mann, wie Sie, (ich gestehe es in Demuth, in der ganz weltlichen Bedeutung des Wortes) verliebt zu machen vermochte, Hoheit, so vermag man offenbar noch etwas Anderes. Nicht wahr, Sie zwingen den armen Franz, von Paris abzureisen ... doch der Weg ist

weiter und ehe er außerhalb Frankreich ist, habe ich zwei Tage vor mir... Ein wenig Verzug in der Begnadigung des Obersten Pernetti wird nichts für ihn sein, und im Ganzen hängt seine Begnadigung nur von Ihnen allein ab, Hoheit. Sie vermögen sich nicht einzubilden, wie weit der Widerprall der Einflüsse reichen kann, und Gott sei Dank, hier in Frankreich habe ich jedes Mittel und jede Freiheit, zu wirken... Sie wollen also den Krieg, Hoheit... gut, es sei Krieg. Ich reise ab und lasse Sie schon verwundet, das heißt verliebt zurück. Ei! mein Gott! (obschon ich mit Recht auf diesen Sieg stolz sein kann) nicht aus Eitelkeit bestehe ich auf dem plötzlichen Eindruck, den ich auf Sie gemacht habe; denn in der That, ich bin bei dem Allem nicht mit der geringsten Coquetterie zu Werke gegangen; beinahe immer hatte ich meinen Schleier niedergelassen und ich bin als eine wahre Großmutter gekleidet... Gott befohlen, Hoheit, werden Sie mir wenigstens die Gnade erzeigen, mich bis an die Thüre Ihres ersten Salon zu begleiten?... Der Krieg hindert nicht, höflich zu sein."

Der Erzherzog befand sich in einer unaussprechlichen Bangigkeit; er fühlte, daß Magdalena die Wahrheit sprach; denn schon empfand er bei dem Gedanken allein, sie vielleicht für immer sich entfernen zu sehen, einen wahren Kummer, denn indem er bedachte, daß, wenn der Zauber, die seltene und beinahe unwiderstehliche Anziehungskraft dieser Frau mächtig auf ihn wirkten, der sich aus mancherlei Gründen vor einem solchen Einfluß hätte geschützt glauben müssen, viele Andere dieser Herrschaft weichen dürften, erfaßte ihn eine unbestimmte, aber bittere und grimmige Eifersucht, und dennoch konnte er sich nicht entschließen, die Gnade, die man von ihm verlangte, zu gewähren und zu der Heirath von Franz einzuwilligen; nichtsdestoweniger suchte er, wie alle unentschiedene Menschen, Zeit zu gewinnen und sagte bewegt zu der Marquise:

„Da ich Sie nicht wiedersehen soll, so verlängern Sie mindestens ein wenig diesen Besuch."

„Wozu, Hoheit?"

„Gleichviel, wenn es mich glücklich macht."

„Das wird Sie keines Wegs glücklich machen, Hoheit, denn Sie haben weder die Kraft, mich abreisen zu lassen, noch die Stärke, mir zu bewilligen, was ich von Ihnen verlange."

„Es ist wahr," erwiederte der Prinz seufzend, „die zwei Dinge scheinen mir eines so unmöglich als das andere."

„Ah! wie werden Sie morgen, wie werden Sie sogleich nach meiner Abreise bereuen!"

Nach einem ziemlich langen Stillschweigen sagte der Prinz mit einer gewissen Anstrengung und mit seinem einschmeichelndsten Ton:

„Hören Sie... meine liebe Marquise... nehmen wir an, was nicht annehmbar ist, es falle mir eines Tags ein, Ihnen die Begnadigung von Pernetti zu bewilligen."

„Eine Annahme?.. vielleicht eines Tags?.. es werde Ihnen einfallen? Wie das Alles unbestimmt und nebelhaft ist, Hoheit!.. Sagen Sie doch ganz einfach: Setzen wir den Fall, daß ich Ihnen die Begnadigung von Pernetti bewillige?.."

„Gut, setzen Sie diesen Fall."

„Wohl... Sie bewilligen mir diese Begnadigung, Hoheit, und genehmigen die Heirath von Franz... Ich muß Alles haben oder nichts."

„Was das betrifft... nie, nie."

„Sagen Sie nicht nie, Hoheit. Wissen Sie etwas hievon?"

„Eine Annahme verbindet im Ganzen zu nichts. Angenommen, ich thue Alles, was Sie wünschen, werde ich dann wenigstens der Belohnung sicher sein?"

„Sie fragen mich das, Hoheit? Trägt dieser ganze edelmüthige Act seinen Lohn nicht in sich selbst?"

„Einverstanden... doch es gibt einen... in meinen

Augen den kostbarsten ... und diesen können Sie allein geben."

„Ah! keine Bedingungen, Hoheit."

„Wie?"

„Wir wollen offenherzig sprechen, Hoheit: kann ich mich zu etwas verbindlich machen? hängt nicht Alles, nicht von mir, sondern von Ihnen ab? Gefallen Sie mir, das ist Ihre Sache."

„Oh! welch eine Frau sind Sie!" sagte der Prinz verdrießlich; „aber werde ich Ihnen denn gefallen? ... glauben Sie, daß ich Ihnen gefalle?"

„Bei meiner Treue, Hoheit, ich weiß es nicht. Sie haben bis jetzt nichts hiefür gethan, wenn nicht, daß Sie mich, es sei ohne Vorwurf gesagt, auf eine ziemlich harte Weise empfingen."

„Mein Gott! ich hatte Unrecht: verzeihen Sie mir; wenn Sie wüßten, welche Unruhe, ich möchte beinahe sagen, welche Angst Sie mir einflößten theure Marquise!"

„Ich verzeihe Ihnen das Vergangene, Hoheit, und verspreche Ihnen, den besten Willen aufzuwenden, um mich verführen zu lassen, und da ich sehr offenherzig bin, so füge ich sogar bei, daß es mir scheint, es werde mir sehr lieb sein, wenn es Ihnen gelingt."

„Wahrhaftig!" rief der Prinz berauscht.

„Ja ... Sie sind halb Souverain ... Sie werden es vielleicht einst sein, und es kann alle mögliche schöne und gute Dinge geben, die man Sie eines Tages kraft der glühenden Leidenschaft machen läßt, welche Sie vorhin als ein wahrer Capuciner, verzeihen Sie mir den Ausdruck, gebrandmarkt haben ... Oh! Hoheit, wenn der gute Gott diese Leidenschaft in alle seine Wesen gelegt hat, so wußte er, was er that ... es ist eine unermeßliche Macht, denn in der Hoffnung, sie zu befriedigen, sind diejenigen, welche sie empfinden, zu Allem fähig, selbst zu den edelmüthigsten Handlungen, nicht wahr, Hoheit?"

„Ich darf also hoffen?" sagte der Prinz mit wachsendem Entzücken.

„Hoffen Sie ganz nach Ihrem Gefallen, Hoheit, doch das ist Alles... ich mache mich zu nichts anheischig. Brennen Sie, brennen Sie... möge mein Schnee an Ihrem Feuer schmelzen."

„Nehmen Sie an, ich habe Ihnen Alles bewilligt, was Sie von mir verlangen, was würden Sie für mich empfinden?"

„Dieser erste Beweis von Hingebung in meine Wünsche würde vielleicht einen lebhaften Eindruck auf mich hervorbringen... doch ich kann es nicht als sicher behaupten, meine Divinationsgabe geht nicht so weit, Hoheit."

„Ah! Sie sind unbarmherzig." rief der Prinz mit einem schmerzlichen Unwillen, „Sie wissen nur zu verlangen!"

„Wäre es besser, wenn ich Ihnen falsche Versprechungen machen würde? das wäre weder Ihrer, noch meiner würdig... und dann sprechen wir als Leute von Gemüth: ich frage Sie noch einmal, was verlange ich von Ihnen? daß Sie sich mild und gerecht gegen den ehrenhaftesten Mann, väterlich gegen die Waise, die Sie erzogen haben, zeigen. Wenn Sie wüßten, wie sich diese armen Kinder lieben! Welche Naivetät! welche Zärtlichkeit! welche Verzweiflung!.. Diesen Morgen, als sie mir vom Untergang ihrer Hoffnungen sprach, rührte mich Antonine bis zu Thränen."

„Franz ist von hoher Geburt, ich habe andere Pläne und Absichten mit ihm," erwiederte ungeduldig der Prinz, „er kann nicht in diesem Grade eine Mißheirath schließen."

„Das Wort ist hübsch! Und wer bin ich denn, Hoheit? Magdalena Peres, Tochter eines ehrlichen, durch Bankerotte ruinirten Handelsmanns in Mexico und Marquise aus Zufall... Sie lieben mich dennoch ohne Furcht vor einer Mißheirath."

„Ei! Madame... ich... ich..."

„Sie, Sie, nicht wahr, das ist etwas Anderes? wie die Komödie sagt."

„Ich bin wenigstens freier Herr meiner Handlungen."

„Und warum sollte Franz nicht freier Herr der seinigen sein, wenn sich seine Wünsche auf ein bescheidenes und ehrenhaftes Leben, verschönert durch eine reine und edle Liebe, beschränken? Ah! Hoheit, wären Sie, wie Sie sagen, in mich verliebt, so hätten Sie ein zartes Mitleid mit der Liebesverzweiflung dieser armen Kinder, die sich mit der Unschuld und der Gluth ihres Alters anbeten! Macht Sie die Leidenschaft nicht besser, edelmüthiger, so ist diese Leidenschaft micht wahr... und wenn ich sie je theilen soll, so muß ich damit anfangen, daß ich daran glaube, was ich nicht kann, wenn ich Ihre unbarmherzige Härte gegen Franz sehe..."

„Ei! mein Gott, liebte ich ihn weniger, so wäre ich nicht unbarmherzig."

„Eine seltene Art, die Leute zu lieben."

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, ich sei auf eine hohe Bestimmung für ihn bedacht?"

„Und ich sage Ihnen, daß die hohe Bestimmung, die Sie für ihn im Sinne haben, ihm verhaßt sein wird... Er ist für ein glückliches, bescheidenes und sanftes Leben gemacht; sein einfacher Geschmack, die Schüchternheit seines Charakters, seine Eigenschaften halten ihn fern von Allem, was Glanz und Ehrenstellen betrifft, ist das nicht wahr?"

„Sie kennen ihn also?" fragte der Prinz sehr erstaunt.

„Ich habe ihn nie gesehen."

„Woher wissen Sie dann das, was Sie sagen?"

„Hat mir denn die liebe Antonine nicht alle ihre Bekenntnisse abgelegt? erräth man nicht aus der Art, wie die Leute lieben, ihren Charakter? Mit einem Wort, Hoheit, ist der Charakter von Franz so, wie ich sage, ja oder nein?"

„Es ist wahr, so ist sein Charakter."

„Und Sie hätten die Grausamkeit, ihm eine Existenz aufzuerlegen, die ihm unerträglich wäre, indeß er hier unter seiner Hand das Glück seines Lebens findet?"

„Erfahren Sie doch, daß ich Franz liebe, wie meinen eigenen Sohn und nie mich entschließen werde, mich von ihm zu trennen.“

„Ein schönes Vergnügen für Sie, unablässig unter den Augen das schmerzvolle Antlitz eines Menschen zu haben, dessen ewiges Unglück Sie verursacht! Ueberdies ist Antonine Waise; nichts hält sie ab, Franz zu begleiten: statt eines Kindes werden Sie zwei haben. Wie würden Sie dann im Anblick dieses stets lächelnden und süßen Glückes von Ihren Größen, von den Schmeicheleien einer lügenhaften und eigennützigen Umgebung ausruhen; mit welcher Freude müßten Sie sich Herz und Seele bei diesen zwei Kindern erquicken, die Sie mit allem Glück, das sie Ihnen zu verdanken hätten, lieben würden.“

„Oh! lassen Sie mich,“ rief der Prinz immer mehr bewegt. „Ich weiß nicht, welche unbegreifliche Macht Ihre Worte haben, aber ich fühle meine festesten Entschlüsse wanken, die Ideen meines ganzen Lebens erlahmen.“

„Beklagen Sie sich doch hierüber, Hoheit! Hören Sie, unter uns gesagt, ohne die Fürsten schmähen zu wollen... oft thun sie, glaube ich, wohl daran, auf die Ideen ihres ganzen Lebens zu verzichten, denn Gott weiß, was für Ideen das sind. Glauben Sie mir, geben Sie dem Eindruck nach, der Sie beherrscht... er ist gut und edel.“

„Ei! mein Gott, bin ich denn zu dieser Stunde nur fähig, das Gute vom Bösen zu unterscheiden?“

„Befragen Sie zu diesem Ende das Gesicht von denjenigen, deren Glück Sie gesichert haben würden; wenn Sie zu dem Einen sagen: Armer Verbannter, kehre in Dein Vaterland zurück, das Du beweinst, Deine Brüder werden Dir die Hände reichen; und zum Andern: Mein vielgeliebtes Kind, sei glücklich, heirathe Antonine... Dann schauen Sie den Einen und den Andern wohl an... und wenn die Thränen ihre Augen befeuchten, wie sie in diesem Augenblick die Ihrigen und die meinigen befeuch-

ten, seien Sie dann ruhig, Hoheit, es ist das Gute, was Sie gethan haben werden, und bei diesem Guten, um Sie zu ermuthigen, denn Ihre Bewegung rührt mich, verspreche ich Ihnen, Antonine nach Deutschland zu begleiten."

„Sollte das wahr sein!" rief der Prinz ganz verwirrt, „Sie versprechen es mir?"

„Ich muß Ihnen wohl Zeit geben, mich zu verführen, Hoheit," erwiederte Magdalena lächelnd.

„Nun denn! was auch geschehen mag . . . was Sie auch thun mögen, denn Sie gefallen sich vielleicht darin, mit mir Ihr Spiel zu treiben," sagte der Prinz, indem er vor Magdalena auf die Kniee sank, „ich gebe Ihnen mein kaiserliches Wort, daß ich dem Verbannten verzeihe, daß ich . . ."

Der Prinz wurde plötzlich durch einen ziemlich heftigen Lärmen unterbrochen, der vor der Thüre des Salon hörbar wurde, durch einen Lärmen, den mehrere Stimmen übertönten, welche sehr lebhafte Worte zu wechseln schienen, unter Anderem wie folgt:

„Ich sage Ihnen, mein Herr, daß Sie nicht eintreten werden."

Der Erzherzog stand rasch auf, wurde bleich vor Aerger und Zorn, und sagte zu Madgalena, welche voll Erstaunen horchte:

„Ich beschwöre Sie, treten Sie in das nächste Zimmer . . . es geht hier etwas Außerordentliches vor . . . in einem Augenblick bin ich wieder bei Ihnen."

In dieser Secunde erscholl ein starker Schlag vor der Thüre; der Prinz fügte bei, indem er Magdalena die Thüre des anstoßenden Zimmers öffnete:

„Ich bitte, haben Sie die Güte, treten Sie ein:"

Dann schloß er die Thüre wieder, ging, da er die Ursache dieses ungewöhnlichen und frechen Lärmens wissen wollte, aus dem Salon hinaus und sah Herrn Pascal, den zwei Adjutanten, sehr aufgeregt, zurückhalten wollten.

Siebenzehntes Kapitel.

Beim Anblick des Erzherzogs traten die Adjutanten ehrfurchtsvoll zurück, und Herr Pascal, der außer sich zu sein schien, rief:

„Alle Gewitter, Hoheit, man empfängt hier die Leute auf eine seltsame Art.“

Jetzt erst sich des Rendezvous erinnernd, das er Herrn Pascal gegeben hatte, und für seine eigene Würde eine neue Beleidigung von diesem brutalen Menschen befürchtend, sagte der Prinz, indem er ihn durch ein Zeichen folgen hieß:

„Kommen Sie, mein Herr, kommen Sie.“

Und vor den Augen der schweigenden Adjutanten schloß sich die Thüre wieder hinter dem Erzherzog und dem Banquier.

„Nun, mein Herr,“ sprach der Erzherzog bleich vor Zorn und kaum sich bewältigend, „werden Sie mir die Ursache eines solchen Scandals erklären?“

„Wie! Hoheit, Sie sagen mir auf drei Uhr Audienz zu . . . ich bin pünktlich, eine Viertelstunde vergeht . . . Niemand; eine halbe Stunde Niemand; meiner Treue, ich verliere die Geduld und bitte einen Ihrer Adjutanten, Sie daran zu erinnern, daß ich auf Sie warte. Man antwortete mir, Sie geben Audienz . . . Ich nage wieder an meinem Gebiß, doch nach Verlauf einer weiteren halben Stunde erkläre ich förmlich Ihren Herren, daß ich, wenn sie mich nicht melden wollen, entschlossen sei, selbst hinein zu gehen.“

„Mein Herr, das ist eine Dreistigkeit!“

Wie! eine Dreistigkeit! Ah! Hoheit, bedarf ich Ihrer oder bedürfen Sie meiner?“

„Herr Pascal! . . .“

„Hoheit, wenn ich mich darein füge, daß ich mich in meinen Geschäften stören lasse, um in Ihrem Vorzimmer zu warten, was ich für Niemand thue, so scheint mir, daß Sie mich nicht eine Stunde lang dem Teufel überlassen dürfen, und zwar gerade zur interessantesten Zeit der Börse, Hoheit . . . eine Unannehmlichkeit, die mich nicht abhalten wird, es sehr seltsam zu finden, daß Ihre Adjutanten mich zurückstoßen, wenn ich auf ihre Weigerung, mich anzumelden, den Entschluß fasse, mich selbst zu melden."

„Die Discretion, die einfachste Schicklichkeit befahlen Ihnen, das Ende der Audienz, die ich gab, abzuwarten."

„Es ist möglich, Hoheit, doch leider befahl mir meine gerechte Ungeduld gerade das Gegentheil von der Discretion, und ich glaubte, offenherzig gesprochen, einen andern Empfang zu verdienen, da ich kam, um von einem Dienst mit Ihnen zu sprechen, um den Sie mich gebeten haben."

Im ersten Augenblick seines Aergers, seines Zorns, der sich noch durch die Grobheiten von Herrn Pascal steigerte, vergaß der Prinz, daß die Marquise im anstoßenden Zimmer, wo sie sich befand, Alles hören konnte; von der Scham niedergedrückt und das Bedürfniß fühlend, dieses Menschen rohe, widrige Laune, die sich nur zu sehr kundgegeben, zu beschwichtigen, bezwang sich der Prinz mit allen seinen Kräften, um ruhig zu erscheinen, suchte Herrn Pascal zu einer Fenstervertiefung zu führen, damit Magdalena die Folge des Gespräches nicht hören könnte, und sagte:

„Sie wissen, Herr Pascal, daß ich stets sehr tolerant gegen die Ungeschlachtheiten Ihres Charakters gewesen bin. Es wird diesmal eben so sein."

„Sie sind in der That zu gut, Hoheit," erwiederte Herr Pascal mit Ironie, „aber sehen Sie, Jeder hat zuweilen seine kleinen Widerwärtigkeiten, und in diesem Augenblick habe ich große, weshalb ich nicht ganz die Zahmheit eines Lammes besitze."

„Diese Entschuldigung, oder vielmehr diese Erklärung genügt mir und macht mir Alles begreiflich," sagte der Prinz, dadurch beherrscht, daß er der Dienste des Finanzmannes bedurfte. „Ich weiß, Widerwärtigkeiten erbittern oft die leichtesten Charaktere, sprechen wir also nicht mehr von der Vergangenheit. Sie haben mich ersucht, die Zusammenkunft, die wir zum Abschluß unseres Geschäftes verabredet, zwei Tage früher stattfinden zu lassen. Ich hoffe, Sie bringen mir eine befriedigende Antwort."

„Ich bringe Ihnen ein vollständiges Ja, Hoheit," antwortete unser Mann, sich besänftigend, und er zog ein Portefeuille aus seiner Tasche; „mehr noch, um dieses Ja zu bekräftigen, ist hier eine Anweisung auf die Banque von Frankreich, worauf das Zehntel der Summe zu beziehen ist, und diese Urkunde, in der ich mich für den Rest des Anlehens verbindlich mache."

„Ah! mein lieber Herr Pascal," rief der Prinz strahlend, „Sie sind ein Mann... ein Goldmann."

„Ein Goldmann! das ist das richtige Wort, Hoheit; ohne Zweifel ist dies auch die Ursache Ihrer Zuneigung zu mir."

Der Prinz nahm diesen Hohn nicht auf; ganz glücklich über diesen Tag, der seine verschiedensten Wünsche zu erfüllen schien, und sehr ungeduldig, den Finanzmann zu entlassen, um zu Magdalena zurückzukehren, sagte er:

„Da Alles verabredet ist, mein lieber Herr Pascal, tauschen wir nur unsere Unterschriften... und morgen früh, oder später zu einer Ihnen beliebigen Stunde werden wir uns verständigen, um die Angelegenheit vollends in Ordnung zu bringen."

„Ich begreife, Hoheit: sind das Geld und die Unterschriften einmal in Ihrer Tasche, so ist das lebhafteste Bedürfniß Ihres Herzens, sich so schnell als möglich Ihres unterthänigsten Dieners Pascal zu entledigen, und morgen adressiren Sie ihn an irgend einen Untergeordneten, dem Sie Vollmacht geben, die Sache vollends in Ordnung zu bringen."

„Mein Herr!"

„Ah! Hoheit, ist das nicht der natürliche Gang der Dinge? Vor dem Anlehen ist man ein guter Genius... ein Halbgott oder ein Dreiviertelsgott; ist das Geld geborgt, so ist man ein Jude, ein Araber... Ich kenne das, es ist die Rückseite der Münze; beeilen Sie sich daher nicht so sehr, die genannte Münze umzukehren."

„Erklären Sie sich, mein Herr."

„Sogleich, Hoheit, denn ich habe Eile. Das Geld ist da, meine Unterschrift ist da," fügte er auf das Portefeuille klopfend bei, „das Geschäft ist unter einer Bedingung abgeschlossen..."

„Abermals Bedingungen..."

„Jeder macht seine kleinen Geschäfte, wie er sie versteht, Hoheit. Meine Bedingung ist übrigens ganz einfach..."

„Sprechen Sie, mein Herr, lassen Sie uns ein Ende machen."

„Ich habe Sie gestern im Garten, wo er spazieren ging, auf einen blonden jungen Mann aufmerksam gemacht, der, wie Sie mir sagten, hier wohnt."

„Allerdings, es ist der Graf Franz, mein Taufpathe."

„Man kann, wie ich Ihnen sagte, keinen hübscheren Jungen sehen... Da Sie aber nun der Pathe dieses hübschen Jungen sind, so müssen Sie einigen Einfluß auf ihn haben... nicht wahr?"

„Worauf zielen Sie damit ab, mein Herr?"

„Hoheit, im Interesse Ihres lieben Täuflings sage ich Ihnen im Vertrauen, ich glaube die Luft von Paris ist schlecht für ihn."

„Wie?"

„Ja, und es wäre vernünftig von Ihnen, wenn Sie ihn nach Deutschland zurückschickten; seine Gesundheit würde sehr dabei gewinnen... sehr, sehr."

„Ist das ein Scherz, mein Herr?"

„Das ist so ernst, Hoheit, daß die einzige Bedingung, die ich für den Abschluß unseres Geschäftes stelle, folgende

ist: Sie lassen Ihren Pathen spätestens in vierundzwanzig Stunden nach Deutschland abreisen."

In der That, mein Herr, ich kann mich von meinem Erstaunen nicht erholen ... welches Interesse können Sie dabei haben, daß Franz abreist?... Das ist unbegreiflich."

„Ich will mich erklären, Hoheit, und damit Sie das Interesse, das ich bei dieser Abreise habe, ganz begreifen, muß ich Ihnen ein Geständniß machen; das wird mir gestatten, noch schärfer zu bestimmen, was ich von Ihnen erwarte, Hoheit ... So wie Sie mich sehen, bin ich wahnsinnig verliebt ... Ei! mein Gott, ja ... wahnsinnig verliebt ... das kommt Ihnen komisch vor? und mir auch, doch es ist einmal so ... Ich bin also wahnsinnig verliebt in ein Mädchen, das Fräulein Antonine Hubert heißt und Ihre Nachbarin ist."

„Sie, mein Herr!" rief der Prinz ganz bestürzt, „Sie!"

„Gewiß, ich! ich, Pascal! und warum denn nicht Hoheit? Die Liebe ist von jedem Alter, sagt das Lied; nur, da sie auch vom Alter Ihres Pathen Herrn Franz ist, hat er es sich ganz unschuldig einfallen lassen, Fräulein Antonine zu lieben, diese hat nicht minder unschuldig die Gefühle des hübschen Jungen erwiedert, was mich, wie Sie sehen, in eine sehr unangenehme Lage versetzt; zum Glück können Sie mir vortrefflich aus dieser Lage heraushelfen, Hoheit."

„Ich?"

„Ja, Hoheit; horen Sie, wie: lassen Sie Herrn Franz auf der Stelle abreisen und bürgen Sie mir dafür, was leicht ist, daß er mehrere Jahre den Fuß nicht mehr auf den Boden Frankreichs setzt; das Uebrige ist meine Sache."

„Aber bedenken Sie auch, mein Herr ... Wenn diese junge Person Franz liebt ..."

„Das Uebrige ist meine Sache, sage ich Ihnen, Hoheit; der Präsident Hubert hat keine zwei Tage mehr zu leben; meine Batterien sind bereit; die Kleine wird genöthigt sein, bei einer furchtbar geizigen und habgierigen

Verwandtin zu leben; ein hundert tausend Franken stehen mir für diese Megäre, und hat sie einmal die Kleine in ihren Klauen, so schwöre ich bei Gott, daß Fräulein Antonine wohl oder übel Madame Pascal wird, und dazu wird es nicht einmal nöthig sein, ihr Gewalt anzuthun. Ah! Hoheit, alle fünfzehnjährige Liebschäftchen halten nicht Stand gegen die Lust, ich sage nicht Frau Erzherzogin, aber Frau Erzmillionärin zu werden. Nun, Hoheit, Sie sehen, ich habe ein offenes Spiel gespielt; da Sie kein Interesse haben, anders zu handeln, so muß Ihnen wenig daran liegen, daß Ihr Pathe ein Mädchen heirathet, das nicht einen Sou besitzt. Die Bedingung, die ich Ihnen stelle, ist leicht zu erfüllen... Ich frage Sie noch einmal: ja oder nein?"

Der Prinz war, weniger von den Plänen von Pascal und seinem abscheulichen Cynismus, als von der grausamen Alternative niedergebeugt, in welche ihn die von dem Geldmann gestellte Bedingung versetzte.

Die Abreise von Franz befehlen und sich seiner Verheirathung mit Antonine widersetzen hieß Magdalena verlieren; die von Herrn Pascal gestellte Bedingung verweigern hieß auf ein Anlehen verzichten, das ihm Pläne ehrgeiziger Vergrößerung auszuführen gestattete.

Mitten unter diesem Kampfe zweier heftiger Leidenschaften, erinnerte sich der Prinz, als wahrer Prinz, daß er Magdalena sein Wort nur für die Begnadigung des Verbannten verpfändet hatte, da er durch den, durch das Aufbrausen von Pascal veranlaßten, Tumult in dem Augenblick unterbrochen worden war, wo er Magdalena schwören wollte, er gebe auch seine Einwilligung zu der Heirath von Franz.

Trotz der Leichtigkeit, die ihm diese Ausflucht ließ, fühlte der Erzherzog doch besonders in diesem Augenblick, wie mächtig schon der Einfluß der Marquise auf ihn war, denn am Tage vorher, am Morgen noch hätte er nicht einen Augenblick gezögert, Franz seinem Ehrgeiz zu opfern.

Das Zögern und die Verlegenheit des Prinzen veranlaßten bei Pascal ein wachsendes Erstaunen; er hatte nicht geglaubt, sein Verlangen in Beziehung auf Franz könnte den geringsten Anstand haben; um indessen auf die Entscheidung des Prinzen dadurch einzuwirken, daß er ihm die Folgen seiner Weigerung vor Augen stellen würde, brach er zuerst das Stillschweigen und sagte:

„In der That, Hoheit, Ihr Zögern ist unbegreiflich! Wie! aus Nachgiebigkeit und Schwäche für ein Schülerliebschäftchen sollten Sie auf die Sicherheit, eine Krone zu erlangen, verzichten; denn im Ganzen ist das Herzogthum, dessen Abtretung man Ihnen anbietet, souverain und unabhängig; diese Abtretung zu verwirklichen, kann Sie allein mein Anlehen in Stand setzen ... was, beiläufig gesagt, nicht wenig schmeichelhaft für den guten Pascal ist; denn kraft der Herrschaft seiner kleinen Sparbüchse kann er Souverains machen oder nicht machen; er kann ihn gestatten oder verhindern den hübschen Handel, wobei man sie verkauft, wieder verkauft, abtritt und wieder abtritt, diese Klumpen von Völkern, nicht mehr, nicht weniger, als wenn es eine Heerde Ochsen oder Schafe wäre. Doch das geht mich nichts an... Ich bin kein Politiker, Sie aber sind es, Hoheit, und ich begreife Ihr Zögern nicht. Noch einmal frage ich Sie: Ja oder nein?"

„Nein," antwortete Magdalena, plötzlich aus dem anstoßenden Zimmer hervortretend, wo sie, trotz der Vorsicht des Prinzen, das vorhergehende Gespräch gehört hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Bei der unerwarteten Erscheinung der Marquise von Miranda theilte der Erzherzog das Erstaunen von Herrn Pascal; dieser schaute Anfangs Magdalena ganz verwundert an, indem er sie für eine Mitangehörige des Palastes hielt; denn sie hatte ihren Hut abgenommen, und ihre seltene Schönheit strahlte in ihrem ganzen Glanze. Der Schatten, den bis dahin der Rand ihres Hutes geworfen, der zum Theil die Stirne und die Wangen bedeckte, war verschwunden, und das lebhafte Licht des hellen Tages, das der durchsichtigen Reinheit der bleichen und bräunlichen Gesichtshaut von Magdalena den vollen Werth gab, vergoldete die leichten Locken ihres herrlichen blonden Haares und verlieh dem Azur ihrer großen Augen mit den langen schwarzen Brauen jene funkelnde Klarheit, die dem Blau eines ruhigen Meeres der Sonnenstrahl, der es durchdringt, verleiht.

Die Wange leicht gefärbt durch die Entrüstung, die bei ihr der verabscheuungswürdige Plan von Herrn Pascal verursachte, den Blick belebt, die Nasenflügel bebend, den Kopf stolz auf ihren geschmeidigen Hals zurückgeworfen, trat Magdalena mitten in den Salon und wiederholte, sich an den Geldmann wendend:

„Nein, mein Herr, der Prinz wird die Bedingung, die Sie ihm aufzudringen die Frechheit haben, nicht annehmen.“

„Madame,“ stammelte Herr Pascal, der fühlte, daß ihn seine gewöhnliche Unverschämtheit verließ, und zugleich unruhig, eingeschüchtert und bezaubert zurückwich, „Madame, ich weiß nicht, wer Sie sind, ich weiß nicht, mit welchem Recht Sie . . .“

„Auf, Hoheit,“ sprach die Marquise zum Erzherzog, „nehmen Sie doch Ihre Würde wieder an, nicht die des

Fürsten, sondern die des Mannes; stellen Sie der demüthigenden Bedingung, die man Ihnen auferlegt, die Verachtung entgegen, die sie verdient. Großer Gott! um welchen Preis würden Sie einen Zuwachs von Macht erkaufen? Wie! Sie hätten den Muth, Ihre souveraine Krone zu den Füßen dieses Menschen aufzuraffen! Sie würden wahrlich Ihre Krone beschmutzen! Ein Mensch von Herz, in der niedrigsten Lebensstellung, hätte nicht den tausendsten Theil der Beleidigungen, die Sie verschluckt haben, Hoheit, geduldet! Und Sie sind ein Fürst? und Sie sind stolz? und Sie gehören zu denjenigen, welche glauben, sie seien von einem über dem Volk erhabenen Geschlecht? So haben Sie also für Ihre flachen Höflinge, für Ihre niedrigen Schmeichler, für Ihre eingeschüchterten Völker nur Hochmuth, und vor einem... Herrn Pascal beugen Sie Ihren fürstlichen Stolz... Das ist die Macht des Geldes!" fügte Magdalena mit wachsender Exaltation bei, indem sie dem Geldmann mit einer Geberde niederschmetternder Verachtung das Wort abschnitt; „das ist es also, vor was man sich beugt! Großer Gott! so sind heut zu Tage die Könige der Könige! Bedenken Sie doch, Prinz, was die Herrschaft und die Unverschämtheit dieses Menschen bildet, ist Ihr Ehrgeiz. Auf, Hoheit, statt durch eine schmähliche Erniedrigung das zerbrechliche Spielzeug eines souverainen Ranges zu erkaufen, verzichten Sie auf diese armselige Eitelkeit... bemächtigen Sie sich wieder Ihrer Rechte eines Mannes von Herz, und Sie werden schmachvoll diesen Menschen fortjagen können, der Sie frecher behandelt, als Sie je den letzten von Ihren armen Vasallen behandelt haben."

Herr Pascal hatte sich, seitdem er zu seinem großen Vermögen gelangt war, an eine despotische Herrschft und an die furchtsame Ehrerbietung derjenigen gewöhnt, deren Schicksal er in seinen Händen hielt; man denke sich also, von welcher Wuth er ergriffen wurde, als er sich so von Magdalena, wenn nicht der schönsten, doch der reizendsten Frau, die er je getroffen, anreden hörte; man denke sich

seine Verzweiflung, wenn er sich sagte, er müsse wahrscheinlich darauf verzichten, Antonine zu heirathen, und werde dabei noch den Vortheil des herzoglichen Anlehens, eines seiner Ansicht nach vortrefflichen Geschäftes, verlieren; er rief auch mit einer drohenden Stimme:

„Madame, nehmen Sie sich in Acht ... Die Macht des Geldes, die Sie so unwürdig behandeln, kann viele Mittel in den Dienst ihrer Rache stellen ... nehmen Sie sich in Acht!"

„Gottes Gnade! die Drohung ist gut und erschreckt mich ungemein," erwiederte Magdalena, indem sie in ein höhnisches Gelächter ausbrach und mit einer Geberde den Prinzen zurückhielt, der rasch einen Schritt gegen Pascal that. „Ihre Macht sei groß, sagen Sie, mein Herr von der Geldkasse! Das ist wahr, sie ist unermeßlich, die Macht des Geldes. Ich habe in Frankfurt ein gutes altes Männchen gesehen, das im Jahr 1830 zu ein paar wüthenden Königen sagte: „„Sie wollen mit Frankreich Krieg anfangen, das ist mir nicht genehm; weder ich, noch meine Familie werden Ihnen Geld geben, um Ihre Truppen zu bezahlen."" Und der Krieg unterblieb. Dieser gute alte Mann, der hundertmal reicher ist, als Sie, Herr Pascal, bewohnt das bescheidene Haus seines Vaters und lebt von wenig, während sein wohlthätiger Name auf zwanzig Denkmalen öffentlichen Nutzens eingeschrieben ist. Man nennt ihn den König der Armen und sein Name wird ebenso oft gesegnet, als man den Ihrigen schmäht und auszischt. Denn Ihr Ruf als redlicher, rechtschaffener Mann ist nicht weniger im Ausland, als in Frankreich gegründet. Gewiß, oh! Sie sind bekannt, Herr Pascal, nur zu sehr bekannt, denn Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr man Ihr Zartgefühl, Ihre gewissenhafte Ehrlichkeit schätzt! ... Was man hauptsächlich als den Gegenstand der allgemeinen Achtung betrachten darf, ist die ehrenhafte Art, wie Sie Ihr ungeheures Vermögen erworben und vermehrt haben. Dies Alles hat Ihnen einen weithin schallenden Ruf gemacht,

Herr Pascal, und ich fühle mich glücklich, Sie desselben bei dieser Gelegenheit versichern zu können."

„Madame," entgegnete Pascal mit einer eisigen Ruhe, die noch schrecklicher, als der Zorn, „Sie wissen viele Dinge, aber Sie wissen nicht, wer der Mann ist, den Sie reizen... Sie wissen nicht, was er vermag, dieser Mann von der Geldkasse, wie Sie sagen."

Der Prinz machte abermals eine drohende Geberde, doch Magdalena hielt ihn aufs Neue zurück und fuhr, die Achseln zuckend, fort:

„Was ich weiß, Herr Pascal, ist, daß Sie trotz Ihrer Frechheit, trotz Ihrer Unverschämtheit, trotz Ihrer Geldkasse, Fräulein Antonie Hubert nie zur Frau bekommen, denn diese wird morgen mit Franz von Neuberg verlobt seyn, wie Ihnen Seine Hoheit die Versicherung gegeben hat."

Und ohne die Antwort von Herrn Pascal abzuwarten, machte ihm die Marquise eine spöttische Halbverbeugung und kehrte in das anstoßende Zimmer zurück.

Fortgerissen durch die hochherzige Entrüstung in den Worten von Magdalena, immer mehr unterjocht durch ihre Schönheit, die ihm in einem ganz neuen Licht erschienen war, fühlte der Erzherzog, in dessen Herz sich der ganze Groll, der ganze durch die Unverschämtheiten von Herrn Pascal angehäufte Zorn wiederbelebten, die Freude des Sklaven, der endlich von einem verhaßten Joch befreit wird; bei dem warmen Ton der jungen Frau, hatte die durch den Racestolz verhärtete, in der Atmosphäre finsterer Schmeichelei, in der er bisher dahin gelebt, vereiste schlimme Seele des Prinzen wenigstens einige edle Bewegungen, und die Röthe der Scham bedeckte endlich die Stirne dieses hoffärtigen Mannes, indem er ermaß, bis zu welchem Grad der Erniedrigung er von Herrn Pascal herabgestiegen war.

Dieser, den die Gegenwart der Marquise nicht mehr einschüchterte, fühlte seine ganze Frechheit wiedererstehen, und sich ungestüm an den Prinzen wendend, sagte er mit

seinem gewöhnlichen beißenden Spott, womit sich die gehäßige Eifersucht darüber vermischte, daß er den Erzherzog im Besitz einer so schönen Geliebten sah (dies war wenigstens der Glauben von Herrn Pascal):

„Alle Wetter, ich wundere mich nicht mehr, Hoheit, daß ich so lange in Ihrem Vorzimmer habe warten müssen . . . Sie waren, wie ich sehe, in guter und schöner Gesellschaft beschäftigt. Ich bin ein feiner Kenner und mache Ihnen mein Kompliment; doch Männer, wie wir, lassen sich nicht durch einen Unterrock regieren. Ich glaube, Sie kennen Ihre Interessen zu sehr, um auf unser Anlehen zu verzichten und die Worte, die Sie gehört, und die ich nie vergessen werde, im Ernste zu nehmen, denn es thut mir leid für Sie," fügte Pascal bei, dessen Wuth seine Unverschämtheit verdoppelte, „aber trotz ihrer schönen Augen werde ich mich für die Beleidigungen dieser allzu anbetungswürdigen Person rächen müssen."

„Herr Pascal," sprach der Erzherzog triumphirend, daß er sich endlich rächen konnte, „Herr Pascal," und mit einer Geberde bezeichnete er ihm die Thüre, „gehen Sie und setzen Sie nie mehr einen Fuß hierher."

„Hoheit, diese Worte . . ."

„Herr Pascal," fuhr der Prinz lauter fort, indem er die Hand nach einer Klingelschnur ausstreckte, „gehen Sie auf der Stelle, oder ich lasse Sie hinauswerfen."

Es ist gewöhnlich so viel Feigheit bei der Unverschämtheit, so viel Gemeinheit bei der Habgier, daß Herr Pascal niedergeschmettert, da er so seine Hoffnungen entschwinden sah und die Vortheile des Anlehens verlieren sollte, seine Grobheit, obwohl zu spät, bereuend, so kriecherisch wurde, als er zuvor anmaßend gewesen war, und mit einer kläglichen Stimme zu dem Prinzen sagte:

„Hoheit, ich scherzte... Ich wähnte, wenn Eure Kaiserliche Hoheit die Gnade habe, mich so frei heraus sprechen zu lassen, sie werde belustigt durch meine Einfälle. Darum erlaubte ich mir so viel ungereimte Dinge. Kann Eure Hoheit glauben, ich werde den geringsten Groll über

die Scherze hegen, welche diese reizende Dame an mich gerichtet hat? Ich bin hiefür zu galant, zu sehr französischer Chevalier; ich bitte sogar Eure Hoheit für den Fall, daß, wie ich hoffe, unser Anlehen immer noch zu Stande käme, dieser achtungswerthen Dame das zu bieten, was wir Leute von der Geldkasse, wie sie vorhin so heiter sagte, Nadeln nennen ... für ihre Toilette ... einige Rollen von tausend Louisd'or. Die Damen haben stets kleine Einkäufe zu machen ... Und ..."

„Herr Pascal," erwiederte der Prinz, der sich an der Erniedrigung ergötzte, die er über Herrn Pascal zu verhängen nicht den Muth gehabt hatte, „Sie sind ein elender Bursche, gehen Sie ..."

„Ah! Hoheit, behandeln Sie mich im Ernste so?" rief Herr Pascal.

Ohne zu antworten, läutete der Prinz lebhaft; ein Adjutant trat ein.

„Sie sehen diesen Herrn," sprach der Erzherzog auf Pascal deutend, „schauen Sie ihn an."

„Ja, Hoheit."

„Wissen Sie seinen Namen?"

„Ja, Hoheit, es ist Herr Pascal."

„Sie werden ihn wiedererkennen?"

„Vollkommen, Hoheit."

„Nun denn! führen Sie diesen Menschen bis an die Thüre des Vorhauses, und wenn er je die Unverschämtheit hätte, hier zu erscheinen, jagen Sie ihn schmählich fort."

„Wir werden nicht verfehlen, dies zu thun," antwortete der Adjutant, der, wie seine Kameraden, seinen Antheil an den Unverschämtheiten von Herrn Pascal bekommen hatte.

Da unser Mann den Untergang seiner Hoffnungen sah und nichts mehr zu verlieren hatte, fand er seine Unverschämtheit wieder; er erhob das Haupt und sagte zu dem Prinzen, den es, indem er sich nun sattsam gerächt glaubte, zu Magdalena in das anstoßende Zimmer zurückzukehren drängte:

„Hören Sie, Herr Erzherzog, der Muth und die Niedrigkeit von uns Beiden sind von demselben Mehl: vor Kurzem war ich stark durch Ihre Feigheit, wie Sie so eben stark durch die meinige gewesen sind... Die einzige beherzte Person hier ist die verdammte Frau mit den schwarzen Augenbrauen und den blonden Haaren... doch ich werde mich an ihr und an Ihnen rächen!“

Aufgebracht, daß er sich so vor einem seiner Untergebenen behandeln sah, wurde der Prinz purpurroth und stampfte wüthend mit dem Fuß.

„Werden Sie wohl hinausgehen,“ rief der Officier, indem er mit der Hand an den Griff seines Degens fuhr und Pascal bedrohte, „hinaus, oder...“

„Ganz schön, Herr Raufer,“ antwortete Pascal kalt, während er sich zurückzog, „man säbelt hier Niemand nieder, sehen Sie?... wir sind in Frankreich, sehen Sie? und wir haben, sehen Sie? gute Polizeicommissärchen, um die Klagen ehrlicher Leute aufzunehmen, denen man Gewalt anthut...“

Herr Pascal verließ den Palast, das Herz in Galle getaucht, von Haß zerfressen, vor Wuth berstend; er dachte an seine getäuschte Habgier, an seine getäuschte Liebe, und er konnte aus seinem Geiste das glühende Antlitz von Magdalena nicht vertreiben, welche, weit entfernt, ihn die jungfräuliche Unschuld von Antonine vergessen zu lassen, diese seiner Erinnerung noch mehr zu vergegenwärtigen schien, denn die zwei zugleich so vollkommenen und so unähnlichen Urbilder machten sich gerade durch ihren Contrast geltend.

„Der Mensch ist ein seltsames Thier,“ sagte Herr Pascal zu sich selbst, während er mit langsamen Schritten der Rue du Faubourg Saint-Honoré, seine Hände in seine Hosentaschen getaucht, folgte. „Nein,“ fügte er, den Kopf gesenkt und die Augen maschinenmäßig auf das Pflaster geheftet einherschreitend, bei, „nein, man muß das nicht sagen, aus Furcht, minder grausam, minder bitter denjenigen, welche ihn fühlen, den Neid zu machen, den sie gegen uns

Millionäre hegen; denn glücklicher Weise leiden unsere Neidischen wie die Verdammten unter allen den Freuden, die sie bei uns vermuthen. Doch das ist eine Thatsache: ich habe zu dieser Stunde in meiner Kasse die Mittel, um mich mit allen Genüssen, den erlaubten wie den verbotenen, die sich der Mensch träumen kann, zu sättigen ... ich bin noch jung, ich bin nicht dumm, ich bin voll Kraft und Gesundheit, frei wie der Vogel ... die Erde gehört mir, ich kann mich mit dem sättigen, was sie Ausgesuchtestes in allen Ländern bietet; ich kann ein Sybaritenleben in Paris, in London, in Wien, in Neapel, in Constantinopel führen; ich konnte Prinz, Herzog, Marquis werden und meine Brust buntscheckig mit Ordensbändern bedecken lassen; ich kann heute Abend beim Schlafengehen die schönsten und beneidetsten Schauspielerinnen von Paris haben; ich kann mir jeden Tag ein Lucullus-Mahl verschaffen ... ich kann mich von den schönsten Pferden von Paris ziehen lassen; ich kann in einem Monat, indem ich ein glänzendes Hotel nehme, wie so viele andere Schelme oder Dummköpfe, die Elite von Paris, von Europa bei mir versammeln; dieser Quasikönig, den ich beinahe mit dem heiligen Oel der Banque von Frankreich gesalbt hätte, dieser Erzherzog hat mir die Füße geleckt ... Nun! bei meinem Ehrenwort," fügte Herr Pascal mit den Zähnen knirschend bei, „ich wette, daß Niemand in diesem Augenblick so sehr leidet, als ich ... Ich befand mich im Paradies, als ich, ein Handarbeiter, meinem alten Schurken von einem Provinzwucherer die Schuhe putzte. Zum Glück kann ich, um nicht leer zu kauen, in Erwartung besserer Stücke, ein wenig Dutertre fressen ... laufen wir zu meinem Huissier."

. . . .

Der Erzherzog suchte, wie gesagt, nach dem Abgang des Geldmannes eiligst die Marquise von Miranda wieder auf; doch zu seinem großen Erstaunen fand er sie nicht mehr in dem Zimmer, in das sie eingetreten war.

Da dieses Zimmer keinen andern Ausgang hatte, als den in den Dienstsalon, so fragte der Prinz die Adjutanten, ob sie die Person, der er Audienz gegeben, haben durchgehen sehen. Man antwortete ihm, die Dame sei aus dem Zimmer, in dem sie gewesen, herausgekommen und habe den Palast kurz vor dem Abgang von Herrn Pascal verlassen.

Magdalena hatte sich in der That entfernt, obgleich sie Anfangs entschlossen war, auf den Prinzen bis zum Ende seiner Unterredung mit Herrn Pascal zu warten.

Man höre, warum sie sich nachher zum Entgegengesetzten entschloß:

Sie kehrte, nachdem sie Herrn Pascal, wie er es verdiente, behandelt hatte, in den Salon zurück, als sie, zufällig in den Garten schauend, Franz erblickte, der sich die Erlaubniß erbeten, vor seiner Abreise ein paar Gänge durch den Park in Gesellschaft des Major Butler machen zu dürfen.

Beim Anblick von Franz war Magdalena wie versteinert.

Sie erkannte ihren blonden Erzengel, den Gegenstand der idealen und einzigen Leidenschaft, die sie Sophie Duterire gestanden hatte.

Neunzehntes Kapitel.

Magdalena zweifelte nicht einen Augenblick, der Held des Duells, von dem sie unsichtbare Zeugin gewesen, ihr blonder Erzengel, mit einem Wort, das Ideal ihrer Leidenschaft... und Franz, der Gegenstand der Leidenschaft von Antonine, seien eine und dieselbe Person.

Bei dieser plötzlichen Entdeckung fühlte sich die Marquise tief erschüttert. Bis jetzt hatte diese Liebe, umgeben von Geheimniß und Unkenntniß, diese Liebe, unbestimmt und reizend wie die Erinnerung an einen süßen Traum, genügt, um ihr Herz inmitten der Aufregungen ihres Lebens auszufüllen, ihres Lebens, das so sonderbar beschaffen war durch die Ruhe ihrer eiskalten Sinne in Vergleichung mit den glühenden Leidenschaften, die sie einflößte, ohne sie mitzufühlen.

Nie war Magdalena der Gedanke gekommen, ihr Ideal könnte die Liebe einer andern Frau theilen, oder ihr Geist hatte vielmehr nie bei diesem Zweifel verweilt; für sie war ihr strahlender Engel mit schönen weißen Flügeln versehen, die ihn Aller Augen in die endlosen Räume des Aethers entführen mußten. Unablässig von sehr wenig platonischen Bewerbungen bestürmt, fühlte sie eine Freude, eine unaussprechliche moralische Erholung darin, sich zu den unmateriellen Regionen zu erheben, in denen ihre geblendeten und entzückten Augen ihr Ideal schweben sahen.

Plötzlich aber hatte die Wirklichkeit dem Erzengel die Flügel abgeschnitten, und, aus seiner himmlischen Sphäre herabgestürzt, war er nur noch ein in ein fünfzehnjähriges Mädchen, das ihn ebenfalls anbetete, verliebter schöner junger Mann.

Bei dieser Entdeckung empfand Magdalena eine Art von Traurigkeit oder vielmehr von sanfter Melancholie, ähnlich der, welche auf das Erwachen aus einem bezaubernden Traume folgt, denn um die Qualen der Eifersucht zu empfinden, muß man fleischlich lieben, Magdalena konnte also nicht eifersüchtig auf Antonine sein. Hatte Franz endlich beständig den Geist von Magdalena eingenommen, so hatte er doch keinen Antheil an ihrem Leben gehabt; es handelte sich daher für sie nicht darum, die tausend Bande zu zerreißen, welche die Gewohnheit, die Sympathie, das Vertrauen so theuer machen; bald fühlte sie sich jedoch von einer wachsenden Unruhe, von peinlichen Ahnungen

erfaßt, über die sie sich keine Rechenschaft gab. Plötzlich bebte sie und sprach:

„Wenn das Verhängniß wollte, daß der seltsame Zauber, den ich beinahe auf Alle ausübe, welche in meine Nähe kommen, auch auf Franz wirkte; wenn ich diesen Eindruck theilte, sähe ich ihn lebhaft von dem einzigen Mann empfinden, der bis jetzt mein Herz und meinen Geist eingenommen hat!"

Dann, indem sie sich dadurch zu beruhigen suchte, daß sie an ihre Demuth appellirte, sagte Magdalena zu sich selbst:

„Nein, nein, Franz liebt Antonine zu sehr; es ist seine erste Liebe; die Unschuld, die Aufrichtigkeit dieser Liebe werden ihn schützen. Er wird für mich die Kälte haben, die ich für Alle empfinde. Ja... und dennoch, wer sagt mir, mein Stolz, meine Liebe vielleicht werden sich nicht empören über die Kälte von Franz? wer sagt mir, die Pflichten einer frommen, beinahe mütterlichen Liebe für Antonine hintansetzend, werde ich nicht alle Mittel des Geistes und der Verführung benützen, um die Gleichgültigkeit von Franz zu besiegen? Oh! nein, das wäre schändlich... und dann täusche ich mich... ich wiederhole, Franz liebt Antonine zu sehr... Ach! der Mann von Sophie liebt diese auch zärtlich... und ich befürchte, daß...

Diese Betrachtungen von Sophie wurden unterbrochen durch die schallende Stimme des Erzherzogs, der Herrn Pascal wegzugehen befahl; sie horchte auf den Streit und sagte dann zu sich selbst:

„Sobald er diesen Menschen vor die Thüre geworfen hat, wird der Prinz kommen; beschäftigen wir uns mit dem Dringendsten..."

Die Marquise zog ein Schreibbuch aus ihrer Tasche, trennte ein Blatt daraus und schrieb ein paar Zeilen mit Bleistift, faltete das Papier zusammen, schloß es mit einer Nadel und legte, nachdem sie: Für den Prinzen darauf geschrieben hatte, das Billet, sehr in die Augen

fallend, auf einen Marmortisch, der mitten im Salon stand, setzte ihren Hut wieder auf und entfernte sich, wie gesagt, kurze Zeit vor dem Abgang von Herrn Pascal.

Während der Erzherzog, erstaunt und trostlos, daß er die Marquise nicht mehr fand, mit einer unaussprechlichen Angst das von ihr hinterlassene Billet öffnete, begab sich Magdalena zu Antonine, wo auch Sophie Dutertre sein sollte.

Bei ihrer Ankunft bei dem Präsidenten Hubert in einen bescheidenen Salon eingeführt, wurde die Marquise von Sophie Dutertre empfangen, die ihr entgegenlief und sie mit einer gewissen Bangigkeit, fragte:

„Nun! Magdalena, hast Du den Prinzen gesehen?"

„Ja und ich habe gute Hoffnung."

„Wäre es möglich?"

„Möglich, ja, meine liebe Sophie, doch das ist Alles. Ich will keine thörichte Hoffnung bei dem armen Mädchen erwecken. Wo ist sie?"

„Bei ihrem Oheim. Zum Glück scheint die Krise von diesem Morgen mehr und mehr befriedigende Resultate zu haben. Der Arzt hat gesagt, wenn diese Besserung anhalte, werde Herr Hubert vielleicht heute Abend außer Gefahr sein."

„Sage mir, Sophie, glaubst Du, daß Herr Hubert im Stande ist, einen Besuch zu empfangen?"

„Von wem?"

„Von einer gewissen Person. Ich kann Dir jetzt nicht mehr sagen."

„Ich glaube, ja; denn einer von den Freunden von Herrn Hubert geht so eben weg. Nur hatte ihm der Arzt anempfohlen, nicht zu lange zu bleiben, um den Kranken nicht zu ermüden."

„Das ist vortrefflich. Und Antonine, die arme Kleine, sie muß in einer tödtlichen Angst schweben!"

„Das arme Kind . . . man muß Mitleid mit ihr haben . . . Es ist ein so naiver und zugleich so süßer und verzweifelter Schmerz, daß mir das Herz blutet . . .

Höre, Magdalena, ich bin fest überzeugt, sie würde vor Kummer sterben, wenn sie auf Franz verzichten müßte ... Ah! der Tod ist besser, als gewisse Leiden," sprach Sophie mit einem so tief traurigen Ausdruck, daß die Thränen ihren Augen entquollen; dann, indem sie dieselben trocknete, fügte sie bei: „Ja, doch wenn man Kinder hat, muß man leben."

Magdalena war so betroffen von dem Ton von Madame Dutertre, von ihrer Bläße, die sie noch nicht bemerkt, von den Thränen, die sie ihre Freundin vergießen sah, daß sie rasch fragte:

„Mein Gott! Sophie, was hast Du denn? warum diese schmerzlichen Worte, warum diese Thränen? Gestern verließ ich Dich ruhig, glücklich, abgesehen, wie Du sagtest, von einigen durch die Geschäfte Deines Mannes veranlaßten Sorgen. Ist heute etwas Neues vorgefallen?"

„Nein, ich ... ich denke nicht," antwortete Sophie zögernd. „Aber seit gestern sind es weit weniger die Geschäftssorgen meines Mannes, was mich beunruhigt, als ..."

„Vollende."

„Nein, nein, ich bin toll," erwiederte Sophie, die sich zu bezwingen suchte und ein paar Worte, welche ihr eben entschlüpfen wollten, zurückzudrängen schien, „sprechen wir nicht von mir, sprechen wir von Antonine; ich bin so erschüttert von der Verzweiflung der Armen, daß man glauben sollte, ihre Leiden wären die meinigen."

„Sophie, Du sagst mir nicht die Wahrheit."

„Ich versichere Dich ..."

„Ich finde Dich bleich, verändert. Ja, seit gestern hast Du gelitten, viel gelitten, dessen bin ich sicher."

„Nein," erwiederte die junge Frau, während sie ihr Sacktuch auf ihre Augen drückte, „Du täuschest Dich ..."

„Sophie," sprach lebhaft Magdalena, indem sie die Hände ihrer Freundin in die ihrigen nahm, „Du weißt nicht, wie sehr Dein Mangel an Vertrauen mich betrübt;

Du könntest mich glauben machen, Du habest Dich über mich zu beklagen?"

„Was sagst Du?" rief Sophie trostlos über diesen Verdacht. „Du bist, Du wirst stets meine beste Freundin sein, und wenn ich Dich nicht durch meine Klagen zu ermüden glaubte ..."

„Ah! abermals," rief die Marquise im Ton liebevollen Vorwurfs.

„Verzeih... verzeih, Magdalena; doch, in der That, genügt es nicht, seinen Freunden wirkliche Leiden anzuvertrauen, ohne sie auch noch durch das Geständniß unbestimmter, aber dennoch oft schmerzlicher Ahnungen zu betrüben?"

„Laß sie hören, diese Ahnungen, meine liebe Sophie."

„Seit gestern ... doch ich wiederhole, ich werde Dir toll erscheinen."

„Du wirst mir toll erscheinen ... wohl ... doch sprich, ich beschwöre Dich."

„Nun denn! mir scheint, daß seit gestern mein Mann unter der Herrschaft irgend einer firen Idee steht, die ihn ganz und gar in Anspruch nimmt."

„Geschäftssorgen vielleicht?"

„Nein ... oh! nein, es ist etwas Anderes, und das ist es, was mich ängstigt und peinigt."

„Was hast Du denn bemerkt?"

„Gestern, nachdem Du Dich entfernt hattest, sollte er, wie wir verabredet, zwei Gänge von großer Wichtigkeit für uns thun. Als ich die Stunde verlaufen sah, begab ich mich in unser Zimmer, wohin er gegangen war, um sich anzukleiden. Ich fand ihn noch in seinen Arbeitskleidern an einem Tische sitzend, die Stirne auf seine Hand gestützt; er hatte mich nicht eintreten hören. „„Charles,"" sagte ich zu ihm, „„Du vergissest die Stunde, Du hast auszugehen."" „„Warum ausgehen?"" fragte er mich. „„Aber, mein Gott! um zwei dringende Gänge für Deine Geschäfte zu machen,"" (und ich nenne sie ihm). „„Du hast Recht,"" sagt er, „„ich dachte nicht daran."" „„Aber

woran denkst Du denn, Charles?““ frage ich. Er erröthete, schien verlegen und antwortete mir nicht.

„Vielleicht hat er einen Plan, einen Entschluß, den er sich überlegt und Dir noch nicht anvertrauen will.“

„Das ist möglich ... und dennoch hat er mir nie etwas verborgen, selbst nicht seine unentschiedensten Projecte... Nein, nein, es sind nicht seine Geschäfte, was ihn so in Anspruch nimmt, denn gestern Abend, statt mit seinem Vater und mit mir über einen Zustand der Dinge zu sprechen, der, ich muß es Dir gestehen, Magdalena, ernster ist, als ich Dir gesagt habe, unterhielt uns Charles von Dingen, die dem ganz fremd, um was er sich hätte bekümmern müssen... Und da... hatte ich nicht einmal den Muth, ihn zu tadeln, denn er sprach hauptsächlich von Dir.“

„Von mir? und was hat er gesagt?“

„Du seist gestern Morgen von Wohlwollen für ihn erfüllt gewesen; dann hat er von mir tausend Einzelheiten über Dich, über Deine Kindheit, über Dein Leben gefordert; ich antwortete ihm ganz glücklich, wie Du Dir wohl denken kannst, Magdalena; und hierauf versank er wieder plötzlich in ein düsteres Stillschweigen, in ein so tiefes Nachsinnen, daß ihn nichts demselben entziehen konnte, nicht einmal die Liebkosungen der Kinder.“

In diesem Augenblick trat der alte Diener von Hubert, den Madame Dutertre kannte, mit einer erstaunten Miene ein und sagte zu Sophie:

„Madame, Fräulein Antonine ist ohne Zweifel beim Herrn?“

„Ja, was gibt es?“

„Mein Gott! Madame, ich war so verwundert, daß ich nicht wußte, was ich antworten sollte.“

„Erklären Sie sich.“

„Hören Sie, Madame. Es ist ein fremder Officier da, wahrscheinlich einer vom Gefolge des Prinzen, der gegenwärtig das Elysée bewohnt.“

„Nun?“

„Dieser Officier hat einen Brief, den er, wie er sagt, selbst dem Herrn Präsidenten einhändigen will, der ihm eine Antwort geben soll. Ich mochte dem Officier immerhin sagen, der Herr sei sehr krank; er versicherte mich, es betreffe eine sehr dringende Sache, und er komme im Auftrag Seiner Hoheit, die das Elysée bewohne; in meiner Verlegenheit frage ich Sie nun, Madame, was zu thun ist?"

Ihren Kummer vergessend, wandte sich Madame Dutertre gegen Magdalena und sagte rasch und freudig:

„Deine Hoffnung hat Dich nicht getäuscht... Dieser Brief des Prinzen ist vielleicht seine Einwilligung zu der Heirath... Arme Antonine... wie glücklich wird sie sein!"

„Freuen wir uns nicht zu eiligst, theure Sophie. Warten wir;... doch gehe zu dem Officier, einem Adjutanten des Prinzen ohne Zweifel... Sage ihm, Herr Hubert, obgleich er sich etwas besser befinde, könne ihn noch nicht empfangen; bitte den Officier, Dir den Brief anzuvertrauen, und versichere ihn, Du wollest das Schreiben Herrn Hubert zustellen, der eine Antwort geben werde."

„Du hast Recht, Magdalena. Kommen Sie," sagte Sophie zu dem Bedienten, der mit ihr hinausging.

„Ich täuschte mich nicht," sprach Magdalena, als sie allein war. „Die Blicke von Herrn Dutertre... Das ist in der That ein Unglück. Doch ich hoffe," fügte sie halb lächelnd bei, „im Interesse von Sophie und ihrem Mann werde ich aus dieser verzeihlichen Untreue Nutzen zu ziehen wissen."

Dann, nachdem sie einen Augenblick nachgedacht hatte, sagte Magdalena:

„Der Prinz ist von einer seltenen Pünktlichkeit. Möchte er auch die andere in meinem Billet enthaltene Empfehlung berücksichtigen!"

Antonine trat aus dem Zimmer ihres Oheims heraus. Bei dem Anblick der Marquise war die Arme nicht

im Stand, einen Schritt zu thun. Sie blieb unbeweglich, stumm, zitternd, und erwartete ihr Schicksal mit einer Todesangst, denn Magdalena hatte ihr am Morgen desselben Tags versprochen, bei dem Prinzen für sie zu vermitteln.

Sophie kehrte nun zurück, sie hielt in der Hand den Brief, den ihr der Adjutant zugestellt hatte, gab ihn Antonine und sagte:

„Hier, mein Kind, bringe diesen Brief sogleich Deinem Oheim ... Es ist sehr dringend, sehr wichtig ... Er wird Dir die Antwort geben, und ich stelle sie der Person zu, welche wartet."

Antonine nahm den Brief aus den Händen von Madame Dutertre und schaute mit einer ängstlichen Neugierde ihre beiden Freundinnen an, welche einen Blick des Einverständnisses und der Hoffnung austauschten; ihre Physiognomie fiel Antonine dergestalt auf, daß sie sich abwechselnd an die zwei jungen Frauen wandte und diese fragte:

„Sophie ... Magdalena? was gibt es? Ihr schaut Euch stillschweigend an ... und dieser Brief ... Mein Gott! was geht denn vor?"

„Gehe geschwinde, mein Kind," sagte Magdalena, „Du findest uns wieder hier."

Immer mehr beängstigt, kehrte Antonine hastig zu ihrem Oheim zurück; Madame Dutertre aber, als sie die Marquise den Kopf senken und schweigsam und nachdenkend bleiben sah, sagte:

„Magdalena ... was hast Du denn?"

„Nichts ... meine Freundin ... Ich denke an das Glück der armen Antonine, wenn meine Hoffnungen mich nicht täuschen."

„Ah! dieses Glück wird sie Dir zu verdanken haben ... Mit welcher Trunkenheit werden sie und Herr Franz Dir ihren Dank abstatten! .. Bist Du nicht ihre Vorsehung gewachsen?"

Magdalena bebte bei dem Namen von Franz, erröthete

leicht, und eine Wolke zog über ihre Stirne. Sophie hatte nicht Zeit, die Bewegung ihrer Freundin zu bemerken, denn Antonine trat, einen unbeschreiblichen Ausdruck des Erstaunens und der Freude in ihrem reizenden Antlitz, rasch aus dem anstoßenden Zimmer heraus; ohne ein Wort sprechen zu können, fiel sie Magdalena um den Hals; doch die Erschütterung war ohne Zweifel zu heftig, sie erbleichte plötzlich, und die zwei Freundinnen waren genöthigt, sie zu unterstützen.

„Gott sei gelobt!" sprach Sophie, „trotz Deiner Beklommenheit, trotz Deiner Bläße bin ich überzeugt, daß es sich um eine gute Kunde handelt."

„Zittere also nicht so, liebes Kind," sagte Magdalena. „Beruhige Dich, erhole Dich..."

„Oh! wenn Ihr wüßtet," flüsterte das Mädchen. „Nein, nein... ich kann es noch nicht glauben."

Die Marquise nahm liebevoll die beiden Hände von Antonine in die ihrigen und sprach:

„Man muß immerhin an das Glück glauben, mein Kind; doch ich bitte, sprich, erkläre Dich."

„So eben," erwiederte das Mädchen, mit einer von den Freudenthränen unterbrochenen Stimme, „so eben trug ich den Brief zu meinem Oheim. Er sagte zu mir: „„Antonine, mein Gesicht ist sehr geschwächt, ich bitte Dich, lies mir diesen Brief vor."" Da entsiegelte ich den Brief; mein Herz schlug, ich weiß nicht warum, so gewaltig, so gewaltig, daß mir übel wurde wie jetzt wieder," fügte Antonine bei, indem sie ihre Hand auf ihren Busen legte, als wollte sie ihre Pulsschläge zurückdrängen, die so heftig waren, daß sie sich einen Augenblick unterbrechen mußte; dann fuhr sie fort:

„Ich las also den Brief; es stand darin... oh! ich habe kein Wort davon vergessen:

„„Herr Präsident Hubert, ich bitte Sie, mir, trotz Ihres kränklichen Zustandes, sogleich, wenn es Ihnen

möglich ist eine kurze Unterredung in einer sehr dringenden, höchst wichtigen Angelegenheit zu bewilligen.

„„Ihr wohlgewogener

„„Leopold Maximilian.““

„„Ah!““ sagte mein Oheim, der sich aufsetzte, „„das ist der Name des Prinzen, der das Elysée bewohnt.““ „„Ich ... ich glaube, ja, mein Oheim,““ antwortete ich. „„Was kann er von mir wollen?““ fragte mein Oheim. „„Ich weiß es nicht,““ erwiederte ich zitternd und erröthend, denn ich log, und ich machte es mir zum Vorwurf, daß ich es noch nicht gewagt hatte, ihm meine Liebe für Franz zu gestehen. Da sprach mein Oheim: „„Obschon ich sehr leidend bin, ist es mir doch unmöglich, den Prinzen nicht zu empfangen; doch ich vermag ihm nicht brieflich zu antworten, denn ich bin zu sehr angegriffen. Thue es an meiner Stelle, Antonine, und schreibe ihm Folgendes; erinnere Dich genau meiner Worte:

„„Hoheit, da mir meine Schwäche nicht erlaubt, Ihnen selbst zu antworten, so entlehne ich eine fremde Hand, um Eurer Hoheit zu sagen, daß ich zu Ihren Befehlen bin.““

„Diesen Brief will ich nun für meinen Oheim schreiben,“ sprach Antonine, während sie sich einem Pult näherte, das auf einem Tisch stand. Doch sagen Sie,“ fügte das Mädchen in vollem Erguß bei, „sagen Sie, ob ich nicht Magdalena segnen, ihr auf beiden Knieen danken muß? denn wenn sich der Prinz meiner Heirath mit Franz widersetzen wollte, so würde er nicht meinen Oheim besuchen, nicht wahr, Sophie?.. und hätte er ohne Magdalena je hierher zu kommen eingewilligt?“

„Wie Du, mein Kind, sage ich, daß man unsere theure Magdalena segnen muß,“ sprach Madame Dutertre, der Marquise die Hand drückend, „doch, in der That, ich muß es wiederholen, Du hast also einen Talisman, Magdalena, um Alles zu erlangen, was Du wünschest?“

„Ach! liebe Sophie,“ erwiederte die Marquise lächelnd,

„dieser Talisman ... wenn ich ihn habe ... nützt nur Andern ... und nicht mir.“

Während die zwei Freundinnen diese Worte austauschten, hatte sich Antonine vor das Pult gesetzt; aber nach einigen Secunden vergeblichen Versuches mußte sie auf das Schreiben verzichten; ihre kleine Hand zitterte so gewaltig, daß sie die Feder nicht halten konnte.

„Ueberlasse mir Deinen Platz,“ sagte Magdalena, die sie beständig im Auge behielt, „ich will für Dich schreiben.“

„Verzeih ... Magdalena,“ sprach Antonine, der Marquise ihren Platz abtretend, „es ist nicht meine Schuld ... das ist stärker, als ich.“

„Dein Herz trägt die Schuld, meine Kleine. Ich begreife Deine Aufregung,“ sagte die Marquise, während sie mit fester Hand die Antwort des Präsidenten Hubert schrieb. „Nun läute Jemand, Antonine, damit dieser Brief dem Adjutanten des Prinzen übergeben wird.“

Der alte Diener trat ein und wurde beauftragt, den Brief dem Officier zuzustellen.

„Zu dieser Stunde,“ sprach die Marquise zu dem Mädchen, „bleibt Dir eine Pflicht zu erfüllen, und ich bin überzeugt, daß Sophie meiner Ansicht ist; vor der Ankunft des Prinzen mußt Du mit wenigen Worten Deinem Oheim Alles gestehen.“

„Was Magdalena sagt, ist ganz richtig,“ erwiederte Sophie, „es würde eine schlimme Wirkung hervorbringen, wenn Herr Hubert nicht von dem wahrscheinlichen Zweck des Besuches des Prinzen unterrichtet wäre.“

„Dein Oheim ist gut und wohlwollend“ fügte Magdalena bei, „er wird einen Mangel an Zutrauen entschuldigen, der, wie ich nicht bezweifle, hauptsächlich durch Deine Schüchternheit veranlaßt worden ist.“

„Ich fühle es, Ihr habt alle Beide Recht,“ sagte Antonine, „auch habe ich über dieses Geständniß nicht zu erröthen, denn, mein Gott! gleichsam unwillkührlich und ohne zu bedenken ... habe ich Herrn Franz geliebt.“

„Das mußt Du schleunig Deinem Oheim bekennen, mein Kind, denn der Prinz wird alsbald hieher kommen. ... Doch ... sage mir,“ fügte die Marquise bei, „aus einer mir bekannten Ursache wünschte ich bei der Ankunft des Prinzen nicht hier zu sein ... Kann man aus diesem Salon nicht in Dein Zimmer gehen?“

„Der Gang, auf den sich diese Thüre öffnet, führt zu meinem Zimmer,“ antwortete Antonine. „Sophie kennt den Weg.“

„Ich will Dich führen, Magdalena,“ sagte Sophie und stand auf.

Die Marquise stand ebenfalls auf, küßte Antonine zärtlich auf die Stirne und sagte, auf die Thüre des Zimmers von ihrem Oheim deutend:

„Gehe geschwinde, liebe Kleine, die Augenblicke sind kostbar.“

Antonine warf einen Blick dankbarer Zärtlichkeit auf ihre beiden Freundinnen; diese verließen den Salon und wandten sich, dem Vorgang folgend, nach dem Zimmer von Fräulein Hubert, als sie den alten Bedienten auf sich zukommen sahen, der zu Sophie sagte:

„Madame, Herr Dutertre möchte Sie gern sogleich sprechen.“

„Mein Mann! ... wo ist er?“

„Unten, Madame, in einem Fiacre, vor der Thüre; er hat mir durch den Concierge sagen lassen, ich soll Sie bitten, hinabzukommen.“

„Das ist sonderbar! warum ist er nicht heraufgekommen?“ sagte Sophie ihre Freundin anschauend.

„Herr Dutertre hat nur ein paar Worte mit Madame zu sprechen,“ erwiederte der Diener.

Madame Dutertre folgte dem Bedienten ziemlich unruhig, nachdem sie zuvor zu der Marquise gesagt hatte:

„Ich komme im Augenblick zurück, meine Freundin, denn es drängt mich, das Resultat des Besuches des Prinzen bei Herrn Hubert zu erfahren.“

Magdalena blieb allein.

„Ich habe wohl daran gethan, mich zu beeilen," dachte sie mit einer gewissen Bitterkeit, „ich habe wohl daran gethan, der ersten Regung von Edelmuth nachzugeben; morgen wäre es zu spät gewesen; ich hätte vielleicht nicht den Muth gehabt, mich Antonine zu opfern. Es ist seltsam: vor einer Stunde fühlte ich, wenn ich an Franz und sie dachte, keine Eifersucht, keine Beklommenheit... nur eine sanfte Schwermuth; nun aber hat sich mein Herz allmälig zusammengeschnürt, nun ist es von Schmerzen heimgesucht... und zu dieser Stunde leide ich, oh! ja, ich leide sehr."

Die plötzliche Rückkehr von Sophie unterbrach die Betrachtungen der Marquise, und sie errieth ein großes Unglück aus dem kummervollen Ausdruck der Gesichtszüge von Madame Dutertre, die mit keichender Stimme zu ihr sagte:

„Magdalena, Du hast mir Deine Dienste angeboten, ich nehme sie an."

„Großer Gott! Sophie, was hast Du?"

„Unsere Lage ist verzweiflungsvoll."

„Erkläre Dich."

„Morgen, diesen Abend vielleicht wird Charles verhaftet sein."

„Dein Mann?"

„Verhaftet... sage ich Dir... oh! mein Gott!"

„Aber warum... aber wie?"

„Ein Ungeheuer der Bosheit, das wir für unsern Wohlthäter hielten... Herr Pascal..."

„Herr Pascal!"

„Ja, gestern wollte ich Dir nicht, konnte ich Dir nicht Alles sagen, doch..."

„Herr Pascal!." wiederholte Magdalena.

„Unser Schicksal ist in den Händen dieses unbarmherzigen Menschen... er kann, er will uns in das äußerste Elend versetzen... Mein Gott! was soll daraus werden?... und unsere Kinder! und der Vater meines

Mannes! und wir selbst! ah! das ist gräßlich! entsetzlich!"

„Herr Pascal," sagte die Marquise mit einer tiefen Entrüstung, „der Elende... oh! ja... ich habe es in seinem Gesicht gelesen... ich habe es an seiner Gemeinheit und Unverschämtheit gesehen... dieser Mensch muß unbarmherzig sein."

„Du kennst ihn?"

„Diesen Morgen habe ich ihn beim Prinzen getroffen. Oh! nun bedaure ich es, daß ich dem Zorn, der Verachtung, die mir dieser Mensch einflöste, nachgegeben habe. Warum hast Du nicht früher gesprochen, Sophie? das ist ein Unglück, ein großes Unglück."

„Was willst Du damit sagen?"

„Gleichviel... wir wollen nicht auf die Vergangenheit zurückkommen... Doch höre, Sophie, meine Freundin, laß Dich nicht niederbeugen... übertreibe Dir nichts, sage mir Alles, und wir finden vielleicht das Mittel, den Schlag zu beschwören, der Euch bedroht."

„Herr Pascal ist unbarmherzig."

„Das mag sein. Doch wie ist Euer Verhältniß zu ihm?"

„Vor einem Jahr befand sich mein Mann, wie so viele andere Industrieleute, in einer beklemmten Lage. Herr Pascal bot ihm seine Dienste an. Getäuscht durch den redlichen Anschein, nahm sie Charles an; es wäre zu lange, Dir zu erklären, durch welche Verkettung von Verhältnissen Charles, der den Versprechungen von Herrn Pascal traute, bald in eine völlige Abhängigkeit von diesem Menschen gerieth, der von einem Tag zum andern von meinem Mann mehr als hundert tausend Thaler zurückfordern, das heißt seine Industrie zu Grunde richten, uns in's Elend bringen konnte; endlich kam der Tag, wo Herr Pascal, stark durch diese Gewalt, meinen Mann und mich in die Alternative versetzte, verloren zu sein, oder zu Schändlichkeiten, die er uns auferlegte, einzuwilligen."

„Oh! der Heillose!"

„Gestern, als Du kamst, hatte er eben seine Drohung gegen uns ausgesprochen. Wir antworteten unserem Herzen und unserer Ehre gemäß... er schwur uns, sich zu rächen, und heute hielt er Wort. Wir sind verloren, sage ich Dir, er beabsichtigt, ich weiß nicht kraft welches Rechts, Charles vorläufig einsperren zu lassen... Meine Ansicht ist, Charles müsse vor Allem dem Kerker entkommen. Er weigert sich, sagt, es sei eine Falle... er habe nichts zu befürchten... und..."

Magdalena, welche eine Zeit lang nachdenkend geblieben war, unterbrach ihre Freundin abermals und fragte:

„Was müßte man thun, damit Ihr nichts mehr von Herrn Pascal zu befürchten hättet?"

„Man müßte ihn bezahlen."

„Und Dein Mann schuldet ihm?"

„Ueber hundert tausend Thaler, garantirt durch unsere Werkstätte; sind wir aber einmal des Eigenthums von dieser entsetzt, so besitzen wir nichts mehr auf der Welt. Mein Mann muß Bankerott machen, und seine Zukunft ist vernichtet."

„Es gibt kein anderes Mittel, Herrn Pascal zu entkommen, als daß man ihn bezahlt?"

„Es gibt eines, auf das mein Mann, nach dem Worte dieses boshaften Menschen, immer gerechnet hatte."

„Und dieses Mittel ist?"

„Charles zehn Jahre zu bewilligen, um sich frei zu machen."

„Und mit dieser Gewißheit?"

„Wären wir gerettet; aber Herr Pascal will sich rächen, und wird sich nie herbeilassen, ein Mittel der Rettung zu gewähren."

Dieses traurige Gespräch wurde durch Antonine unterbrochen, welche strahlend und wie toll vor Freude eintrat und rief:

„Magdalena... oh! kommen Sie, kommen Sie..."

„Was gibt es, mein Kind? ... eine glückliche Kunde ... ich errathe es aus Deinem strahlenden Gesicht."

„Ah! meine Freundinnen," antwortete das Mädchen, „ich befürchte nur, ein so großes Glück nicht ertragen zu können: Mein Oheim, der Prinz willigen zu Allem ein... Und der Prinz, wenn Ihr wüßtet, wie nachsichtig, wie väterlich er gegen mich gewesen ist! denn ich sollte nach seinem Willen seiner Unterredung mit meinem Oheim beiwohnen... er bat mich um Verzeihung wegen des Kummers, den er mir dadurch verursacht, daß er sich unserer Heirath habe widersetzen wollen. „„Meine einzige Entschuldigung,"" fügte er mit der rührendsten Güte bei, „„meine einzige Entschuldigung, Fräulein Antonine, ist, daß ich Sie nicht kannte... Die Frau Marquise von Miranda, Ihre Freundin, hat meine Bestechung begonnen und Sie haben dieselbe vollendet; haben Sie nur, da sie, wie Sie sagen, hier ist, die Güte, ihr zu bemerken, daß ich ihr in Ihrer Gegenwart dafür zu danken wünsche, daß sie mich in den Stand gesetzt, mein Unrecht gegen Sie wieder gut zu machen."" Sind das nicht rührende, edle Worte?" sprach das Mädchen. „Oh! kommen Sie, Magdalena, kommen Sie, meine Wohlthäterin, meine Schwester, meine Mutter... Sie, der Franz und ich unser Glück zu danken haben werden. Kommen Sie auch, Sophie," fuhr Antonine fort, indem sie Madame Dutertre bei der Hand nahm, „sind Sie nicht zur Hälfte bei meinem Glück betheiligt, wie Sie es bei meinen Bekenntnissen und meiner Verzweiflung waren?"

„Mein liebes Kind," erwiederte Madame Dutertre, die ihre Niedergeschlagenheit zu verbergen suchte, „ich brauche Dir nicht zu sagen, ob ich an Deiner Freude Theil nehme, doch die Gegenwart des Prinzen würde mich einschüchtern, und überdies . . . ich sagte es so eben Magdalena, muß ich nach Hause zurückkehren . . . Ich kann meine Kinder nicht zu lange allein lassen. Auf, umarme mich, Antonine, Dein Glück ist gesichert; dieser Gedanke wird mir süß sein, und wenn ich einen Kummer habe,

glaube mir, er wird ihn mir tragen helfen . . . Guten Tag . . . Hast Du mir etwas Neues mitzutheilen, so besuche mich morgen früh."

„Sophie," sagte leise die Marquise mit fester Stimme zu ihrer Freundin, „Muth und Hoffnung . . . Dein Mann gehe nicht von hinnen; erwarte mich morgen früh den ganzen Morgen in Deinem Hause."

„Was sagst Du?"

„Ich kann mich nicht näher erklären; nur gebe Dir das Beispiel von Antonine einiges Vertrauen. Diesen Morgen war sie in Verzweiflung, nun strahlt sie."

„Ja, durch Deine Hülfe."

„Auf! umarme mich, und noch einmal, Muth und Hoffnung!"

Dann indem sie sich Antonine näherte, sprach Magdalena:

„Nun, mein Kind, wollen wir den Prinzen aufsuchen."

Das Mädchen und die Marquise verließen Madame Dutertre, welche, unwillkührlich dem überzeugten Ton der Worte von Magdalena sich hingebend, mit einem Schimmer der Hoffnung nach ihrer traurigen Wohnung zurückkehrte.

Der Prinz erwartete Magdalena im Salon des Präsidenten Hubert; er verbeugte sich tief vor ihr und sprach mit einer Erkünstelung ceremoniöser Höflichkeit, die ihm die Gegenwart von Antonine auferlegte:

„Frau Marquise, es lag mir am Herzen, Ihnen für den großen Dienst, den Sie mir geleistet, zu danken; Sie haben mich in den Stand gesetzt, Fräulein Antonine Hubert zu schätzen, wie sie es verdient. Ich bin mit dem Herrn Präsidenten Hubert, der hiezu seine Einwilligung zu geben so gütig war, dahin übereingekommen, daß morgen früh die Verlobung von Franz und Fräulein Antonine nach deutschem Gebrauch stattfinden soll, nämlich, daß ich und der Herr Präsident Hubert, bei Strafe des Meineids und Treubruchs, den Heirathsvertrag unter=

terzeichnen, den Franz und das Fräulein unter denselben Bedingungen unterschrieben haben werden."

„Hoheit, ich habe, wie Sie es zu Antonine gesagt, nichts Anderes gethan, als Sie auf den Weg der Wahrheit geführt . . . Antonine hat es übernommen, Ihnen alles Gute zu beweisen, was ich von ihr gesprochen."

„Ich muß Sie um etwas bitten," sagte der Prinz, indem er aus seiner Tasche einen Brief zog und diesen Magdalena übergab, „Sie kennen die Familie des Obersten Pernetti?"

„Genau, Hoheit."

„Nun denn, so wollen Sie die Güte haben, dem Obersten diesen Brief, nachdem Sie Kenntniß davon genommen, zukommen zu lassen. Ich bin überzeugt," fügte der Erzherzog bei, indem er einen besonderen Nachdruck auf diese Worte legte, „ich bin überzeugt, es wird Ihnen eben so viel Vergnügen bereiten, diesen Brief abzusenden, als es dem, an welchen er gerichtet ist, Glück gewähren wird, ihn zu empfangen."

„Ich bezweifle es nicht, Hoheit, und wiederhole Ihnen hier meinen aufrichtigen Dank," sagte die Marquise mit einer ceremoniösen Verbeugung.

„Morgen also," sprach der Prinz zu dem Mädchen; „ich will dem armen Franz die gute Kunde, die ich ihm bringe, nur behutsam eröffnen . . . es könnte ihn zu heftig erschüttern . . . doch ich bin überzeugt, wenn er Alles weiß, wird er mir, wie Sie, den Kummer, den ich ihm verursachte, vergeben."

Und nachdem er Antonine und die Marquise, mit der er einen Blick des Einverständnisses wechselte, abermals gegrüßt, kehrte der Prinz nach dem Elisée Bourbon zurück.

. . . .

Am andern Morgen um zehn Uhr stieg die Marquise in einen Wagen und ließ sich zuerst zu einem Notar und dann zu Herrn Pascal führen.

Zwanzigstes Kapitel.

Herr Pascal bewohnte allein das Erdgeschoß eines im neuen Quartiere Saint-Georges liegenden Hauses, das auf die Straße ging. Ein besonderer Eingang war für die Kasse des Geldmannes vorbehalten, welche ein einziger Vertrauter, unter dem Beistand eines jungen Mannes für die Schreibereien, führte, denn Herr Pascal discontirte fortwährend vortreffliche Papiere.

Der Haupteingang der Wohnung, vor der eine Hausflur kam, führte in das Vorzimmer und in andere Piecen. Diese Wohnung war, obgleich ohne Luxus, nichtsdestoweniger sehr behaglich; ein Kammerdiener für das Innere, ein Knabe von fünfzehn Jahren für die Commissionen genügten für den Dienst von Herrn Pascal. Dieser Mensch machte seine ungeheuren Reichthümer nicht einmal entschuldbar durch jene fruchtbare Pracht, durch jene fruchtbaren Ausgaben, welche die Arbeit und die Industrie ernähren.

An diesem Morgen, gegen halb neun Uhr, ging Herr Pascal in einem Schlafrock sehr aufgeregt in seinem Cabinet auf und ab; seine Nacht war eine lange und fieberhafte Schlaflosigkeit gewesen; ein gut bezahlter Spion, der seit zwei Tagen beauftragt war, so viel als möglich Alles zu beobachten, was bei Fräulein Antonine vorging, hatte Herrn Pascal den Besuch des Prinzen beim Präsidenten Hubert hinterbracht.

Dieser rasche und bezeichnende Schritt ließ dem Geldmann keinen Zweifel über den Untergang seiner Pläne in Beziehung auf das Mädchen; mit der grausamen Täuschung verbanden sich bei ihm andere niedrige Empfindungen; einmal die Wuth, daß trotz der Millionen, über die er verfügte, sein Wille, so hartnäckig er auch

sein mochte, genöthigt war, vor Unmöglichkeiten zurückzuweichen, die ihn um so mehr schmerzten, als er sich auf dem Punkt, zu siegen, geglaubt und gesehen hatte. Das war noch nicht Alles: fühlte er für Antonine auch nicht Liebe in der edlern Bedeutung des Wortes, so fühlte er für dieses reizende Kind doch eine von jenen glühenden Launen, welche, vielleicht ephemer, doch so lange sie dauern, von einer außerordentlichen Heftigkeit sind; er hatte auch folgendes ungeschlacht selbstsüchtige Raisonnement gemacht:

„Ich will Antonine um jeden Preis besitzen; ich werde sie heirathen, wenn es sein muß, und wenn ich ihrer überdrüssig bin, wird mich eine Pension von zwölf bis fünfzehntausend Franken von ihr befreien; ich bin reich genug, um mir diese Laune zu erlauben."

Dies Alles war, obgleich verabscheuungswerth, doch aus dem Gesichtspunkt der gegenwärtigen Gesellschaft vollkommen möglich und gesetzlich, und gerade diese Möglichkeit, wir wiederholen es, war das, was das Mißlingen für Herrn Pascal so schmerzlich machte. Noch etwas Anderes: was er für Antonine fühlte, schloß, da es im Ganzen nur eine sinnliche Gluth war, nicht den ausschließlichen Vorzug der Liebe in sich; während er leidenschaftlich nach diesem Mädchen von einer jungfräulichen, unschuldigen Schönheit begehrte, war er nichtsdestoweniger lebhaft betrofffen oon der herausfordernden Schönheit von Magdalena, und durch ein Raffinement der Sinnlichkeit, das noch seine Qualen verdoppelte, hatte Herr Pascal die ganze Nacht vor seiner entflammten Einbildungskraft den Contrast dieser zwei anbetungswürdigen Geschöpfe erscheinen lassen.

Zur Stunde, in der wir ihn in seinem Hause sehen, war er noch denselben Martern preisgegeben.

„Fluch über mich!" sagte er zu sich selbst, während er mit ungleichen Schritten auf und ab ging. „Warum habe ich diese verdammte blonde Frau, mit den schwarzen Augbrauen, mit den blauen Augen, mit der bleichen Gesichtsfarbe, mit der kühnen Physiognomie und der

herausfordernden Haltung gesehen? Sie läßt mir das kleine, kaum erblühte Mädchen noch wünschenswerther erscheinen... Fluch über mich! Werden mich diese zwei Gestalten so wider meinen Willen verfolgen? oder vielmehr wird sie mein verwirrter Geist beständig so hervorrufen? Elend Gottes! wie albern, wie dumm bin ich gewesen! Wenn ich mich anders benahm... ich weiß nicht wie, doch die Sache war thunlich, leicht (das ist es, was mich so wüthend macht), konnte ich sicherlich, reich, wie ich bin, das Mädchen heirathen, und die Andere zur Maitresse haben, denn ich zweifle nicht daran, es ist die Maitresse des Erzherzogs, den Gott verwirren möge; und ich fordere ihn heraus, ob er ihr so viel Geld geben kann, als ich ihr gegeben hätte... Ja ja," fuhr er fort, indem er mit verdoppelter Wuth die Fäuste ballte, „es ist um wahnsinnig, um rasend zu werden, sich sagen zu müssen: Ich verlangte im Ganzen nicht die Kaiserin von Rußland zur Geliebten zu haben, oder die Tochter der Königin von England zu heirathen... Was wollte ich? mich mit einem bürgerlichen Mädchen, der Nichte eines alten guten Burschen von einem Beamten, der keinen Sou besitzt verheirathen... Gibt es nicht hundert Beispiele von solchen Heirathen? und ich konnte nicht siegen! und ich habe gegen dreißig Millionen im Vermögen! Elend Gottes! Es ist mir von gewaltigem Nutzen, mein Vermögen! ich kann damit nicht einmal diesem Automaten von einem deutschen Fürsten eine schöne Maitresse entführen! Im Ganzen muß sie ihn um seines Geldes wegen lieben... er ist nahe an Vierzig, stolz wie ein Pfau, dumm wie eine Gans und kalt wie Eis. Ich bin jünger als er, nicht so häßlich, und wenn er Erzherzog ist, bin ich nicht Erzmillionär? Und dann erfreue ich mich des Vorzugs vor ihm, daß ich ihn unter meine Füße gebracht habe, denn dieses verfluchte, freche Weib hat mich seinen Schwachkopf von einem Prinzen wie einen Erbärmlichen behandeln sehen... Sie hat es ihm in meiner Gegenwart vorgeworfen,

daß er die Demüthigungen dulde, die ich ihm auferlege. Sie muß diesen Menschen verachten... und, wie alle Frauen ihrer Gattung, eine Schwäche für den energischen harten Mann haben, der diesen großen gekrönten Kerl unter seine Füße gedrückt; es ist wahr, sie hat mich vor ihm unbarmherzig behandelt, doch um ihm zu schmeicheln; wir kennen dergleichen Komödien! Oh! wenn ich ihm dieses Weib entführen könnte, welch ein Triumph!... welche Rache! welch ein Trost für meine verfehlte Heirath!... Trost? nein... denn die eine von diesen Frauen läßt mich die andere nicht vergessen... Ich weiß nicht, ob es das Alter ist, aber ich habe nie eine solche Hartnäckigkeit der Begierde, wie ich sie für dieses Mädchen fühle, bei mir wahrgenommen. Doch gleichviel, wenn ich dem Prinzen seine Geliebte entführen könnte, so wäre schon die Hälfte meines Wollens erfüllt... und wer weiß? diese Frau kennt Antonine, sie scheint Einfluß auf sie zu haben... Ja, wer weiß, ob ich sie nicht, wenn sie einmal mir gehört, durch die Macht des Geldes bestimmen könnte, zu... Elend Gottes!" rief Pascal mit einem Ausbruch wilder Freude, „welch. ein Triumph!... diesem blonden Jüngling seine Frau und dem Erzherzog seine schöne Geliebte entführen! Und wenn es mein Vermögen kosten sollte, das wird geschehen!"

Sich emporrichtend, schien sich unser Mann in einer Haltung gebieterischen Willens zu vergrößern, während seine Züge einen Ausdruck teuflischer Freude annahmen.

„Auf, auf," fuhr er das Haupt erhebend fort, „obschon ich es wie ein Dummkopf und wie ein Undankbarer geschmäht habe, ist das Geld doch eine schöne Sache."

Hierauf blieb er stehen, um nachzudenken, und sprach dann, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen:

„Ruhe... wir wollen die Sache gut und besonders behende angehen... Mein Spion wird diesen Abend erfahren, wo die Geliebte des Herzogs wohnt, wenn sie nicht im Palast wohnt, was nicht wahrscheinlich ist. Kenne

ich einmal ihre Wohnung," fügte er bei, indem er sich das Kinn mit einer nachsinnenden Miene rieb, „kenne ich einmal ihre Wohnung, so sende ich die alte Abgeschlagene, Madame Doucet die Putzhändlerin, an sie ab... Das ist das alte und stets das beste Mittel, um mit den Schauspielerinnen, den Bürgersfrauen und den unterhaltenen Weibern sich zu verständigen; denn im Ganzen muß die Geliebte des Prinzen nichts Anderes sein; sie warf sich köpflings und ohne alle Umstände in unser Gespräch; sie hatte also keine Rücksichten zu beobachten. Demnach kann ich mich keiner tauglicheren Vermittlerin, als der Mutter Doucet bedienen... Wir wollen sie sogleich rufen."

Herr Pascal schrieb an seinem Bureau, als sein Kammerdiener eintrat.

„Was gibt es?" fragte ungestüm der Geldmann, „ich habe nicht geläutet..."

„Es ist eine Dame, mein Herr."

„Ich habe keine Zeit."

„Sie kommt wegen eines Creditbriefs."

„Sie soll zur Kasse gehen."

„Diese Dame möchte gern den Herrn sprechen."

„Unmöglich... sie soll zur Kasse gehen."

Der Kammerdiener entfernte sich.

Herr Pascal schrieb weiter; doch nach einigen Augenblicken kehrte der Bediente zurück.

„Wird das ein Ende nehmen?" rief Herr Pascal. „Was gibt es noch?"

„Mein Herr, es ist die Dame, welche..."

„Ah! hast Du den Teufel im Leibe? Sagte ich Dir nicht, Du sollst sie zur Kasse schicken?"

„Die Dame hat mir ihre Karte übergeben und mich beauftragt, Sie zu bitten, Sie mögen das lesen, was sie unten mit Bleistift darauf geschrieben habe."

„Gieb sie... das ist unerträglich," sagte Herr Pascal. Und er nahm die Karte und las, wie folgt:

Die Marquise von Miranda.

Unter dem Namen stand mit Bleistift geschrieben:

„Sie hat die Ehre gehabt, Herrn Pascal bei S. K. H. dem Erzherzog Leopold im Elysée-Bourbon zu treffen."

Hätte der Blitz zu den Füßen von Herrn Pascal eingeschlagen, er wäre nicht mehr verblüfft gewesen; er konnte seinen Augen nicht trauen, las die Karte zum zweiten Mal und sagte dann zu sich selbst:

„Die Marquise von Miranda... es ist also eine Marquise!... Bah! sie ist Marquise wie Lola Montes Gräfin ist... Unterrocksadel... Doch sie ist es... Sie ist hier... bei mir, in dem Augenblick, wo ich mir den Kopf zerbrach, um das Mittel zu finden, mich mit ihr in Verbindung zu setzen... Oh! Pascal, mein Freund Pascal, einen Augenblick verborgen, glänzt Dein Gestirn abermals in seiner ganzen Pracht. Und unter dem Vorwand eines Creditbriefs kommt sie hierher... Pascal, mein Freund, Ruhe, man findet nicht zweimal in seinem Leben eine solche Gelegenheit. Bedenke, daß Du, wenn Du geschickt bist, mit einem Netzzug die Geliebte des Prinzen und die Frau dieses blonden Jünglings fangen kannst. Oh! mein Herz schlägt gewaltig... Ich bin sicherlich sehr blaß..."

„Mein Herr, was soll ich der Dame antworten?" fragte der Kammerdiener, erstaunt über das verlängerte Stillschweigen seines Gebieters.

„Geduld, Bursche, warte auf meine Befehle," erwiederte Pascal ungestüm.

„Auf... Ruhe... noch einmal Ruhe," dachte er. „Die Aufregung würde Alles verderben, meine Mittel lähmen... Ich habe eine furchtbare Partie zu spielen, denn, Elend Gottes! ich glaube, da ich ein so schönes Spiel habe, ich würde mir vor Wuth die Hirnschale zerschmettern, wenn ich es verlöre."

Nachdem es ihm während eines Augenblicks des

Stillschweigens gelungen war, seine innere Aufregung zu beherrschen, sagte Pascal zu sich selbst:

„Nun habe ich mich gefaßt, lassen wir sie kommen und spielen wir vorsichtig."

Und er fügte laut bei:

„Laß die Dame eintreten."

Der Bediente ging hinaus, öffnete bald wieder die Thüre und meldete:

„Die Frau Marquise von Miranda."

Magdalena war an diesem Tage, gegen ihre Gewohnheit, nicht mehr als Großmutter, wie sie zu dem Prinzen gesagt hatte, sondern mit einer frischen Eleganz gekleidet, welche ihre Schönheit noch unwiderstehlicher machte; ein Reisstrohhut à la Pamela, mit Aehren und Kornblumen verziert, ließ das Gesicht und den Hals der Marquise frei; ein frisches Kleid vom weißer Mousseline, ebenfalls mit Kornblumen besät, hob die Umrisse einer unvergleichlichen Taille, den vollendeten Typus der Zierlichkeit, der wollüstigen Geschmeidigkeit, welche die mexicanischen Kreolinnen charakterisirt, hervor, während ihre Gazeecharpe leicht nach den ruhigen Athmungen eines Marmorbusens wogte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Pascal blieb einen Augenblick geblendet, bezaubert.

Er sah Magdalena tausendmal schöner, herausfordernder, wünschenswerther, als am Tage zuvor. Und obgleich ein feiner Kenner, wie er zum Prinzen gesagt, obgleich er alle Schätze der Schönheit, der Grazie

und der Jugend, welche die Armuth dem Reichthum zinsbar macht, genossen und mißbraucht hatte, hatte er doch in seinem Leben nicht das Dasein eines Wesens wie Magdalena geahnet . . . und was seltsam oder vielmehr natürlich bei diesem übersättigten, durch den Vollgenuß aller Vergnügungen entsittlichten Menschen erscheinen muß, er beschwor, sogar in diesem Augenblick das jungfräuliche Antlitz von Antonine neben das der Marquise herauf; für ihn vervollständigte sich Venus Aphrodite durch Hebe . . .

Das unwillkührliche Stillschweigen von Pascal benützend, sagte Magdalena mit einem trockenen hochmüthigen Ton und ohne die geringste Anspielung auf die Scene am vorhergehenden Tag . . . trotz der paar Worte, die sie ihrem Namen auf der Karte beigefügt:

„Mein Herr, ich habe einen Creditbrief auf Sie . . . hier ist er; ich wollte Sie wegen einiger Geschäftsanordnungen besuchen."

Dieser kurze, verächtliche Ton brachte Pascal aus der Fassung; er erwartete, wenn nicht Entschuldigungen, doch wenigstens Erklärungen über die Scene am vorhergehenden Tag; er erwiederte auch beinahe stammelnd:

„Wie, Madame, Sie kommen . . . einzig und allein wegen dieses Creditbriefes hieher?"

„Einmal wegen dieses Briefes, sodann wegen einer andern Sache . . ."

„Ich vermuthete es," sprach Pascal mit einem Seufzer der Erleichterung zu sich selbst, „der Creditbrief war nur ein Vorwand . . . Das ist ein gutes Zeichen."

Und laut erwiederte er:

„Der Creditbrief, Madame, gehört zum Ressort meines Kassiers. Er wird den Befehl erhalten, zu thun, was Sie von ihm verlangen. Was die andere Sache anbelangt, die Sie hieher führt, so betrifft sie, wie ich hoffe, mich ganz persönlich?"

„Ja."

„Ehe wir davon sprechen, Madame, erlauben Sie mir, eine Frage zu machen?"

„Welche?"

„Auf die Karte, die Sie mir zustellen ließen, haben Sie geschrieben, daß Sie mich gestern im Elysée gesehen?"

„Weiter."

„Sie scheinen sich aber unseres Zusammentreffens nur schriftlich zu erinnern."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Hören Sie," sagte Pascal, der allmälig seine Sicherheit wieder erlangte, denn er dachte, der trockene Ton von Magdalena sei nur eine Finte, obgleich er den Zweck derselben nicht errathe. „Hören Sie, Frau Marquise, gestehen Sie, daß Sie Ihren ergebensten Diener sehr hart behandelt haben."

„Weiter?"

„Wie? Sie bereuen es nicht ein wenig, daß Sie so böse gewesen sind? Sie bedauern Ihre ungerechte Lebhaftigkeit gegen mich nicht?

„Nein."

„Sehr gut . . . ich habe es . . . das war von einer vortrefflichen Wirkung auf den braven Mann von einem Erzherzog," wagte Pascal lächelnd zu äußern, denn er hoffte auf die eine oder auf die andere Weise Magdalena aus der eisigen Zurückhaltung, die ihn zu beunruhigen anfing, hervortreten zu machen; „es ist immer sehr geschickt, sich das Ansehen zu geben, als nähme man sich der Interessen der Würde von denjenigen an, welche man beherrscht . . . denn unter uns gesagt . . . schön und anbetungswürdig, wie Sie sind, müssen Sie aus diesem armen Prinzen Alles machen, was Sie wollen . . . doch ich fordere Sie heraus, je einen Menschen von Geist und einen edelmüthigen Mann aus ihm zu machen."

„Fahren Sie fort."

„Hören Sie, Frau Marquise, ich habe Ihren Creditbrief nicht gesehen," er öffnete ihn, „ich wette, daß das eine furchtbare Knauserei ist . . . Bei Gott! ich wußte dies . . . vierzig tausend Franken . . . was kann eine Frau,

wie Sie, in Paris mit einer solchen Erbärmlichkeit anfangen?.. Ha! ha! ha! vierzig tausend Franken... nur ein deutscher Erzherzog ist einer solchen Großmuth fähig!"

Magdalena hatte Anfangs Herrn Pascal angehört, ohne ihn zu verstehen. Bald aber begriff sie ihn: er hielt sie für die Geliebte des Prinzen, die von seinen Freigebigkeiten lebe.

Ein Strom von Röthe stieg plötzlich in das Gesicht von Magdalena empor... Ein Augenblick der Ueberlegung beruhigte sie jedoch, und sie wußte sogar, in Rücksicht auf ihre Pläne, Herrn Pascal Dank für diese Vermuthung; sie sagte auch mit einem Halbläecheln:

„Mein Herr, Sie lieben den Prinzen offenbar nicht..."

„Ich verabscheue ihn!" rief frecher Weise Herr Pascal, ermuthigt durch das Lächeln der Marquise und im Glauben, er thue einen Meisterstreich, wenn er die Dinge ganz ungestüm angreife.

„Ich hasse ihn, den verfluchten Prinzen, denn er besitzt einen Schatz von unberechenbarem Werth, den ich ihm gern um den Preis aller meiner Schätze entreißen möchte."

Hiebei warf Pascal einen entflammten Blick auf Magdalena, und diese erwiederte:

„Einen Schatz?.. ich hielt den Prinzen nicht für so reich... da er zu Ihnen, mein Herr, wegen eines Anlehens seine Zuflucht nahm."

„Ei! Madame," sagte Pascal mit leiser, bebender Stimme, „dieser Schatz sind Sie..."

„Ah! Sie schmeicheln mir, mein Herr."

„Hören Sie mich an, Madame," sprach Pascal, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte, „gehen wir gerade auf die Sache los, das ist die gute Methode. Sie sind eine Frau von Geist, ich bin nicht dumm, wir werden uns verständigen."

„Worüber, mein Herr?"

„Ich will es Ihnen sagen. Wenn ich im Ausland

nicht gerade für ein Rosenmädchen im Puncte der Finanzen gelte, so werde ich doch dafür angesehen, daß ich einen gewissen Wohlstand besitze, nicht wahr?"

„Man hält Sie für außerordentlich reich, mein Herr."

„Man hielt mich für das, was ich bin, ich will es Ihnen beweisen: eine Million baares Geld für die Kosten der Einrichtung . . . hundert tausend Livres Leibrente, einen Brautschmuck, wie alle Erzherzöge Deutschlands mit einander nicht einen bezahlen könnten, wenn sie ihre Sparkassen stürzen würden, und dabei noch die Kosten der Haushaltung. Was sagen Sie hiezu?"

Magdalena, welche Anfangs nicht ganz begriff, schaute Pascal mit sehr erstaunter Miene an; er aber fuhr fort:

„Diese Freigebigkeit verwirrt Sie . . . oder Sie glauben vielleicht nicht daran . . . Das kommt Ihnen stark vor . . . ich will Ihnen beweisen, daß ich mir diese Laune erlauben kann. Hier ist ein kleines Schreibebuch, das wie nichts aussieht," und er nahm es aus einer der Schubladen seines Bureau; „das ist meine Bilanz . . . und ohne sehr stark in den Finanzen zu sein, können Sie sehen, daß sich mein Inventar dieses Jahr auf sieben und zwanzig Millionen fünfmal hundert und sechzig tausend Franken belauft. Nehmen Sie nun an, meine Laune koste mich in runder Summe drei Millionen, so bleiben mir noch vier und zwanzig kleine Milliönchen, die mir so umgetrieben, wie ich sie umtreibe, immerhin eine Rente von ungefähr fünfzehnmal hundert tausend Livres eintragen, und da ich mit fünfzig bis sechzig tausend Franken jährlich vortrefflich lebe, so bekomme ich, einzig und allein mit meiner Rente, in drei Jahren die drei Millionen für meine Laune wieder. Ich sage Ihnen das, Frau Marquise, weil man besonders bei den Launen rechnen und beweisen muß, das man halten kann, was man verspricht. Gestehen Sie nun, daß der gute Pascal wohl so viel werth ist, als ein Erzherzog?"

„Dieses Anerbieten machen Sie also mir, mein Herr?"

„Welche Frage? verlassen Sie Ihren Erzherzog... geben Sie mir den Pfandschilling, und ich bezahle Ihnen von Hand zu Hand die Million in Anweisungen auf den Staatsschatz. Ich lasse bei meinem Notar eine Urkunde für die hunderttausend Lievres Leibrente ausfertigen, und wenn der Vater Pascal zufrieden ist, so hat es hiebei nicht sein Bewenden."

Der Geldmann sprach die Wahrheit; er machte seine Anerbietungen aufrichtig, der wachsende Eindruck, den er beim Anblick von Magdalena empfand, der Stolz, einem Prinzen seine Geliebte zu entreißen, die Eitelkeit, sie vor den Augen von ganz Paris mit großem Glanz zu umgeben und den Neid Aller zu erregen; endlich die abscheuliche Hoffnung, die Marquise durch die Macht des Geldes dazu zu bringen, daß sie Antonine Franz entreiße... Alles rechtfertigte in seiner Schmählichkeit, wie in seiner Herrlichkeit das Anerbieten von Pascal gegen Magdalena.

Die Marquise, die in diesem Anerbieten den Grad des Einflusses erkannte, den sie auf Pascal ausübte, freute sich hierüber, und um noch mehr die Aufrichtigkeit dieses Anerbietens zu erproben, sprach sie, scheinbar zögernd:

„Mein Herr, dieser Antrag ist allerdings über meinem Verdienst; aber..."

„Funfzigtausend Livres Leibrente mehr, und ein reizendes Landhaus," rief Pascal. „Das ist mein letztes Wort, Marquise!"

„Hören Sie das meine," erwiederte Magdalena, während sie aufstand und auf den Geldmann einen Blick warf, der ihn zurückweichen machte.

„Hören Sie mich wohl: Sie sind gemein, habgierig; Ihr Antrag beweist mir also, welchen Eindruck ich auf Sie hervorgebracht habe."

„Wenn mein Anerbieten nicht genügt!" rief Herr Pascal die Hände faltend, „sprechen Sie, und..."

„Schweigen Sie, ich bedarf Ihres Geldes nicht."

„Mein Vermögen, wenn es sein muß..."

„Schauen Sie mich wohl an, Herr Pascal, und

wenn Sie je im Stande waren, einer ehrlichen Frau ins Gesicht zu sehen und auf ihrer Stirne die Wahrheit zu lesen, so werden Sie bemerken, daß ich wahr spreche. Würden Sie Ihr ganzes Vermögen hier zu meinen Füßen legen, der Ekel und die Verachtung, die Sie mir einflößen, blieben, was Sie sind."

„Schmettern Sie mich nieder, lassen Sie mich Ihnen aber sagen . . ."

„Schweigen Sie . . . es war mir genehm, Sie einen Augenblick glauben zu lassen, ich sei die Geliebte des Prinzen, einmal, weil ich mich nichts um die Achtung eines Menschen Ihrer Art bekümmerte . . . und dann, weil Sie das in Ihren unverschämten Anerbietungen ermuthigte."

„Aber warum haben Sie denn . . ."

„Schweigen Sie . . . ich mußte wissen, welchen Grad von Einfluß ich auf Sie ausübe; ich weiß es nun und werde davon Gebrauch machen . . ."

„Oh! nichts kann mir lieber sein, wenn Sie wollten . . ."

„Ich bin aus zwei Gründen hieher gekommen; einmal, um den Betrag dieses Creditbriefs zu erheben . . ."

„Sogleich, doch . . ."

„Sodann kam ich, um dem schändlichen Mißbrauch ein Ziel zu setzen, den Sie von einem Dienst machten, welchen Sie scheinbar edelmüthig dem Mann meiner besten Freundin, Herrn Charles Dutertre, geleistet . . ."

„Sie kennen die Dutertre . . . ah! ich sehe die Falle . . ."

„Alle Mittel sind gut, um boshafte Wesen zu fangen . . . Sie sind gefangen."

„Oh! noch nicht," rief Pascal, der vor Wuth und Verzweiflung mit den Zähnen knirschte, denn die gebieterische Schönheit von Magdalena steigerte, noch mehr erhöht durch die Belebtheit ihrer Sprache, seine Leidenschaft bis zum Schwindel; „Sie triumphiren vielleicht zu früh, Madame."

„Sie werden es sehen."

„Nur heraus," sagte Pascal, der trotz der Qual, die er ausstand, mit Frechheit zu bezahlen suchte.

„Sogleich, hier auf diesem Tisch, unterzeichnen Sie eine Urkunde in guter Form, durch die Sie sich anheischig machen, Herrn Dutertre die Zeit zu bewilligen, die Sie ihm auf das Wort bewilligt haben, um sich seiner Schuld gegen Sie zu entledigen . . ."

„Aber . . ."

„Da Sie mich täuschen könnten, insofern ich nichts von den Geschäften verstehe, so beauftragte ich einen Notar, die Urkunde abzufassen, die Sie nur zu unterzeichnen haben."

„Das ist ein Scherz."

„Der Notar hat mich begleitet und wartet im anstoßenden Zimmer."

„Wie! . . . Sie haben ihn mitgebracht?"

„Man kommt nicht allein zu einem Mann Ihrer Art. Sie werden mir also diese Urkunde auf der Stelle unterzeichnen."

„Und dagegen?"

„Meine Verachtung und meinen Ekel, wie immer."

„Elend Gottes! . . . das ist gewaltig!"

„Es ist so . . ."

„Mir gratis mein bestes Stück in dem Augenblick entreißen wollen, wo mir in der Wuth, von der ich besessen bin, nichts übrig bleibt, als mich mit Rache zu füttern, um mich ein wenig zu trösten! Ah! die Dutertre ist ihre beste Freundin! Ah! ihre Thränen werden bitter für Sie sein! . . . ah! die Schmerzen dieser Familie werden Ihnen das Herz zerreißen! Bei Gott! das findet sich vortrefflich . . . ich werde auch meine Rache haben!"

„Sie weigern sich?"

„Ob ich mich weigere . . . Ah! Frau Marquise, Sie halten mich also für einen Einfaltspinsel! . . . für eine Frau von Geist sind Sie in diesem Augenblick sehr schwach . . . Sie hätten mich durch die Schmeichelei

gefangen . . . durch ein Versprechen gegirrt . . . ich war im Stande, zu . . ."

„Sehen Sie doch, läßt man sich herab, sich den Anschein zu geben, als wollte man Herrn Pascal verführen? man befiehlt ihm, eine Schändlichkeit wieder gut zu machen... er macht sie wieder gut, und man verachtet ihn hernach, wie zuvor, heute wie gestern, morgen wie heute."

„Elend Gottes! das ist, um wahnsinnig zu werden!" rief der Geldmann verblüfft, beinahe erschrocken über den Ton der Ueberzeugung, den Magdalena annahm, denn er fragte sich, ob sie nicht ein geheimes Zaubermittel besitze, aus dem sie sich eine Waffe machen könne. Doch fein und klug wie ein Schelm, beruhigte sich unser Mann bald nach einer raschen Gewissensprüfung und erwiederte:

„Wohl! Madame, ich bin bereit, zu gehorchen, wenn Sie mich dazu zwingen . . ."

„Das wird nicht lange dauern."

„Ich warte."

„Ich habe in Ihrer Straße mehrere Wohnungen zu vermiethen gesehen. Das ist allerdings nichts Außerordentliches, Herr Pascal; ein glücklicher Zufall wollte jedoch, daß einige sehr hübsche Zimmer, im ersten Stock, beinahe Ihrem Hause gegenüber, zu bekommen sind."

Pascal schaute Magdalena ganz verwundert an.

„Diese Wohnung nehme ich und ziehe morgen in dieselbe ein."

Eine unbestimmte Ahnung machte den Geldmann beben; er erbleichte.

Ihren glühenden Blick auf den von Pascal heftend, fuhr Magdalena fort:

„Zu jeder Stunde des Tags und der Nacht werden Sie erfahren, daß ich da bin. Sie können nicht ausgehen oder nach Hause zurückkehren, ohne unter meinem Fenster vorüberzukommen, wo ich oft, sehr oft sein werde, denn ich liebe es, mich ans Fenster zu stellen... Sie werden Ihr Haus nicht verlassen... dafür stehe ich... Ein

unwiderstehlicher, unseliger Zauber wird Sie zu Ihrer fortwährenden Qual zurückhalten... Mein Anblick wird Ihre Marter bilden, und Sie werden meinen Anblick aufsuchen... So oft Sie meinen Blicken begegnen, und Sie werden denselben oft begegnen, empfangen Sie einen Dolchstoß ins Herz, und dennoch werden Sie hinter Ihren Vorhängen liegend nach dem geringsten von meinen Blicken spähen."

Während sie so sprach, that Magdalena einen Schritt gegen Pascal, den sie keichend, bezaubert, unter ihren starren, glühenden Blicken hielt, von denen er die seinigen nicht losmachen konnte.

Magdalena fuhr fort:

„Das ist noch nicht Alles... da diese Wohnung geräumig ist, so wird Antonine sogleich nach ihrer Verheirathung mit Franz bei mir wohnen... mein armer Herr Pascal, ich weiß in der That nicht, was aus Ihnen dann werden soll."

„Oh!... diese Frau... ist höllisch," murmelte der Geldmann.

„Denken Sie sich also die Qualen aller Art, die Sie auszustehen haben werden. Sie mußten sehr in Antonine verliebt sein, daß sie das gute Kind heirathen wollten. Sie mußten sehr in mich verliebt sein, daß Sie Ihr Vermögen zu meinen Füßen legten. Nun denn! Sie werden nicht nur eine grausame Marter erdulden, wenn Sie Andere die zwei Frauen besitzen sehen, nach denen Sie so wahnsinnig verlangen (denn ich bin Wittwe und habe große Lust, mich wiederzuverheirathen), sondern Sie werden auch Ihre ungeheuren Reichthümer verfluchen, denn jeder Augenblick des Tags wird Ihnen sagen, sie seien ohnmächtig gewesen, sie werden stets ohnmächtig sein, Ihre glühendsten Wünsche zu befriedigen."

„Lassen Sie mich!" stammelte Pascal, indem er vor Magdalena, die ihn stets unter ihrem Blick hielt, zurückwich. „Lassen Sie mich! Oh! diese Frau ist also ein Dämon!"

„Hören Sie,“ sprach die Marquise „unwillkührlich beklage ich Sie, mein armer Herr Pascal, wenn ich an Ihren neidischen Grimm, an Ihre unbändige Eifersucht bei der unablässigen Anschauung des Glückes von Antonine denke, denn Sie werden uns beinahe jeden Tag, oft auch bei Nacht sehen; ja, die Jahreszeit ist schön, der Mondschein reizend, und sehr oft werden Sie spät am Abend, im Schatten verborgen, den Blick glühend auf meine Wohnung geheftet, bald Antonine und mich erschauen, wenn wir, auf unsern Balcon gelehnt, die Kühle des Abends genießen und, ich gestehe es Ihnen, über Herrn Pascal lachen, der ohne Zweifel hinter einem Laden steht und uns mit den Augen verschlingt: bald werden Antonine und Franz an ihrem Fenster im Mondschein von Liebe sprechen, während ich und mein zukünftiger Mann eben so köstlich unter Ihren Augen beschäftigt sind.“

„Fluch!“ rief Pascal außer sich „sie martert mich auf glühenden Kohlen!“

„Und das ist noch nicht Alles,“ fuhr die Marquise mit leiser, beinahe bebender Stimme fort, „zu einer vorgerückten Stunde werden Sie unsere Fenster sich schließen, unsere Vorhänge discret über den so sanften und der Wollust der Nacht so günstigen Schimmer der Alabasterlampe gezogen sehen...“ Dann lachte die Marquise laut und fügte bei: „Sehen Sie, mein armer Herr Pascal, ich wäre auch nicht erstaunt, wenn Sie aus Verzweiflung und Wuth wahnsinnig würden oder sich die Hirnschale zerschmetterten.“

„Wenigstens nicht, ohne mich gerächt zu haben,“ murmelte Pascal von einem furchtbaren Schwindel ergriffen.

Und er stürzte nach seinem Bureau, in dem eine geladene Pistole lag.

Doch Magdalena, welche wußte, daß von einem solchen Menschen Alles für sie zu befürchten war, hatte sich, Schritt für Schritt vorrückend und Pascal beständig unter ihrem Blick haltend, allmälig dem Kamin genähert; bei

der drohenden Geberde des Geldmannes zog sie rasch an der Klingelschnur, die sie wahrgenommen.

In dem Augenblick, wo sich Pascal leichenbleich, schrecklich anzuschauen, gegen Magdalena umwandte, trat auch der Bediente, ganz erstaunt über das heftige Läuten, ins Zimmer.

Beim Geräusch der Thüre, beim Anblick seines Kammerdieners, kam Pascal zu sich; er fuhr rasch mit der Hand, die die Pistole hielt, hinter seinen Rücken und ließ sie auf den Boden fallen.

Die Marquise benützte diese paar Augenblicke, um sich der Thüre zu nähern, welche der Bediente offen gelassen hatte, und sagte mit lauter Stimme zu dem Notar, der, in einem anstoßenden Zimmer sitzend, ebenfalls bei dem heftigen Lärmen der Klingel rasch aufgestanden war:

„Mein Herr, ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich Sie so lange habe warten lassen... wollen Sie die Güte haben, einzutreten."

Der Notar trat ein.

„Hinaus," sagte Pascal ungestüm zu seinem Bedienten.

Und der Geldmann wischte sich seine leichenbleiche, in Schweiß gebadete Stirn ab.

Magdalena, die mit Pascal und dem Notar allein geblieben war, sagte zu diesem:

„Mein Herr, Sie haben die Urkunde bezüglich auf Herrn Charles Dutertre vorbereitet?"

„Ja, Frau Marquise, es ist nur noch die Schrift zu genehmigen und zu unterzeichnen."

„Sehr gut," sagte die Marquise; dann, während Pascal vernichtet sich auf den Lehnstuhl stützte, der vor seinem Schreibtisch stand, nahm sie ein Blatt Papier, eine Feder und schrieb, wie folgt:

„Unterzeichnen Sie die Urkunde, und ich werde nicht nur nicht Ihrem Hause gegenüber wohnen, sondern noch diesen Abend Paris

verlassen, wohin ich dann lange nicht mehr zurückkomme. Was ich verspreche, halte ich."

Nachdem Magdalena diese Zeilen geschrieben, übergab sie Pascal das Papier und sagte zu dem Notar:

„Verzeihen Sie, mein Herr, es handelt sich um eine Bedingung in Betreff der Urkunde, die ich gern Herrn Pascal unterwerfen möchte."

„Vortrefflich, Frau Marquise," erwiederte der Notar sich verbeugend, während der Geldmann las.

Kaum hatte dieser gelesen, als er mit bebender Stimme und als drängte es ihn, einer großen Gefahr zu entgehen zu dem Notar sagte:

„Die Urkunde, mein Herr, die Urkunde ... machen wir ein Ende..."

„Ich will sie Ihnen zuerst vorlesen," erwiederte der Notar.

Und er zog die Urkunde aus seiner Mappe und entfaltete sie langsam.

Doch Herr Pascal riß sie heftig aus seinen Händen und sprach, als wäre sein Gesicht getrübt:

„Wo soll ich unterzeichnen?"

„Hier, mein Herr, und zuvor die Schrift genehmigen... doch es ist üblich, zu..."

Herr Pascal schrieb mit einer krampfhaften, zitternden Hand die Genehmigung der Schrift, unterzeichnete, warf die Feder auf den Tisch und neigte das Haupt, um dem Blick von Magdalena nicht mehr zu begegnen.

„Es fehlt noch ein Handzug hier," sagte der ängstliche Notar.

Pascal machte den Zug; der Notar nahm die Urkunde und warf einen erstaunten, beinahe ängstlichen Blick darauf, so finster war der Ausdruck des leichenbleichen Gesichtes von Pascal.

Immer kaltblütig, nahm die Marquise ihren Creditbrief, der auf dem Bureau liegen geblieben war, und sagte zu dem Geldmann:

„Da ich alle meine Fonds zu meiner Reise nöthig

haben werde, mein Herr, und da ich heute Abend abreise, so will ich, wenn Sie es gutheißen, die Gesammtsumme dieses Creditbriefs erheben?"

„Gehen Sie zur Kasse!" erwiederte maschinenmäßig Pascal, die Augen verwirrt und von Blut unterlaufen, denn auf seine Leichenbläße war plötzlich eine Purpurröthe gefolgt.

Dem Notar voranschreitend, der sich den Anschein gab, als verbeugte er sich vor Pascal, um ihn noch einmal mit besorgter Miene anzuschauen, verließ Magdalena das Cabinet, machte die Thüre zu und fragte den Bedienten:

„Ich bitte, wo ist die Kasse?"

„Die erste Thüre links im Hof, Madame."

Als die Marquise aus dem Salon wegging, vernahm man ein gewaltiges Geräusch im Cabinet von Pascal.

Es klang, als wäre ein Körper auf den Boden gefallen.

Der Kammerdiener verließ sogleich Magdalena und den Notar und lief zu seinem Herrn.

Die Marquise stieg, nachdem sie in Bankbillets den Betrag ihres Creditbriefes erhoben hatte, begleitet von dem Notar, wieder in den Wagen, als sie den Bedienten mit einer geschäftigen Miene aus dem Thorweg herauskommen sah.

„Was gibt es, mein Freund?" fragte ihn der Notar, „Sie sehen erschrocken aus?"

„Ah! welch ein Unglück! Mein Herr hat einen Schlaganfall bekommen... ich laufe nach einem Arzt," antwortete der Bediente.

Und er verschwand.

„Ich sagte mir auch," sprach der Notar zu Magdalena, „dieser liebe Herr scheint nicht in seinem natürlichen Zustand zu sein: hat er nicht auch diese Wirkung auf Sie gemacht, Frau Marquise?"

„Ich fand wie Sie, mein Herr, etwas ganz Besonderes im Gesichtsausdruck von Herrn Pascal."

„Gott wolle, daß dieser Anfall nicht von Bedeutung ist. Es wäre wahrhaftig Schade, wenn ein so reicher Mann in der Kraft seines Alters sterben müßte."

„In der That, sehr Schade... Doch sagen Sie, mein Herr, wenn Sie wollen, führe ich Sie nach Ihrem Hause zurück, und Sie übergeben mir die auf Herrn Dutertre bezügliche Urkunde... Ich bedarf derselben."

„Hier ist sie, Frau Marquise; doch ich werde nicht dulden, daß Sie mir zu Liebe einen Umweg machen. Zwei Schritte von hier steige ich aus."

„Wohl... Dann haben Sie die Güte, diese vierzig tausend Franken zu nehmen. Ich wünschte zehn tausend Franken in Gold für meine Reise und einen Creditbrief auf Wien zu haben."

„Ich werde das sogleich besorgen, Frau Marquise. Und wann soll ich Ihnen die Gelder überbringen?"

„Ich bitte, heute Abend vor zehn Uhr."

„Es soll pünktlich geschehen, Frau Marquise."

Der Notar verbeugte sich ehrfurchtsvoll, und Magdalena ließ sich sogleich nach der Werkstätte von Charles Dutertre führen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Magdalena hatte sich, erwähnter Maßen, als sie sich von Herrn Pascal entfernte, zu Madame Dutertre führen lassen; diese befand sich allein in ihrem Schlafzimmer, als man ihr die Marquise meldete.

Sophie, die in einem Lehnstuhl saß, schien einer

großen Verzweiflung preisgegeben; beim Anblick ihrer Freundin erhob sie rasch das Haupt; ihr in Thränen gebadetes Gesicht war von einer tödtlichen Bläße.

„Nimm ... lies ... und weine nicht," rief Magdalena mit zärtlichem Ton, indem sie ihr die von Herrn Pascal unterzeichnete Urkunde übergab. Hatte ich gestern Unrecht, als ich zu Dir sagte: Hoffe!"

„Dieses Papier!" erwiederte Madame Dutertre ganz erstaunt, „was ist es? ... erkläre Dich."

„Deine Befreiung und die Deines Mannes."

„Unsere Befreiung?"

„Herr Pascal hat sich anheischig gemacht, Deinem Mann die ganze Zeit zu gewähren, die dieser von ihm verlangt, um sich seiner Schuld zu entledigen."

„Sollte es wahr sein! Nein ... nein ... ein solches Glück ist unmöglich!"

„Lies doch, Ungläubige!"

Sophie durchlief rasch die Urkunde, schaute die Marquise ganz erstaunt an und sagte:

„Das grenzt an's Wunderbare ... ich kann meinen Augen nicht trauen ... und durch welches Mittel? Aber, mein Gott, das ist Zauberei!"

„Vielleicht," erwiederte Magdalena lächelnd, „wer weiß?"

„Ah! verzeih', meine Freundin," rief Sophie, während sie Magdalena um den Hals fiel, „meine Verwunderung ist so gewaltig, daß sie einen Augenblick meine Dankbarkeit unterdrückt hat. Du entreißest uns dem Untergang; wir und unsere Kinder haben Dir Alles zu danken, Glück, Sicherheit, Vermögen ... Ah! Magdalena, Du bist unser Schutzengel!"

Der Ausdruck der Dankbarkeit von Madame Dutertre war aufrichtig.

Die Marquise bemerkte jedoch im Ton, in der Geberde, im Blick ihrer Freundin einen gewissen Zwang. Ihr Antlitz schien nicht heiter, strahlend, wie es bei

der Kunde einer unerwarteten Rettung hätte werden müssen.

Offenbar nahm ein anderer Kummer Madame Dutertre in Anspruch; nach einem Augenblick aufmerksamen Stillschweigens fragte auch Magdalena:

„Sophie Du verbirgst mir etwas, Dein Kummer hat sein Ende noch nicht erreicht?“

„Kannst Du das glauben, während durch Deine Hülfe, Magdalena, unsere Zukunft heute so schön, so gesichert ist, als sie gestern verzweifelt war, während ...“

„Ich sage Dir, meine arme Sophie, daß Du noch leidest ... Ich müßte in Deinen Zügen die vollständigste Freude lesen ... und Du kannst kaum Deinen Kummer verbergen.“

„Solltest Du mich für undankbar halten?“

„Ich glaube, daß Dein armes Herz verwundet ist ... ja, und diese Wunde ist so schmerzlich, daß sie nicht einmal durch die gute Kunde, die ich Dir bringe, gemildert wird.“

„Magdalena, ich beschwöre Dich ... laß mich ... schaue mich nicht so an ... das betrübt mich; befrage mich nicht; aber glaube mir, oh! ich flehe Dich an, glaube mir, daß ich in meinem Leben nicht vergessen werde, was wir Dir verdanken,“ sprach Madame Dutertre.

Und sie verbarg ihr Antlitz in ihren Händen und zerfloß in Thränen.

Die Marquise dachte einen Augenblick nach, schien zu zögern, und sagte dann:

„Sophie, wo ist Dein Mann?“

Die junge Frau bebte, erröthete und erbleichte abwechselnd, und rief unwillkührlich und beinahe mit Angst:

„Du willst ihn also sehen?“

„Ja.“

„Ich weiß nicht ... ob er ... in diesem Augenblick in der Werkstätte ist,“ stammelte Madame Dutertre ...

„doch wenn Du es wünschest, wenn Du durchaus darauf bestehst, will ich ihn rufen lassen, damit er von Dir selbst Alles, was wir zu danken haben, erfährt.“

Die Marquise schüttelte schwermüthig den Kopf und erwiederte:

„Nicht um den Dank Deines Gatten zu empfangen, wollte ich ihn sehen, Sophie, nein, sondern um von ihm, wie von Dir, Abschied zu nehmen.“

„Abschied?“

„Diesen Abend verlasse ich Paris.“

„Du reisest ab?“ rief Madame Dutertre. Und ihr Ton verrieth eine seltsame Mischung von Erstaunen, Traurigkeit und Freude.“

Keine von diesen Nuancen sollte dem Scharfsinn von Magdalena entgehen.

Sie empfand Anfangs einen peinlichen Eindruck; ihre Augen wurden feucht; dann überwand sie ihre Gemüthsbewegung und sagte sanft lächelnd zu ihrer Freundin, indem sie ihre beiden Hände ergriff:

„Meine arme Sophie, Du bist eifersüchtig.“

„Magdalena!“

„Du bist eifersüchtig auf mich, gestehe es.“

„Ich versichere Dich...“

„Sophie, sei offenherzig; mir das leugnen hieße mich denken machen, Du glaubest, ich sei wissentlich coquette gegen Deinen Mann gewesen, und Gott weiß, was daran ist... ich habe ihn nur ein einziges Mal in Deiner Gegenwart gesehen.“

„Magdalena,“ rief die junge Frau mit Erguß und ohne daß sie ihre Thränen zurückzuhalten vermochte... „verzeihe mir... dieses Gefühl ist unwürdig, schmählich... denn ich kenne die Erhabenheit Deines Herzens, und erst in diesen Augenblick hast Du uns Alle gerettet... doch wenn Du wüßtest...“

„Ja, meine gute Sophie, wenn ich wüßte, doch ich weiß nichts... sprich, lege mir Deine Beichte bis zum

Ende ab; vielleicht wird sie mir einen guten Gedanken eingeben."

„Magdalena, in der That, ich schäme mich ... ich werde es nie wagen."

„Sage, was befürchtest Du ... da ich abreise, da ich diesen Abend abreise?"

„Höre, das ist es, was mich schmerzlich ergreift... Deine Abreise macht mich trostlos, ich hatte gehofft, Dich jeden Tag hier zu sehen ... während einer langen Zeit vielleicht ... und es wird doch ..."

„Es wird Dich doch meine Abreise von einer grausamen Furcht befreien, nicht wahr? Aber das ist ganz einfach, meine arme Sophie, was hast Du Dir vorzuwerfen, da ich diesen Morgen, ehe ich Dich besucht, abzureisen beschloßen hatte?"

„Ja, muthig, hochherzig, wie Du immer bist, sagst Du das."

„Sophie, ich habe nie gelogen; ich wiederhole Dir, daß diesen Morgen, ehe ich Dich gesehen, meine Abreise entschieden war; doch ich beschwöre Dich, sage mir, welche Ursachen Deine Eifersucht erregt haben ... Das ist vielleicht für die Ruhe Deiner Zukunft wichtiger, als Du denkst."

„Nun wohl! gestern Abend kam Charles, von Müdigkeit und Unruh gelähmt, erschrocken über die raschen Maßregeln, mit denen ihn Herr Pascal bedrohen ließ, nach Hause; trotz seiner furchtbaren Beklommenheit sprach er noch lange mit mir von Dir; da, ich gestehe es, kam mir der erste Verdacht, als ich sah, in welchem Grad die Erinnerung an Dich seinen Geist beherrschte. Charles legte sich zu Bette ... ich blieb nachdenkend neben ihm sitzen; bald entschlief er erschöpft durch die peinlichen Gemüthsbewegungen dieses Tags: Anfangs ruhig, erschien sein Schlaf nach einigen Augenblicken aufgeregt; zwei oder dreimal kam Dein Name über seine Lippen ... dann zog sich sein Gesicht schmerzhaft zusammen, und er mur-

melte, als wäre er von einem Gewissensbiß bedrückt: „„Verzeih', Sophie... verzeih'... und meine Kinder, oh! Sophie...“ hierauf sprach er noch ein paar unverständliche Worte, und seine Ruhe wurde nicht mehr gestört. Mehr ist nicht vorgefallen, Magdalena... Dein Name wurde von meinem Mann nur im Schlafe ausgesprochen, und dennoch kann ich Dir nicht sagen, wie gräßlich wehe mir das gethan hat; vergebens suchte ich die Ursache dieses so gewaltigen, so plötzlichen Eindrucks, denn Charles hatte Dich nur einmal und kaum eine Viertelstunde gesehen; allerdings bist Du schön, oh! sehr schön, und ich weiß es wohl, ich bin nicht mit Dir zu vergleichen; Charles hatte mich jedoch bis daher so sehr geliebt!“

Und die junge Frau vermochte ihre Thränen nicht mehr zurückzuhalten.

„Arme, gute Sophie,“ sprach die Marquise gerührt, „beruhige Dich, er liebt Dich, wird Dich immer lieben, und Du wirst mich bald vergessen gemacht haben.“

Madame Dutertre seufzte und schüttelte traurig den Kopf, Magdalena fuhr fort:

„Glaube mir, Sophie, es wird von Dir abhängen, mich vergessen zu machen, wie es von Dir abgehangen hätte, Charles zu verhindern, auch nur einen Augenblick an mich zu denken.“

„Was willst Du damit sagen?“

„So eben habe ich Dein vertrauliches Geständniß dadurch hervorgerufen, daß ich Dich versicherte, es würde ohne Zweifel ein günstiges Resultat für Dein zukünftiges Glück und für das Deines Mannes haben... ich täuschte mich nicht.“

„Erkläre Dich.“

„Stelle Dir vor, meine gute Sophie, Du seist in der Beichte,“ sagte Magdalena lächelnd, „ja, stelle Dir vor, Du seiest im Beichtstuhl des großen, dicken Abbé Jolivet... Du erinnerst Dich: der Beichtvater der

Kostschule, der so seltsame Fragen an uns richtete, als wir noch junge Mädchen waren ... Seit jener Zeit habe ich mich auch stets gefragt, warum es nicht geistliche Damen gebe, um die Mädchen Beichte zu hören... da ich jedoch, ohne geistliche Dame zu sein, Weib bin," fügte die Marquise abermals lächelnd bei, „so kann ich wohl einige Fragen wagen, welche ganz nach dem Geschmack unseres lüsternen Beichtvaters gewesen wären ... Nun denn, sage mir ... und erröthe nicht ... Dein Mann hat Dich aus Liebe geheirathet?"

„Ach! ja."

„Willst Du wohl über eine so reizende Erinnerung nicht seufzen?"

„Ah! Magdalena ... je trauriger die Gegenwart ist, desto mehr schmerzen gewisse Erinnerungen."

„Die Gegenwart, die Zukunft werden sein, was Du willst, daß sie sein sollen ... doch antworte mir: nicht wahr, während der zwei oder drei ersten Jahren Eurer Ehe habt Ihr Euch noch als Geliebte geliebt? Du verstehst mich?"

Die junge Frau schlug erröthend die Augen nieder.

„Dann hat allmälig ... ohne daß sich darum Eure Zuneigung verminderte, diese leidenschaftliche Zärtlichkeit einem ruhigeren Gefühle Platz gemacht, dem Eure Liebe für Eure Kinder einen süßen Reiz verlieh ... doch die zwei Geliebten waren nur noch zwei durch die theuersten und heiligsten Gefühle vereinigte Freunde ... ist es nicht so?"

„Das ist wahr, Magdalena, und zuweilen beklage ich es, daß diese Tage erster Jugend und Liebe vorüber sind; doch ich habe mir dieses Beklagen zum Vorwurf gemacht, indem ich mir sage, sie seien vielleicht unverträglich mit den ernsten Pflichten, welche die Mutterschaft auferlege."

„Arme Sophie! ... Aber sage mir, diese Erkaltung ... oder vielmehr Eure Verwandlung von Geliebten in

Gatten, in Freunde, wenn Du willst, ist nicht plötzlich gewesen? Das ist unmerklich und ohne daß Ihr es gewahr geworden, gekommen?"

„In der That, doch woher weißt Du das?"

„Noch eine Frage, liebe Sophie . . . in den ersten Tagen Eurer Liebe waret Ihr, ich bin es fest überzeugt, sehr gefallsüchtig für einander? Nie war Deine Toilette frisch genug, hübsch genug? Durch feinen Geschmack und durch Grazie Alles erhöhen, was Reizendes an Dir war . . . Deinem Mann gefallen . . . ihn stets verliebt machen . . . dies war Dein einziger Gedanke? Dein Charles hatte ohne Zweifel irgend einen Wohlgeruch, den er vorzugsweise liebte . . . Und Deine schönen Haare, Deine Kleider entströmten diesen zarten Duft, der, während der Abwesenheit, die Erinnerung an die geliebte Frau gleichsam materialisirt?"

„Es ist wahr, wir liebten ungemein den Geruch des Veilchens und der Iris . . . dieser Duft erinnert mich stets an unsere schönen früheren Tage."

„Du siehst also . . . was Deinen Mann betrifft, so bezweifle ich nicht, daß er mit Dir an Sorgfalt, an Eleganz und Geschmack in den kleinsten Einzelnheiten seines Anzuges wetteiferte . . . Beide glühend, leidenschaftlich, schmücktet Ihr voll Wonne Eure junge Liebe . . . doch ach! aus dem Schooße dieses so leichten, so bequemen Glückes ist allmälig die Gewohnheit hervorgegangen, die Gewohnheit, dieser unselige Vorläufer des Sichgehenlassens, der Selbstvernachläßigung, die Gewohnheit, um so gefährlicher, als sie oft, zum Täuschen, einer vertraulichen, innigen Hingebung gleicht. Man sagt sich: „„Ich bin sicher, daß ich geliebt werde; wozu dieses Bestreben, diese Sorgfalt jedes Augenblicks? . . . was sind diese Nichtswürdigkeiten gegen die wahre Liebe?"" Und so, meine liebe Sophie, kam ein Tag, wo Du, übrigens ganz von Deiner Zärtlichkeit für Deine theuren Kinder in Anspruch genommen, Dich nicht mehr darum bekümmertest, ob Dein Kopfputz

mehr oder minder gut zu Deinem hübschen Gesicht stand? ob sich Dein Kleid gut oder schlecht an Deinem anmuthigen Leib drapirte? ob Dein kleiner Fuß zierlich oder nicht zierlich vom Morgen an bekleidet war? Seinerseits von seinen Arbeiten in Anspruch genommen, wie Du von der Mütterlichkeit, vernachläßigte sich Dein Mann auch nach und nach. Unmerklich gewöhnten sich Eure Augen an diese Veränderung, ohne sie beinahe wahrzunehmen, wie man sich, so zu sagen, nicht alt werden sieht, wenn man beständig beisammen lebt. Und das ist so wahr, liebe Sophie, daß, wenn Du durch die Erinnerung die Sorgfalt des Geschmacks, die Eleganz, die reizenden Aufmerksamkeiten, womit Ihr Euch in der schönen Zeit Eurer Liebe umgabet, heraufbeschwören würdest, Dich das größte Erstaunen bei der Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit ergreifen müßte."

„Es ist nur zu wahr," erwiederte Sophie, indem sie einen traurigen, beinahe beschämten Blick auf ihre vernachläßigte Kleidung, auf ihren ungeordneten Kopfputz warf. „Ja, allmälig vergaß ich die Kunst, oder vielmehr das Verlangen, meinem Mann zu gefallen. Ach! nun ist es zu spät, dies zu bereuen."

„Zu spät!" rief die Marquise, „zu spät! Mit Deinen fünfundzwanzig Jahren, mit diesem so reizenden Gesicht... zu spät mit diesem bezaubernden Wuchs, diesen herrlichen Haaren, diesen Perlzähnen, diesen großen zärtlichen Augen, dieser fürstlichen Hand und dem Fuß eines Kindes, zu spät! Laß mich eine halbe Stunde Deine Kammerfrau sein, meine liebe Sophie, und Du wirst sehen, ob es zu spät ist, Deinen Mann wieder glühend und leidenschaftlich wie einst werden zu machen."

„Ah! Magdalena, nur Du allein in der Welt vermagst denjenigen, welche keine mehr haben, Hoffnung zu geben, und dennoch erschreckt mich die Wahrheit Deiner Worte. Ach!... Du hast Recht... Charles liebt mich nicht mehr."

„Er liebt Dich immer noch ebenso sehr und vielleicht noch mehr, als in der Vergangenheit, arme Närrin. Denn Du bist für ihn die erprobteste Gattin, die zärtlichste Mutter seiner Kinder; doch Du bist nicht mehr die berauschende Geliebte von ehemals; er hat auch nicht mehr für Dich jene zärtliche, glühende Liebe der ersten Tage Eures Glückes; es ist etwas nackt, was ich Dir da sage, meine gute Sophie... doch der gute Gott weiß, was er thut; er hat uns nicht von unmateriellen Wesen geschaffen; wohl ist nicht Alles an uns Materie, es ist aber ebenso wenig Alles Geist. Glaube mir, es liegt etwas Göttliches im Vergnügen; man muß es auch schmücken, schön herausputzen, ihm Wohlgeruch verleihen. Kurz, verzeihe mir die Ungeheuerlichkeit in der Ehe... siehst Du... ein kleiner Grad Unkeuschheit... ist nicht zu viel, um den durch die Gewohnheit entschlummerten Sinn wieder zu erwecken... sonst hat die anlockende Geliebte stets den Vorzug vor der Frau,... und unter uns gesagt, das ist immer ein wenig der Fehler der Gattin, denn warum sollten im Ganzen die Pflichten der Frau und der Mutter unverträglich mit den Verführungen und der Wollust der Geliebten sein? warum sollte der Vater, der Gatte nicht auch ein entzückender Liebhaber sein? Höre, Sophie, ich will in zwei Worten, mit meiner gewöhnlichen Derbheit, Deine Stellung und die meinige zusammenfassen: Dein Mann liebt Dich, und **er begehrt Dich nicht**... er liebt mich nicht, und **er begehrt mich.**"

Dann fügte die Marquise wie toll lachend bei:

„Ist es nicht seltsam, daß ich, eine Jungfrau, und zwar leider eine bei der Frage durchaus nicht betheiligte, denn ich bin wie ein Gourmand ohne Magen, der von einer köstlichen Speise sprechen würde, ist es nicht seltsam daß ich einer verheiratheten Frau Unterricht ertheile?"

Ah! Magdalena," rief Sophie mit vollem Erguß, „Du wirst uns heute zweimal gerettet haben... Denn

was mein Mann fühlt, hätte er für eine andere minder edelmüthige Frau fühlen können... und dann bedenke meinen Kummer, meine Thränen! Ah! Du hast Recht, Du hast Recht... Charles muß in seiner Frau seine Geliebte von einst wiedersehen und wiederfinden."

Diese Unterredung der zwei Freundinnen wurde durch die Ankunft von Antonine unterbrochen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Unterredung von Magdalena und Sophie wurde also durch die Ankunft von Antonine unterbrochen, welche stürmisch wie die Freude, die Jugend und das Glück eintrat und ausrief:

„Sophie, ich wußte gestern, Magdalena werde diesen Morgen hier sein, und laufe herbei, um Euch zu sagen..."

„Kein Wort mehr, kleines Mädchen," erwiederte heiter die Marquise, indem sie Antonine auf die Stirne küßte, „wir haben keinen Augenblick zu verlieren, denn wir müssen, wie wir es einst unter uns in der Kostschule waren, die Kammerfrauen von Sophie sein."

„Was sagst Du?" rief Sophie.

„Aber, Magdalena," versetzte Antonine, „ich kam, um Euch mitzutheilen, daß mein Vertrag diesen Morgen vom Prinzen und von meinem Oheim unterzeichnet worden ist, und daß..."

„Dein Heirathsvertrag ist unterzeichnet, mein Kind! das ist das Wichtige, und ich erwartete es; Du wirst mir

das Uebrige erzählen, wenn wir unserer lieben Sophie die schönste, die coquetteste Toilette der Welt gemacht haben; das ist von großem Belang und besonders sehr dringend."

Dann fügte Magdalena leise ins Ohr von Madame Dutertre bei:

„Dein Mann kann jeden Augenblick kommen... er soll entzückt, bezaubert sein, er wird es sein."

Hierauf wandte sich Magdalena an Antonine und sprach:

„Geschwinde, geschwinde, mein Kind... hilf mir diese Toilette an's Fenster bringen... und beschäftigen wir uns vor Allem mit dem Kopfputz von Sophie."

„In der That, Magdalena," erwiederte Sophie lächelnd, denn unwillkührlich erschloß sie sich wieder der Hoffnung und dem Glück „in der That Du bist toll."

„Nicht so toll," entgegnete die Marquise, während sie Sophie an den Putztisch sitzen machte; und indem sie das herrliche Haar ihrer Freundin entrollte, fügte sie bei: „wäre ich häßlich wie ein Ungeheuer, so wollte ich doch mit solchen Haaren im höchsten Grad anlockend erscheinen; urtheile ein wenig über Dich, Sophie... Auf, Antonine, hilf mir, diese Haare sind so lang, so dicht, daß ich sie nicht in der Hand halten kann."

Sie waren reizend anzuschauen, diese drei Freundinnen von so verschiedenartiger Schönheit so gruppirt. Das unschuldige Antlitz von Antonine drückte ein ganz naives Erstaunen über diese improvisirte Toilette aus. Bewegt, in Unruhe versetzt durch die zärtlichen und glühenden Erinnerungen an die Vergangenheit, fühlte Sophie, wie unter ihrem Schleier brauner Haare ihr Gesicht, bis dahin bleich und betrübt, sich mit einer unwillkührlichen Röthe färbte, während Magdalena, das herrliche Haar ihrer Freundin vortrefflich benützend, diese zum Entzücken frisirte.

„Welches Kleid willst Du nun anziehen?" fragte die Marquise Sophie. „Doch ich bedenke, sie müssen Dich

abscheulich kleiden, wenn sie alle nach demselben Muster geschnitten sind."

„Sie sind es leider," antwortete Sophie lächelnd.

„Sehr gut," sagte die Marquise, „und ich wette, sie sind alle oben geschlossen?"

„Ja, alle geschlossen," antwortete die arme Sophie.

„Immer besser," sagte Magdalena. „Somit sind diese hübschen Schultern mit dem Grübchen, diese reizenden Arme zu ewigem Vergraben verurtheilt... das ist beklagenswerth. Sprich, hast Du wenigstens einen zierlichen Hausrock, ein elegantes Morgenkleid?"

„Meine Hausröcke sind sehr einfach. Allerdings hatte ich früher..."

„Früher?"

„Früher hatte ich köstliche."

„Nun! wo sind sie?"

„Ich fand sie zu jung für eine Hausmutter, wie ich eine bin," antwortete Sophie lächelnd, „und ich habe sie, glaube ich, oben in diesen Glasschrank verbannt."

Die Marquise hörte nicht mehr: sie lief an den Schrank, durchwühlte ihn, und fand ein paar sehr hübsche Hauskleider von gestreiftem Taffet und von außerordentlicher Frische; sie wählte eines mit hellblauem Grund und strohgelben Streifen; die offenen, flatternden Aermel mußten die Arme vom Ellenbogen an nackt lassen, und obgleich vorne sich kreuzend, konnte sich dieses Kleid nach Belieben öffnen und die Brust frei machen.

„Vortrefflich," sagte die Marquise, „dieser Stoff ist reizend und so frisch, als ob er neu wäre; ich brauche nun weiße seidene Strümpfe, würdig dieser zierlichen Aschenbrödels-Pantoffeln, die ich auch in diesem Schranke finde, worin Du Deine Waffen begraben hast, wie ein Krieger, der nicht mehr in die Schlacht geht."

„Aber, meine liebe Magdalena," entgegnete Sophie, „ich..."

„Es gibt keine aber," erwiederte Magdalena unge-

duldig, „ich will, daß Dein Mann sogleich wenn er hier eintritt um fünf Jahre verjüngt sich glaubt und ist."

Trotz eines schwachen Widerstandes zeigte sich Sophie gelehrig für die Rathschläge und gefallsüchtigen Bemühungen ihrer Freundin; halb auf einer Ottomane liegend, in einer Haltung voll schmachtender Weichheit, gestattete sie, daß die Marquise diesem lebendigen Gemälde den letzten Pinselstrich gab. Magdalena ließ in der That ein paar lange Locken auf dem blendend weißen Hals spielten; streifte die weiten Aermel zurück, um einen Ellenbogen mit Grübchen wohl sehen zu lassen, öffnete ein wenig (trotz der keuschen Bedenklichkeiten von Sophie) den Leib des Kleides, das, mit einer anlockenden Absichtlichkeit drapirt, den untern Theil eines zierlich gedrechselten Beines und das hübscheste Füßchen der Welt erschauen ließ.

Man muß sagen, Sophie war auf diese Art reizend: die Aufregung, die Unruhe, die Hoffnung, eine unbestimmte Besorgniß färbten ihr zartes, anziehendes Antlitz, belebten ihren Blick, machten ihren Busen wogen und verliehen ihren Zügen einen köstlichen Ausdruck.

Ganz erstaunt über diese Verwandlung, rief Antonine nun, indem sie in ihre kleinen Hände klatschte:

„Mein Gott! mein Gott! Sophie, ich wußte nicht, daß Sie so hübsch sind!"

„Sophie wußte es auch nicht," erwiederte Magdalena, die Achseln zuckend, „ich muß so viele Reize ausgraben."

Die Dienerin von Madame Dutertre trat, nachdem sie an die Thüre geklopft hatte, ein und sagte zu ihrer Gebieterin:

„Der Herr wünscht Madame zu sprechen; er ist in der Werkstätte und läßt fragen, ob Madame zu Hause sei . . ."

„Er weiß, daß Du hier bist," flüsterte Sophie Magdalena mit einem Seufzer zu.

„Laß ihm sagen, er soll kommen," erwiederte Magdalena mit halber Stimme.

„Sage Herrn Dutertre, ich sei zu Hause," sprach Sophie zu der Dienerin, welche sich sogleich entfernte.

Magdalena wandte sich nun an ihre Freundin und sprach mit innigem Ton, indem sie die Arme nach ihr ausstreckte:

„Und nun, Gott befohlen, Sophie . . . theile Deinem Mann mit, daß er von Herrn Pascal befreit sei."

„Du reisest schon?" erwiederte Sophie traurig: „und wann werde ich Dich wiedersehen?"

„Ich weiß es nicht ... eines Tages vielleicht; doch ich höre die Tritte Deines Mannes und verlasse Dich."

Hienach fügte sie lächelnd bei:

„Nur will ich hinter diesem heruntergelassenen Thürvorhang mich an Deinem Triumph ergötzen."

Und sie bedeutete Antonine durch ein Zeichen, sie möge ihr folgen, und zog sich hinter den heruntergelassenen Thürvorhang des anstoßenden Salon in dem Augenblick zurück, wo Herr Dutertre in das Schlafzimmer seiner Frau eintrat; einige Momente schweiften die Augen von Charles umher, als ob er eine Person suchte, die er zu treffen erwartet hatte, und er bemerkte nicht die Verwandlung von Sophie, die zu ihm sagte:

„Charles, wir sind gerettet ... hier ist der Verzicht von Herrn Pascal."

„Großer Gott! sollte es wahr sein!" rief Dutertre, während er die Papiere durchlief, die ihm seine Frau zugestellt hatte; dann erst, da er seine Augen wieder aufschlug und auf Sophie heftete, bemerkte er ihre so coquette, so anlockende Toilette; nach einem Augenblick des Stillschweigens, verursacht durch das Erstaunen und die Bewunderung, rief er:

„Sophie! was sehe ich?" Diese so reizende, so neue Toilette! das geschieht also, um den Tag unserer Befreiung zu feiern?"

„Charles," erwiederte Sophie, bald lächelnd, bald erröthend, „diese Toilete ist nicht neu; ... vor einigen Jahren ... wenn Du Dich entsinnst, gefiel ich Dir so."

„Ob ich mich entsinne!" rief Dutertre, der tausend zärtliche und wollüstige Erinnerungen in seinem Innern erwachen fühlte; „ah! das war die schöne Zeit unserer glühenden Liebe, und diese schöne Zeit tritt wieder ein, besteht; ich sehe Dich wieder wie in der Vergangenheit; Deine Schönheit glänzt in meinen Augen in neuem Schimmer . . . Ich weiß nicht, was für ein Blendwerk es ist . . . doch diese Zierlichkeit, diese Coquetterie . . . dieser Liebreiz . . . Deine Röthe, Alles bis auf diesen süßen Irisgeruch, den wir so sehr liebten, Alles entzückt und berauscht mich. Nein, nein, nie habe ich Dich hübscher gesehen," fügte Dutertre mit leidenschaftlichem Ton bei, indem er voll Gluth die schönen Hände von Sophie küßte. „Oh! ja, Du bist es, Du bist es; ich finde Dich wieder, angebetete Herrin meiner ersten Liebe."

„Nun, Mädchen, ist es die höchste Zeit, daß wir uns entfernen," sagte ganz leise Magdalena zu Antonine, ohne daß sie sich des Lächelns erwehren konnte.

Und Beide entfernten sich auf den Fußspitzen, verließen den Salon, dessen Thüre die Marquise in der Stille schloß, und befanden sich in dem Cabinet von Herrn Dutertre, das auf den Garten ging.

„Magdalena," sagte Antonine zur Marquise, „Sie ließen mich vorhin nicht vollenden, was ich Ihnen sagen wollte."

„Nun, so sprich, mein Kind."

„Herr Franz ist hier."

„Er . . . hier?" sagte bebend die Marquise, ohne daß sie ein schmerzliches Gefühl zu verbergen vermochte. „Und warum und wie ist Herr Franz hier?"

„Da er durch mich wußte, daß Sie sich diesen Morgen hier einfinden sollten, kam Herr Franz, um Ihnen für alle Güte, die Sie uns erwiesen, zu danken. Er wartet im Garten . . . und dort ist er."

So sprechend deutete das Mädchen auf Franz, der wirklich auf einer Bank im Garten saß.

Magdalena warf einen langen, letzten Blick auf ihren

blonden Erzengel, ohne eine Thräne zurückhalten zu können, die ihren Augen entstürzte; dann küßte sie Antonine auf die Stirne und sprach mit leicht bewegter Stimme:

„Lebe wohl, mein Kind.“

„Wie!“ rief das Mädchen, erstaunt über ein so rasches Scheiden, „Sie gehen, ohne Franz sehen zu wollen? Das ist unmöglich . . .“

Die Marquise legte ihren Finger auf ihre Lippen und hieß Antonine durch ein Zeichen schweigen; dann entfernte sie sich, doch nicht ohne die Augen noch einmal nach dem Garten zu drehen, und verschwand.

. . . .

Zwei Stunden nacher reiste die Marquise aus Paris ab; dem Erzherzog hinterließ sie folgendes Billet:

„Hoheit,“

„Ich werde Sie in Wien erwarten, kommen Sie, um mich vollends zu verführen.*)

„Magdalena.“

---

*) Den Schluß dieses Abenteuers wird man in der letzten der sieben Todsünden: der Fraß finden.

Ende der Unkeuschheit.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Die sieben Todsünden

Bd.: 4,1/4

Stuttgart 1849

L.eleg.g. 16 t-1,17
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10572948-5